This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

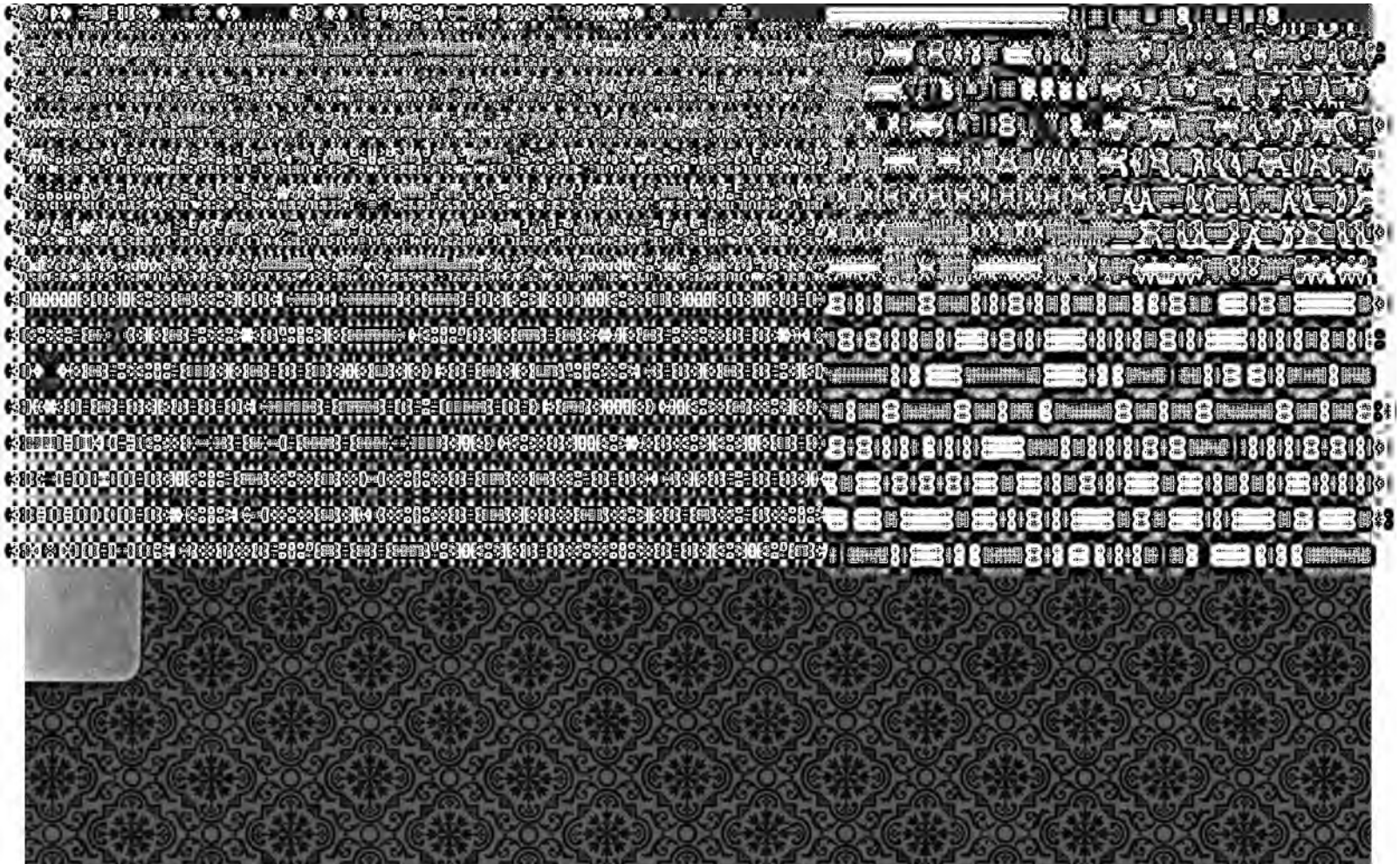
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

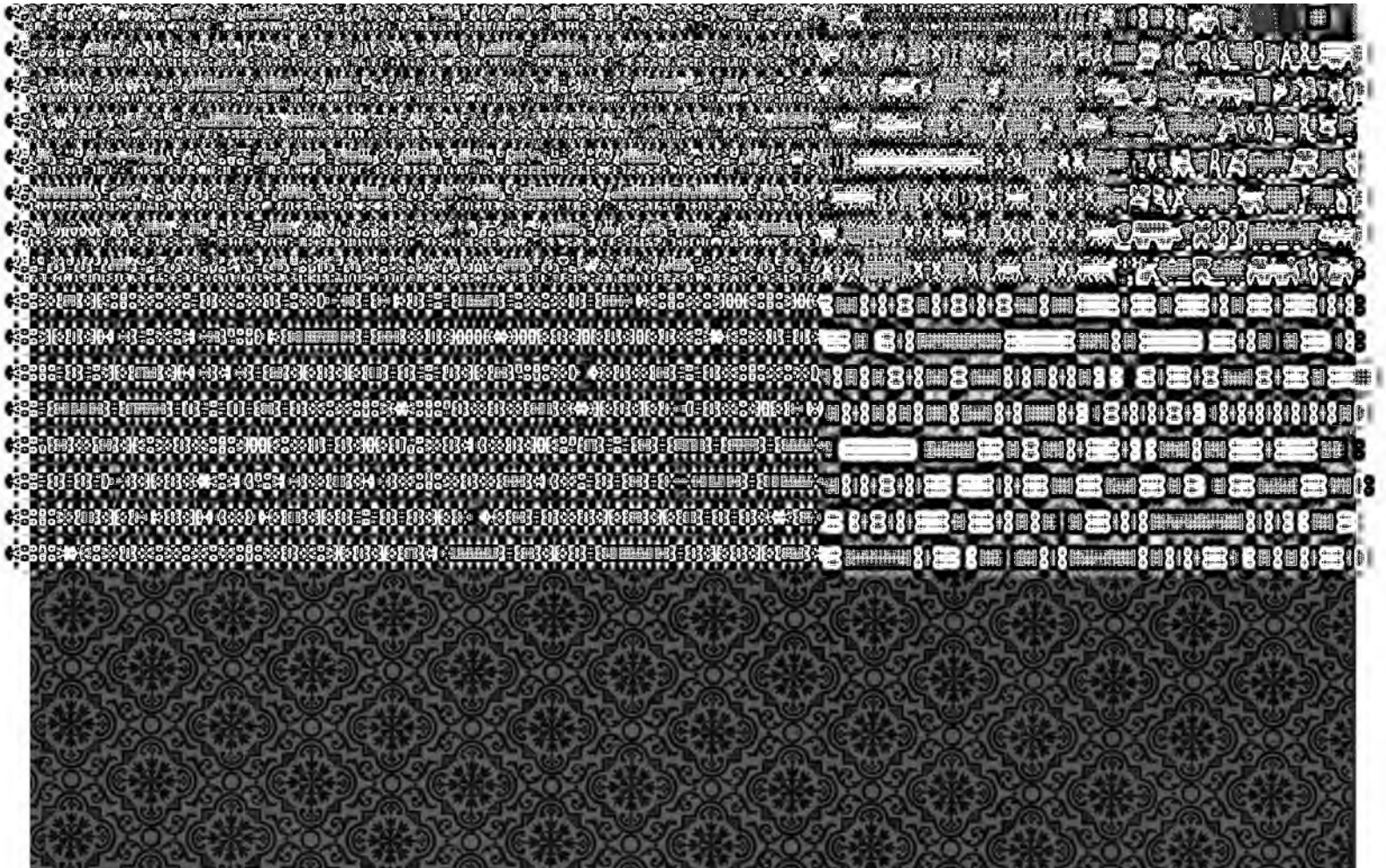
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

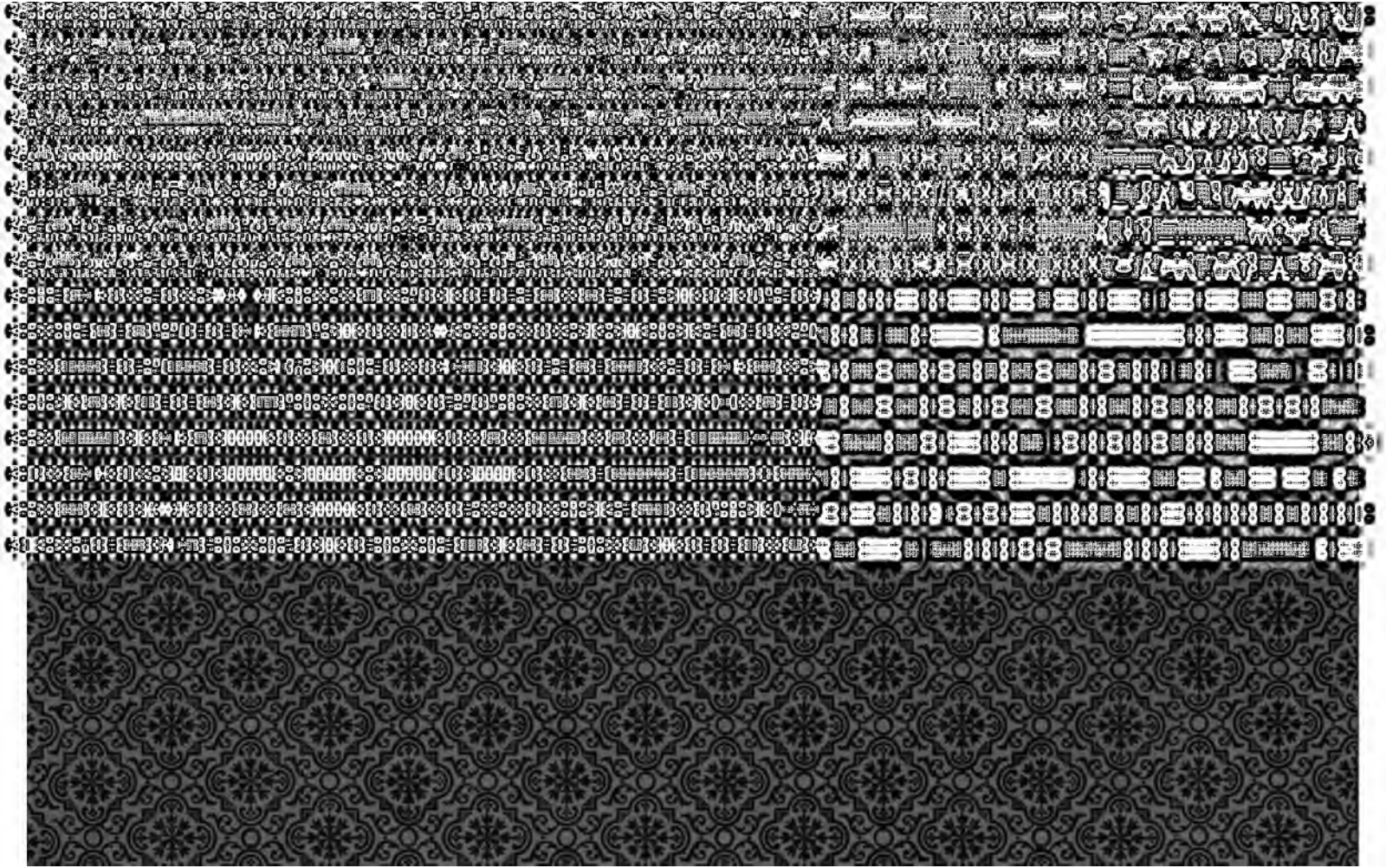
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

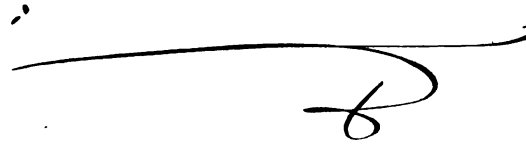
A
412752



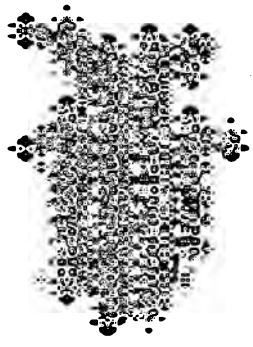


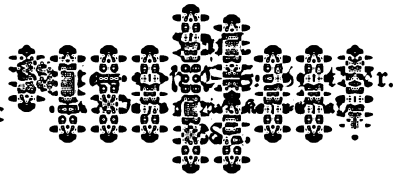


Hittler.



Spittler's





Württ. Evang. Landeskirche · Der Oberkirchenrat ·

BR
1725
.S76
K75

Pilgermissions-Buchdruckerei auf St. Chrischona bei Basel.
X. 1886.

1092201-190

Vorwort.

Nicht ohne mancherlei Bedenken hat sich im verflossenen Jahr der Verfasser im Auftrag der Spittler'schen Buchhandlung an die Aufgabe gewagt, aus dem vorhandenen, überreichen Material eine möglichst abgerundete, wahrheitsgetreue Lebensbeschreibung C. F. Spittlers zusammenzustellen. Schon vor zehn Jahren wurde dazu von Spittlers Pflegetochter ein Anfang gemacht, und es erschien von ihrer Hand, nachdem sie mit wahrem Bienenfleiß nahezu 25,000 Briefe hiefür zusammengetragen und geordnet hatte, im Sommer 1876 als I. Teil der beabsichtigten Biographie das Buch: „C. F. Spittler im Rahmen seiner Zeit mit einem Vorwort von Pfarrer A. Sarasin." Leider blieb die Sache nach dem Heimgang der Verfasserin (1880) wieder mehrere Jahre liegen, da verschiedene Freunde es abgelehnt hatten eine Fortsetzung der angefangenen Arbeit oder auch eine Neubearbeitung von Spittlers Leben zu übernehmen. Auch der ehrwürdige Verfasser der meisterhaften Biographie von C. H. Zeller in Beuggen, Professor Thiersch, fühlte sich bereits zu leidend, um sich dieser Aufgabe zu unterziehen; er war es jedoch, welcher den Verfasser noch von seinem Krankenlager aus wiederholt ermunterte, die Arbeit zu wagen, und der demselben noch kurz vor seinem Heimgang (November 1885) manchen wertvollen Wink zur Lösung dieser Aufgabe gegeben hat. Immerhin stellten sich dem Verfasser, nachdem er sich durch die fast erschreckend große Zahl von Briefen einigermaßen durchgearbeitet hatte, manche Schwierigkeiten in den Weg. Waren doch jetzt bereits fast zwanzig Jahre verflossen seit Spittler nach langem und

reichgesegnetem Leben heimgegangen war, und nur wenige derer, welche ihn in der Blüte seiner Wirksamkeit gekannt und seine Art für den HErrn zu wirken verstanden haben, waren noch am Leben; ja es blieb, um ein richtiges Bild von Spittler selbst zu erlangen, kaum etwas anderes übrig als ein möglichst objektives Studium der vorhandenen Korrespondenzen. Zu einem solchen hat denn auch den Verfasser die redliche Absicht getrieben, bei einer Schilderung von Spittlers Persönlichkeit, wie dies auch Thiersch bei Zellers Biographie in der Vorrede hervorhebt, nur Wahrheit und nichts als Wahrheit zu geben. Es sollte ja durch die ganze Arbeit allein der Name des HErrn, als dessen „Handlanger" sich Spittler so gerne bezeichnete, und dem er sich so völlig und selbstlos zur Verfügung stellte, und nicht Menschen und Menschenwerk gepriesen werden.

In manchen Stücken ist dem Bearbeiter die Durchführung dieses aufrichtigen Wunsches zuweilen recht schwer geworden, nicht allein weil er seiner eigenen Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit für ein solches Unternehmen (zu welchem ihm neben seinem anderweitigen Beruf nur spärliche, meist nächtliche Musestunden zu Gebote stunden) sich sehr wohl bewußt war, sondern noch mehr, weil er erkannte, daß durch eine wahrheitsgetreue Schilderung gar manches bisher über Spittler gefällte Urteil eine Korrektion erfahren müsse, die vielleicht da und dort etwas Verwunderung wo nicht Anstoß erregen könnte. So ist ihm besonders Spittlers Stellung gegen De Wette, De Valenti, Josenhans etc. ein Gegenstand angelegentlichster Untersuchung geworden, um hierüber ein völlig unparteiisches Urteil zu gewinnen, und es blieb ihm schließlich nichts übrig, um den Leser in den Stand zu setzen, die Verhältnisse selbst genügend zu prüfen, als eine Anzahl Korrespondenzen, welche er sonst lieber zurückgehalten hätte, dem Wortlaut gemäß in

den Text zu nehmen. Er hält es daher für seine Pflicht hier noch besonders die Versicherung zu wiederholen, daß ihn hiebei einzig das Interesse für die lautere Wahrheit und vor allem für die Ehre des HErrn allein getrieben und dazu ermutigt hat, und wünscht von ganzem Herzen dadurch gegen Niemand die Liebe verletzt zu haben.

Wenn er statt eine Sortsetzung des im Jahr 1876 erschienenen ersten Teils von Spittlers Leben zu geben, eine unabhängige Neubearbeitung des vorhandenen Materials gewagt hat, so folgte er dabei dem erfahrenen Rat seines väterlichen Freundes Thiersch um so lieber, als ja nur auf diesem Wege die wünschenswerte Beschränkung des ganzen Stoffs auf einen einzigen Band möglich wurde. Für solche Leser, welchen die so überaus interessanten ersten Kämpfe und Arbeiten des jungen Spittler näher interessieren, bietet jener „erste Band", der jetzt zu herabgesetztem Preis zur Verfügung steht, sehr schätzenswertes Material, besonders da er die Entwicklung des religiösen Lebens und namentlich der deutschen Christentumsgesellschaft in Basel im Anfang dieses Jahrhunderts in einer Weise schildert, wie wirs sonst nur selten anderswo finden. Eine kurze Übersicht über Spittlers Leben ging dem vorliegenden Buch im Jahr 1885 voraus im hundertsten Bändchen der „Basler Sammlungen" als eine Art Jubiläumsgabe für letztere, und dürfte dieselbe, da sie aus derselben Quelle, wie die vorliegende Arbeit geschöpft hat, der Kürze wegen manchem willkommen sein.

Das dem vorliegenden Buch beigegebene Bild Spittlers hat seine eigene Geschichte. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten Spittlers, daß er den Wünschen und selbst den dringendsten Bitten der Seinigen, sowie mancher teuren Freunde, sich malen oder wenigstens photographieren zu lassen, beharrlichen Widerstand entgegensetzte; und auch die verschiedensten

Versuche, ein Bild von ihm zu erlangen, ohne daß er selbst es merke, scheiterten immer wieder daran, daß er stets bald die Sache durchschaute und dann davonlief. Einst wurde in ähnlicher Absicht unter einer Anzahl anderer Gäste ein trefflicher Maler an seinen Tisch geladen, damit derselbe, sobald Spittler sein gewohntes Nachmittagsschläfchen mache, rasch und unbemerkt ein Bild von ihm entwerfe. Allein zum großen Verdruß der Tischgenossen, die um die Sache wußten, bedeckte Spittler, ehe er sich der Ruhe überließ, das Gesicht mit seinem Taschentuch, wohl um sich gegen die Belästigung der Fliegen zu schützen, und vereitelte dadurch den Plan des Malers. Doch gelang es demselben nach wiederholten Besuchen unbemerkt wenigstens eine Skizze zu entwerfen, um darnach ein Porträt auszufertigen, von welchem das vorliegende Bild eine ziemlich gut getroffene Copie gibt, wenn es auch manches zu wünschen übrig läßt.

Möge diese in vielen Stücken lücken- und mangelhafte Arbeit des Verfassers, der Spittler selbst noch persönlich kennen lernen, an seiner in unermüdlicher Liebe thätigen, unerschütterlichen Glaubenskraft sich mannigfach stärken, und zuletzt von seinem wahrhaft erbaulichen Heimgang Zeuge sein durfte, manchen, denen die göttliche Reichssache wichtig und teuer ist, zur Aufmunterung und in gleicher Weise zum Segen werden, wie dies dem Verfasser selbst mitten unter der mühseligen Bearbeitung in reichem Maß zu Teil geworden ist. Das walte Gott!

Der Verfasser.

Basel, im Oktober 1886.

Inhaltsverzeichnis.

I. Lebensmorgen.

1. Spittlers Abstammung und Kindheit.

Geburtsort, Vorfahren und Eltern. — Christians erster Unterricht — Der Bruder Fritz und dessen Freund Bahnmaier. — Bahnmaiers und Schwester Louisens Krankheit; Fritzens Heimgang. — Christians drei Freunde: Bahnmaier, Steinkopf und Beringer. — Vater Spittlers Tod und dessen Folgen. — Seite 1—7.

2. Spittlers Vorbildung.

Drei Jahre (1793—1796) auf der Lateinschule zu Kirchheim u. T. — Konfirmation. — Vierjährige Lehrzeit (1796—1800) auf der „Schreibstube" zu Steinbach. — Antritt einer Gehilfenstelle auf der Stadtschreiberei in Schorndorf. — Steigende Unlust zum Beruf und Auswanderungsplan. — Wendepunkt in Spittlers Leben in Folge eines Ohnmachtsanfalls. — Der Mutter Umzug nach Eßlingen. — Leiden und Gebrechen der Schwestern Johanna und Friederike. — Verlobung der Schwester Louise mit Freund Bahnmaier. — S. 7—13.

3. Spittlers Berufung nach Basel und Probezeit.

Die „Deutsche Christentumsgesellschaft"; Partikulargesellschaften, Organ und Sekretär. — Sekretär Steinkopfs Berufung an die Savoykirche in London. — Spittlers Berufung nach Basel und Abreise dahin. — Erste Wohnung im Drachenhof und Einführung in die Geschäfte durch Steinkopf. — Abel Götz und sein Haus, nach Steinkopfs Abreise, Spittlers zweite Wohnung. — Mitglieder des „Centrums" und Teilung der Geschäfte. — Spittlers Prüfungszeit unter Schäuffelin. — Tröstungen und Ermutigungen durch Steinkopf, Brenner, Pfarrer Preiswerk, Pfarrer Burckhardt, Iselin und andere. — Spittler widersteht den Versuchungen und wohlgemeinten Wünschen, seinen Posten zu verlassen. — Steinkopf und der neuerwachte Religionseifer in England. — Blumhardt wird Sekretär der D. Chr. G. und Spittlers und Hubers Freund. — Gründung der Basler Bibelgesellschaft (1804). — Hubers und Brenners Heimgang; Rektor Miville. — Geschäftsteilung zwischen Blumhardt und Spittler. — Plan für eine Traktatgesellschaft. — Heimgang der Schwester Johanna und Vater Bahnmaiers in Oberstenfeld. — Spittlers Stellung in Basel befestigt sich gegenüber neuen Aufforderungen zur Rückkehr in die Heimat. — Blumhardt verläßt Basel (1807) und tritt in den württemb. Kirchendienst zurück. — Helfer Bahnmaiers Hochzeit; der Mutter Spittlers Besuch in Basel und bald darauf erfolgender Heimgang. — S. 13—28.

Lebensmittag.

4. Spittlers feste Anstellung und Häuslichkeit.

Schäuffelins Heimgang. — Selige Herzenserfahrung Spittlers. — Brieflicher Verkehr mit frommen Katholiken. — Vermehrte berufliche Korrespondenz — Controverse mit Dr. Gall. — Letzte Versuche, Spittler wieder ins Vaterland zu ziehen; definitive Anstellung als Sekretär der D. Chr. G. — Heimgang von Vater Götz. — Spittler zieht in das Haus zum „Fälkli". — Andere Mitbewohner desselben. — Spittlers Verlobung mit Jungfrau Susanna Götz. — Anfang der Konscriptionsnöten. — Aufnahme einiger Studierenden ins Fälkli. — Das „Kämmerle." — Pfarrer N. Von Brunns Berufung an die St. Martinsgemeinde und Eintritt in die Christent. Gesellschaft. — Krankheit von Spittlers Braut und fortgesetzte Konscriptionsnot. — Reise nach Würtemberg; Goßners Stellvertretung. — Befreiung vom Militärdienst; Goßners Abreise. — Spittlers Schweizerbürgerrecht und Trauung (1812). S. 28—42.

5. Bewegte Zeiten.

Reise in die alte Heimat (1814). — Befreiungskrieg gegen Napoleon und Aufrufe zu vermehrter Traktatverbreitung. — Leos Bibelagentur in Paris. — Notberichte aus Deutschland. — Die Verbündeten in Basel. — Spittlers Sorge für leibliche und geistliche Not in Militärspitälern; Berufung des Krankenpflegers Hunziker. — Bekanntschaft Spittlers mit Joh. Kullen. — Schreiben an den Kaiser von Rußland. — Belagerung und Schleifung Hüningens. — Waterloo und St. Helena; Adam Müller von Maisprach's Prophezeiungen; Heilige Allianz. — Kellner; Frau von Krüdener; Jakob Ganz und Ignaz Lindl. S. 42—57.

6. Anfänge der Basler Mission.

Missions-Gedanken, Entwürfe und Bedenken. — Obrigkeitliche Erlaubnis zur Errichtung eines Missionsinstituts in Basel. — Zusammentritt des „Missionskollegiums" und reichlicher Gabenzufluß. — Berufung Blumhardts zum Inspektor und dessen Ankunft in Basel mit dem ersten Missionszögling; weitere Zöglinge. — Erste, ungenügende Einrichtung; Ankauf und Einweihung des ersten Missionshauses in der Rittergasse (1816). — Ermunterungsschreiben des Pastors Jänike in Berlin. — Allerlei Sorge und Arbeit für die neugegründete Missionsanstalt. — Bewerbung um das Basler Bürgerrecht. — Verbindung Spittlers mit Vater und Sohn Oberlin zur religiösen Belebung der Protestanten in Frankreich; Gründung des Bibelkomitees im Steinthal. — Verkehr mit Katholiken, besonders den Pfarrern Wyß und Probst. S. 57—68.

7. Beuggen.

Erste Bekanntschaft Spittlers mit Schuldirektor Zeller in Zofingen. — Des Letzteren Besuch in Basel und denkwürdiger Spaziergang auf der „Pfalz." — Entwurf eines „Missionsschullehrerinstituts" durch Zeller. — Bildung eines Komitees. — Spittlers Drängen und Zellers Zögern betreffs Übernahme des Inspektorats. — Ermunternde Schreiben befreundeter Engländer. — Die goldene Tabaksdose. — Ablehnender Entscheid des Basler Erziehungsrats. — Audienz beim Großherzog von Baden und Überlassung des Schlosses Beuggen. — Berufung Zellers zum Inspektor. — Frau Professor Fäsch. — Schweres und Freudiges zum Anfang; Erwerb einer Orgel. — Erstes Jahresfest und feierliche Einweihung der Anstalt; Dr. Steinkopf aus London anwesend. — Gründung eines Sonntagsblattes durch Antistes Geßner in Zürich zum Besten der Anstalt Beuggen. — Wirtschaft und Kaufladen in Beuggen; Kommission für Versorgung der Beuggener-Zöglinge. — Wanderbüchlein für Handwerksbursche. — Spittlers Projekt einer Armenkolonie in Beuggen. — v. Raumer und Rankes Besuch bei Zeller und Spittler; des Letzteren Gedanken über eine Erziehungsanstalt für Söhne aus höheren Ständen. — „Hügelgesichte"; Gedicht von Dr. Barth. — S. 68—82.

8. Sorge für Juden und Griechen.

Judenschule im Fällki. — Gründung eines Vereins zur Förderung des Christentums unter den Juden. — Monatsschrift die „Religiöse Judenkorrespondenz an christliche Judenfreunde in der Schweiz und Deutschland." — Pfarrer Linders Traktat: „Der Judenfreund und der Jude." — Karl Köllner in Sitzenkirch und Gründung einer Judenanstalt daselbst. — „Verein der Freunde Israels" in Basel. — Gesandtschaftsprediger Schmieders protestantische Gemeinde in Rom. — Erste Bekanntschaft Spittlers mit Dr. G. H. Schubert und letzter Verkehr mit Stilling. — Korrespondenz mit Anna Schlatter. — Vereinigung der fünf Freunde: Zeller, Handel, Bahnmaier, Blumhardt und Spittler in Basel (1817). — Schwager Bahnmaiers Versetzung von Tübingen auf das Dekanat Kirchheim u. T. und Eifer für die Reichssache Gottes. — Leibliche und geistliche Not in Griechenland nach den Befreiungskämpfen mit der Türkei. — Gründung des „Vereins zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen." — Sendung zweier Missionszöglinge nach Griechenland und Loskaufen von zwölf Griechenknaben aus der Sklaverei. — Beginn der „Griechenanstalt" in Beuggen (1827); Pfarrer Christoph Möhrle. — Vorschläge und Wünsche Bahnmaiers und Linders betreffs der Griechenanstalt. — Eifrige Mitarbeit der Meta Heuser-Schweizer, der Professoren De Wette und Krafft in Erlangen und des Dekan Herwig in Eßlingen. — Verlegung der Griechenanstalt ins Fällki und Aufhebung derselben im Jahr 1832. S. 82—94.

9. De Wette.

Notizen zur Biographie und Charakteristik des Mannes. — De Wettes Berufung an die Universität in Basel. — Ernste Bedenken dagegen von seiten der Minorität des Erziehungsrates und der Christentumsgesellschaft. — Darauf bezügliche Korrespondenz Spittlers mit Pfarrer Stein in Frankfurt und mit Anna Schlatter. Beruhigende Kundgebungen des neuen Professors und Kirchenrats. — Bahnmaier und De Wette. — Spittlers freimütiges Schreiben an De Wette nebst Beilagen. — Unbefriedigende Antwort De Wettes und weiterer Briefwechsel. — Befriedigende mündliche Unterredung beider Männer und erfreuliche Folgen derselben. S. 94—101.

10. De Valenti.

Abkunft; Studium der Medizin; Verehelichung; ärztliche Praxis in Sulza. — Erweckung; „Feierabendbüchlein für alle, die sich nach der wahren Ruhe sehnen"; Verfolgung und Haft. — Übersiedelung nach Halle; Anstellung beim Graf von der Recke in Düsselthal. — Berufung nach Basel durch Spittler (1831). — Theologische Prüfung durch Prof. De Wette. — Übernahme der Abendstunden in der St. Martinskirche. — Ernste Mahnworte auf der Kanzel und unter der Kanzel. — Missionsreisen. — „Wanderbüchlein für alle, die sich nach der Heimat sehnen." — Pilgermissionsschule in Riehen (1834). — De Wettes und Jungs gerichtliche Klage wider De Valenti; des Letzteren Freisprechung. — De Valentis Übersiedelung nach Bern und Gründung der „Evangelisten-Anstalt. — Zweite Heirat mit Jukunde Von Brunn. — Gründung einer Anstalt für Gemüts- und Nervenkranke mit Dr. Niehans. — Späterer höchst bedauerlicher Zelotismus De Valentis. — Friedliches Ende nach schweren Heimsuchungen (1871). S. 102—108.

11. Pilgerstraße- und Pilgermissions-Projekte.

Pilger-Idee und erstes „Straßenbauprojekt" zu Gunsten der Mission in Süd-Rußland. — Zarembas Verständnis und Thätigkeit dafür. — Weitere „Straßenbauprojekte" nach den Heidenländern und durch die Christenheit (Reisepredigerprojekt). — Apostelstraße zwischen Jerusalem und Gondar. — Erster Versuch von Pilgermission (1827) durch Sendung von Handwerkern nach Frankreich, Belgien und Österreich. — Verfolgung der Brüder Ankele und Mühlhäuser. — Leidige und freudige Berichte des Malers Prestele. — Haller in München. — Gedanken an Errichtung einer Pilgermissions-Anstalt. — Denner und Spittler (1826). — Lehramtskandidat Dieterle. — Briefchen der Louise Lavater. S. 109—118.

12. **Politische Stürme und ihre Folgen.**

Briefwechsel zwischen Spittler und Antistes Geßner in den politischen Wirren von 1830—1832. — Spittlers wohlthätige Stiftung in Möttlingen. — Berichte an Geßner und Bahnmaier über die politische Lage, speziell die Revolution in Basel. — Spittlers Aufruf an seine Mitbürger. — Weitere Korrespondenz mit Geßner. — Desgleichen mit Köllner in Sitzenkirch über den zweijährigen Bruderkrieg zwischen Stadt und Landschaft Basel und die Gründung des „Christlichen Volksboten." — Pfarrer Linders geistvoller Aufsatz über die Basler Angelegenheit. — Linders Äußerungen in Angelegenheiten De Valentis. — Verschiedene Mitteilungen an Freund Köllner, besonders über die Niederlage der Basler Truppen am 4. August 1833. — Einige Worte aus Linders „Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit." S. 119—129.

13. **Erste Pilgermissionsschule und Gründung der Taubstummenanstalt.**

Pilgermissionsanstalt im Hause des Pfarrer Haag zu Feuerbach. — Nach dessen Entlassung fortgesetzt im „Schlößchen" zu Inzlingen. — Amtliches Verbot dagegen. — Gründung einer Anstalt nach dem Muster Beuggens in Lichtenstern durch Zellers Bruder. — Spittlers Gründung einer Taubstummenanstalt in Beuggen (1833); Kommissionsmitglieder; Knopfmaschine. — Ankauf eines Landguts (Pilgerhof) in Riehen und Verlegung der Taubstummenanstalt in dasselbe (1838). — Wilhelm Arnold als Inspektor. — Zellers Lied zum Empfang desselben in Riehen. — Spittlers Schuldenlast für den Pilgerhof durch Philipp Merians Legat abgenommen. S. 130—137.

14. **Spittlers Reise nach München.**

Über Spittlers häusliches Leben: Adoptivkinder; Krankheit seiner Gattin; eigener Gesundheitszustand. — Reise nach Würtemberg. — Unverhofftes Zusammentreffen mit Dr. Barth und Pfarrer Osiander, die nach München reisen. — Spittler zur Mitreise überredet. — Barths humoristische Reime über die Reise. — Orientgespräche bei Schubert. — Schuberts Reise in den Orient (1836). — Barths und Spittlers Aufruf zur Weckung des Interesses für den Orient und Bezahlung eines Reisedieners für Schubert. — Brief Schuberts von Kairo. — Früheres Orientgespräch Spittlers mit Gobat; Palästinaverein; Gobats Zusammentreffen mit Schubert in Kairo. — Schreiben Schuberts an die Mitglieder der Pilgermission nach beendigter Reise (1837). — Gründung der Zeitschrift „Morgenland" durch Pfarrer Preiswerk. S. 137—147.

15. **Blumhardts Tod und seine Folgen.**

Spittlers und Blumhardts unveränderte Freundschaft unter vielfach veränderten Umständen. — Erschütterter Gesundheitszustand Blumhardts und Brief an Spittler aus tiefer Bekümmernis. — Noch ein Brief an Spittler aus Badenweiler (1837). — Blumhardt, Spittler und Barth über das Heiraten der Missionare. — Ankunft Ostertags als Gehilfe Blumhardts. — Blumhardts Heimgang unter den Gebeten Spittlers, Zellers und Ostertags. — Charakteristik Blumhardts. — Spittlers Verhandlungen mit Dr. Barth betreffs Übernahme des Missionsinspektorats; Scheitern derselben. — Anderweitige Bemühungen und Vorschläge. — Prof. Becks Stellung zu dieser Angelegenheit. — Weitere Unterhandlungen Spittlers und schließliche Berufung Hoffmanns. — Dessen Ankunft in Basel (1839) und innige Befreundung mit Spittler. — Spittlers Fürsorge für die Witwe Blumhardts als deren Vogt. S. 147—158.

16. **Chrischona und ihre erste Bestimmung.**

Das Kirchlein auf dem Berge und seine Vorgeschichte. — Spittler und Bahnmaier auf dem Chrischonaberg. — Obrigkeitliche Überlassung der Kirche zur Gründung einer Pilgermissionsschule. — Feierliche Besitznahme von der Kirche

(1840). — Restaurationsarbeiten; Joseph Mohr, der erste Zögling und sein Tagebuch; Konrad Schick. — Knopffabrikation und Korbmacherei; Beisteuer zur Haushaltung. — Pfarrer Gottlieb Schlatter, erster Lehrer (1841). — Englische Freunde. — Charakter und Zweck der Anstalt mit Bezug auf die verwahrlosten deutschen Auswanderer in Amerika. — Abtretung von Kirchenbänken und einer Orgel an Chrischona. — Spittlers Wunsch, Chrischona zur Vorschule für das Missionshaus zu machen. — Chrischona-Panorama (1843). — Pfarrer Schlatters Weggang und Pfarrer Heims Eintritt (1844). — Korrektionelle und Zöglinge der verschiedensten Alters- und Bildungsstufen finden Aufnahme auf Chrischona. — Armenische Schule auf Chrischona; Hacub Natscharoff; Pastor Hallers armenische Missionsschule in Reval; amerikanische Mission in Armenien. S. 158—172.

17. Mancherlei Arbeit unter häuslicher Trübsal.

Dr. Ostertags Gedicht zu Spittlers 61. Geburtstag. — Schwere Leiden und Heimgang der Gattin Spittlers. — Der Tod fordert noch weitere schmerzliche Opfer: Schwager Bahnmaier; Benedikt Stähelin; Engelmann; Linder; Rektor LaRoche; Sarasin-Heusler. — Lebensgefährliche Erkrankung Zellers in Beuggen. — Verein für christliche Krankenpflege. — Gottlob Bahnmaier und das Spittler'sche Geschäft. — Die „Basler Sammlungen" und ihr Redaktor, Pfarrer Werner. — Elfer-Vereine. — Liebe Besuche im Fälkli: Gräber; Weibezahn; Dr. Harnisch; Graf von der Recke. — Ansehnliche Vermächtnisse. — Pfarrer Luther. — Spittlers vergeblicher Versuch, Kapff nach Basel zu ziehen. — Spittlers Verbindung mit Kaufmann Naumann aus Nürnberg. S. 172—184.

18. Arbeit für und in Palästina.

Gobats Thätigkeit für den Orient und in demselben; Verkehr mit Spittler und dem Palästinaverein. — Projekt einer Kundschaftsreise nach Palästina; Freifrau Magdalena v. Dobeneck. — Freiherr v. Hügel. — Mitteilungen, Chrischona und Elfervereine betreffend. — Gobats Ernennung zum Bischof in Jerusalem. — Sendung der Brüder Schick und Palmer nach Jerusalem; Gründung des deutsch-evangelischen Brüderhauses daselbst. — Eintritt von Kaplan Schlienz auf Chrischona. — Gobats Einzug in Jerusalem; Dr. Schulz und Dr. Wolf. — Schwierigkeiten im Brüderhaus. S. 185—193.

19. Spittler denkt an Ruhe.

Veranlassungen dazu und Rücksprachen darüber. — Betrübnis über die Zustände in Tübingen. — Besuch in Würtemberg (1845); bei Blumhardt in Möttlingen, Stern in Karlsruhe, Krafft in Straßburg. — Professor Herzog in Lausanne über die religiösen Zustände daselbst. — Missionar Riis. — Ruheplätzchen in Königsfeld nachgesucht. — Spittlers Sorge für Hilfsbedürftige und Verkommene. — Pastor Döpken, als Muster eines Pilgermissionars. — Naumanns plötzlicher Tod vereitelt die Übersiedlung Spittlers nach Königsfeld. — Aushilfen in Verlegenheit. — Gründung des Kinderspitals in Basel; Frau Burckhardt-Vischer; Frau His-Vischer; Dr. Streckeisen; Jungfrau Karoline Rau; Dr. Werner in Ludwigsburg. — Notstände in Wilhelmsdorf und Spittlers Teilnahme an deren Abhilfe. S. 194—200.

20. Spittlers Arbeiten und Sorgen gehen fort.

Zweierlei Verwendung der Brüder auf Chrischona. — Eintritt Schnellers als Hausvater in die Anstalt. — Verschiedenes über Chrischona, Elfervereine, Thätigkeit der Brüder in Jerusalem. — Sendung der Brüder Müller und Baldensperger ins Brüderhaus. — Die Stürme des Jahres 1848. — Schwere Erlebnisse in Beuggen. — Spittlers und einiger Freunde Besuch daselbst. — Verschiedene Mitteilungen über Chrischona und Pilgerhof; Jerusalemskutsche. S. 200—212.

12. **Politische Stürme und ihre Folgen.**

Briefwechsel zwischen Spittler und Antistes Geßner in den politischen Wirren von 1830—1832. — Spittlers wohlthätige Stiftung in Möttlingen. — Berichte an Geßner und Bahnmaier über die politische Lage, speziell die Revolution in Basel. — Spittlers Aufruf an seine Mitbürger. — Weitere Korrespondenz mit Geßner. — Desgleichen mit Köllner in Sitzenkirch über den zweijährigen Bruderkrieg zwischen Stadt und Landschaft Basel und die Gründung des „Christlichen Volksboten." — Pfarrer Linders geistvoller Aufsatz über die Basler Angelegenheit. — Linders Äußerungen in Angelegenheiten De Valentis. — Verschiedene Mitteilungen an Freund Köllner, besonders über die Niederlage der Basler Truppen am 4. August 1833. — Einige Worte aus Linders „Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit." S. 119—129.

13. **Erste Pilgermissionsschule und Gründung der Taubstummenanstalt.**

Pilgermissionsanstalt im Hause des Pfarrer Haag zu Feuerbach. — Nach dessen Entlassung fortgesetzt im „Schlößchen" zu Inzlingen. — Amtliches Verbot dagegen. — Gründung einer Anstalt nach dem Muster Beuggens in Lichtenstern durch Zellers Bruder. — Spittlers Gründung einer Taubstummenanstalt in Beuggen (1833); Kommissionsmitglieder; Knopfmaschine. — Ankauf eines Landguts (Pilgerhof) in Riehen und Verlegung der Taubstummenanstalt in dasselbe (1838). — Wilhelm Arnold als Inspektor. — Zellers Lied zum Empfang desselben in Riehen. — Spittlers Schuldenlast für den Pilgerhof durch Philipp Merians Legat abgenommen. S. 130—137.

14. **Spittlers Reise nach München.**

Über Spittlers häusliches Leben: Adoptivkinder; Krankheit seiner Gattin; eigener Gesundheitszustand. — Reise nach Würtemberg. — Unverhofftes Zusammentreffen mit Dr. Barth und Pfarrer Osiander, die nach München reisen. — Spittler zur Mitreise überredet. — Barths humoristische Reime über die Reise. — Orientgespräche bei Schubert. — Schuberts Reise in den Orient (1836). — Barths und Spittlers Aufruf zur Weckung des Interesses für den Orient und Bezahlung eines Reisedieners für Schubert. — Brief Schuberts von Kairo. — Früheres Orientgespräch Spittlers mit Gobat; Palästinaverein; Gobats Zusammentreffen mit Schubert in Kairo. — Schreiben Schuberts an die Mitglieder der Pilgermission nach beendigter Reise (1837). — Gründung der Zeitschrift „Morgenland" durch Pfarrer Preiswerk. S. 137—147.

15. **Blumhardts Tod und seine Folgen.**

Spittlers und Blumhardts unveränderte Freundschaft unter vielfach veränderten Umständen. — Erschütterter Gesundheitszustand Blumhardts und Brief an Spittler aus tiefer Bekümmernis. — Noch ein Brief an Spittler aus Badenweiler (1837). — Blumhardt, Spittler und Barth über das Heiraten der Missionare. — Ankunft Ostertags als Gehilfe Blumhardts. — Blumhardts Heimgang unter den Gebeten Spittlers, Zellers und Ostertags. — Charakteristik Blumhardts. — Spittlers Verhandlungen mit Dr. Barth betreffs Übernahme des Missionsinspektorats; Scheitern derselben. — Anderweitige Bemühungen und Vorschläge. — Prof. Becks Stellung zu dieser Angelegenheit. — Weitere Unterhandlungen Spittlers und schließliche Berufung Hoffmanns. — Dessen Ankunft in Basel (1839) und innige Befreundung mit Spittler. — Spittlers Fürsorge für die Witwe Blumhardts als deren Vogt. S. 147—158.

16. **Chrischona und ihre erste Bestimmung.**

Das Kirchlein auf dem Berge und seine Vorgeschichte. — Spittler und Bahnmaier auf dem Chrischonaberg. — Obrigkeitliche Überlassung der Kirche zur Gründung einer Pilgermissionsschule. — Feierliche Besitznahme von der Kirche

(1840). — Restaurationsarbeiten; Joseph Mohr, der erste Zögling und sein Tagebuch; Konrad Schick. — Knopffabrikation und Korbmacherei; Beisteuer zur Haushaltung. — Pfarrer Gottlieb Schlatter, erster Lehrer (1841). — Englische Freunde. — Charakter und Zweck der Anstalt mit Bezug auf die verwahrlosten deutschen Auswanderer in Amerika. — Abtretung von Kirchenbänken und einer Orgel an Chrischona. — Spittlers Wunsch, Chrischona zur Vorschule für das Missionshaus zu machen. — Chrischona-Panorama (1843). — Pfarrer Schlatters Weggang und Pfarrer Heims Eintritt (1844). — Korrektionelle und Zöglinge der verschiedensten Alters- und Bildungsstufen finden Aufnahme auf Chrischona. — Armenische Schule auf Chrischona; Hacub Natscharoff; Pastor Hallers armenische Missionsschule in Reval; amerikanische Mission in Armenien. S. 158—172.

17. Mancherlei Arbeit unter häuslicher Trübsal.

Dr. Ostertags Gedicht zu Spittlers 61. Geburtstag. — Schwere Leiden und Heimgang der Gattin Spittlers. — Der Tod fordert noch weitere schmerzliche Opfer: Schwager Bahnmaier; Benedikt Stähelin; Engelmann; Linder; Rektor LaRoche; Sarasin-Heusler. — Lebensgefährliche Erkrankung Zellers in Beuggen. — Verein für christliche Krankenpflege. — Gottlob Bahnmaier und das Spittler'sche Geschäft. — Die „Basler Sammlungen" und ihr Redaktor, Pfarrer Werner. — Elfer-Vereine. — Liebe Besuche im Fälkli: Gräber; Weibezahn; Dr. Harnisch; Graf von der Recke. — Ansehnliche Vermächtnisse. — Pfarrer Luther. — Spittlers vergeblicher Versuch, Kapff nach Basel zu ziehen. — Spittlers Verbindung mit Kaufmann Naumann aus Nürnberg. S. 172—184.

18. Arbeit für und in Palästina.

Gobats Thätigkeit für den Orient und in demselben; Verkehr mit Spittler und dem Palästinaverein. — Projekt einer Kundschaftsreise nach Palästina; Freifrau Magdalena v. Dobeneck. — Freiherr v. Hügel. — Mitteilungen, Chrischona und Elfervereine betreffend. — Gobats Ernennung zum Bischof in Jerusalem. — Sendung der Brüder Schick und Palmer nach Jerusalem; Gründung des deutsch-evangelischen Brüderhauses daselbst. — Eintritt von Kaplan Schlienz auf Chrischona. — Gobats Einzug in Jerusalem; Dr. Schulz und Dr. Wolf. — Schwierigkeiten im Brüderhaus. S. 185—193.

19. Spittler denkt an Ruhe.

Veranlassungen dazu und Rücksprachen darüber. — Betrübnis über die Zustände in Tübingen. — Besuch in Würtemberg (1845); bei Blumhardt in Möttlingen, Stern in Karlsruhe, Krafft in Straßburg. — Professor Herzog in Lausanne über die religiösen Zustände daselbst. — Missionar Riis. — Ruheplätzchen in Königsfeld nachgesucht. — Spittlers Sorge für Hilfsbedürftige und Verkommene. — Pastor Döpken, als Muster eines Pilgermissionars. — Naumanns plötzlicher Tod vereitelt die Übersiedlung Spittlers nach Königsfeld. — Aushilfen in Verlegenheit. — Gründung des Kinderspitals in Basel; Frau Burckhardt-Vischer; Frau His-Vischer; Dr. Streckeisen; Jungfrau Karoline Rau; Dr. Werner in Ludwigsburg. — Notstände in Wilhelmsdorf und Spittlers Teilnahme an deren Abhilfe. S. 194—200.

20. Spittlers Arbeiten und Sorgen gehen fort.

Zweierlei Verwendung der Brüder auf Chrischona. — Eintritt Schnellers als Hausvater in die Anstalt. — Verschiedenes über Chrischona, Elfervereine, Thätigkeit der Brüder in Jerusalem. — Sendung der Brüder Müller und Baldensperger ins Brüderhaus. — Die Stürme des Jahres 1848. — Schwere Erlebnisse in Beuggen. — Spittlers und einiger Freunde Besuch daselbst. — Verschiedene Mitteilungen über Chrischona und Pilgerhof; Jerusalemskutsche. S. 200—212.

21. Spittler und Josenhans.

Spittlers Standpunkt betreffs der Mission im allgemeinen und der Basler Mission im besondern; betrübende Erfahrungen auf dem Missionsgebiet der letzteren gehen Spittler tief zu Herzen. — Bemühungen Spittlers, dem leidenden Inspektor Hülfe zu verschaffen. — Berufung des Helfer Josenhans in Winnenden. — Ernste Befürchtung wegen Gründung eines Missionsinstituts in Würtemberg; Reise dreier Komitee-Mitglieder dahin. — Frühere Briefe von Josenhans an Spittler. — Visitationsreise nach Indien. — Parallele zwischen Josenhans und Spittler.
S. 212—227.

22. Die Arbeit geht nicht aus.

Kollektenreisen der Frau Pfarrer Dunker. — Karmelmission und Kolonisationsprojekt für Palästina. — Palmer, Schick und Baldensperger treten in Gobats Dienst. — Collins Bemühungen für den Seidenbau in Palästina. — Neue Freischarenunruhen in Baden; Beuggen abermals bedroht und mit Einquartierung beschwert. — Fingado und das Waisenhaus in Dinglingen. — Heimgang von Papa Von Brunn. — Übernahme des Gutes Pfingstweide durch Spittler als Evangelisationsposten für die fünf umliegenden Länder; die Brüder Strobel, Buck und Metzler. — Pfarrer Kapffs Bericht über die Pfingstweide. — Ordination der Brüder Kleiß und Sager für Texas. — Aufenthalt derselben in Wilhelmsdorf. — Der „Lindenhof" in Wilhelmsdorf. — Spittlers Reise nach der Pfingstweide; Stadtpfarrer Leube zur Oberleitung über die Pfingstweide gewonnen; Spittlers Besuch in Wilhelmsdorf; derselbe sorgt für Gehaltserhöhung des Ortsvorstehers. — Jahresbeitrag des Gustav-Adolfs-Vereins an die Pfingstweide. — Unterhandlungen Spittlers mit Vikar Völter wegen einer Inspektionsreise nach Palästina. — Visitationsreise Völters nach der Pfingstweide. — Stadtpfarrer Leubes Bericht über die Pfingstweide. — Finanznöten in Kornthal durch Spittler abgeholfen. — Kollekte für notleidende Landsleute in Würtemberg. — Vorschlag einer Auswanderung nach Palästina, aber Warnung vor den Bestrebungen der „Süddeutschen Warte" („Sammlung des Volkes Gottes"). — Sendung von sechs weiteren Brüdern nach Texas und darauf bezügliche Korrespondenz mit Werner. — Evangelisch-lutherische Texassynode. — Professor Auberlen. — Ostertags Doktordiplom. — Besuch Dr. Steinkopfs. — Trauriger Zustand Dr. De Valentis. — Pastor Fliedners Reise nach Jerusalem. — Spittler an Dr. Barth. — Kleinkinderschule in Bettingen. — Gründung des Diakonissenhauses in Riehen; Schwester Trinette. — Diakonissen-Altersasyl.
S. 227—252.

23. Schmerzliche Einschränkungen.

Allerlei Vorwürfe, die man Spittler machte. — Korrespondenz mit Köllner und Fräulein Kestner in betreff dreier afrikanischen Kinder; Pauline Fatme. — Spittlers Verlangen nach einer tüchtigen theologischen Lehrkraft für Chrischona. — Josenhans ist gegen Berufung des Pfarrers P. — Vikar Hochstetter von Köngen. — Verschiedene Mitteilungen und Berichte. — Erwerbung des „Klösterli" in Riehen; in demselben amharischer Unterricht durch Missionar Isenberg. — Missionsfest 1853; Besuch Pfarrer Kobers von Bezgenrieth; Befürchtungen in Beuggen. — Berufung des Vikar G. an die Chrischona-Anstalt. — Unerwartetes Schreiben des Missionskomitees an Spittler und dessen Rückantwort; Einschränkung auf das Gebiet der innern Mission vorgeschlagen und angenommen. — Zuschrift Ad. Christ-Sarasins. — Wie Spittler diese Sache aufnahm. — Heimgang Köllners. — Briefe an Barth über die Nöten der Missions-Gesellschaft und glaubenstärkende Hilfe.
S. 252—271.

III. Lebensabend.

24. Arbeit in der Nähe.

Gründung protestantischer Gemeinlein in Säckingen und Rheinfelden. — Berufung Christoph Hoffmanns als Lehrer und Inspektor auf Chrischona. — Ledderhose, Präsident der Pilgermission. — Verbindung Spittlers mit dem Fabrikanten Karl Mez in Freiburg. — Regulierung der Verhältnisse des Brüderhauses durch Bischof Gobat. — Vorschlag Spittlers an Kapff wegen vorübergehender Verwendung ordinierter Chrischonadiakonen im Kirchendienst abschlägig beschieden. — Sendung Schnellers mit sechs Brüdern nach Jerusalem. — Austritt Chr. Hoffmanns zum Behuf der „Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem." — Sendung von sechs Brüdern nach Texas; wachsende Brüderzahl auf Chrischona. — Eintritt Leuschners und Markus Spittlers als Hausvater und Lehrer auf Chrischona. — Mitteilungen Beuggen betreffend. — Ankauf von Wald auf Chrischona. — Ein Erlaß des Oberkirchenrats in Berlin gestattet Diakonendienst der Chrischonabrüder in der evangelischen Kirche Preußens. — „Freiwillige Zwangsarbeitsanstalt" auf dem Maienbühl. S. 271—280.

25. Lichtblicke.

Werners eschatologische Aufsätze in den „Basler Sammlungen" und Friedrich Samuel Dreger in Berlin. — Spittlers übereinstimmende Anschauungen über die letzten Dinge; dagegen minder klares Urteil in politischen Dingen. — Kriegsdrohung Preußens gegen die Schweiz wegen Neuenburg; Korrespondenz mit General-Superintendent Hoffmann in Berlin. — Eisenbahn von Basel nach Konstanz; englische Schule am Hauensteintunnel. — Subskriptionsliste fürs Missionsmagazin. — Missionshandlung in Jerusalem; Lepp und Löwenthal. — Reise Dr. Krapfs und Flads nach Abessinien; freundliche Aufnahme durch König Theodorus und Abuna; Sendung der Brüder Flad, Bender, Maier und Kienzle nach Abessinien (1855); Gobats Instruktion. — Weitere Verhandlungen mit Gobat über die abessinische Mission. — Besuch des Inspektor Josenhans bei Spittler und Begehren von vier Chrischonazöglingen für Afrika und Indien. — Besuch des Prof. Thiersch. — Pfarrer Deggeler und Mayer aus Lyon für das Chrischona-Inspektorat in Aussicht genommen. — Eintritt des Pastor Bonekemper als Lehrer auf Chrischona. — Neue Sendung von Brüdern nach Texas, Rußland und Westafrika. — Erster Landankauf auf Chrischona und Erbauung eines Ökonomiehauses; Brunnenleitung. — Plan einer Knechteanstalt unausführbar. — Refuzium für katholische Geistliche. — Gründung der Mägdeherberge auf der Schoren. — Aufnahme der Negertochter Anjama ins Fälkli. — Eintritt Dr. Krapfs ins Werk der Pilgermission; dessen Aufgaben. — Apostelstraße. — Erwerbung des Chrischonaguts mit Hilfe einer englischen Wohlthäterin und andere Mitteilungen über die Anstalt. — Leuschners Austritt; Keßlers Eintritt. — Legat für die Pfingstweide. — Schluß des Jahresberichts 1858. S. 280—304.

26. Schwere Erfahrungen im Greisenalter.

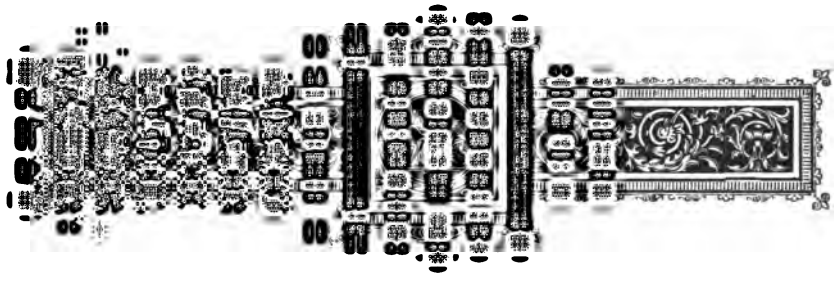
Rücktritt der obengenannten englischen Wohlthäterin von eingegangenen Versprechungen. — Wunderbare Hilfe durch Witwe W. in M. — Heimgang der Mutter Zeller; desgleichen der Frau Pfarrer Dunker, Inspektor Zellers, Freund Ryhiners, Dr. Steinkopfs, Schuberts und Dr. Barths. — Dr. Krapfs Rückkehr nach Würtemberg. — Brandschaden auf der Pfingstweide. — Schwere Erfahrungen auf Maienbühl. — Entsetzliche Berichte aus dem Orient; Massacres auf dem Libanon. — Gründung des syrischen Waisenhauses in Jerusalem; Waisenvater Schneller. — Handlungshaus in Jerusalem unter der Leitung Löwenthals und Frutigers; Löwenthals Rücktritt in Folge eines meuchlerischen Überfalls; P. Kobers Eintritt in die Handlung zu Jerusalem, später ins Geschäft zu Basel. — Flad bringt gute Berichte aus Abessinien und reist mit Handwerksbrüdern zu-

rück. — Apostelstraße in Angriff genommen; Lokalkomitee dafür in Jerusalem; Absendung von vier Brüdern; Apostelstraße-Stationen: St. Markus, St. Matthäus, St. Paulus, St. Petrus und St. Bartolomäus ꝛc. — Gallastation in Tscherfa Daga. — Plan in betreff der Landschaft Gosen und Nathanael Zellers Reise dahin. — Tragisches Ende des Königs Theodorus und Abreise der Missionare aus Abessinien. — Aufhebung des Apostelstraßenunternehmens. — Redaktion der „Basler Sammlungen" durch Pfarrer E. Stähelin. — Inspektionsreise Fr. Daubenschmids auf die Pfingstweide. — Pfingstweide als Asyl für epileptische Kranke; U. Zellwegers Mithilfe. S. 304—320.

27. Spittlers letzte Jahre und Heimgang.

Freuden und Erquickungen des Jahres 1862. — 83. Geburtstag. — Druck der „Basler Sammlungen" fortan auf Chrischona; Druck des neuen Testaments von Hedinger vollendet; Chrischona-Personal und Spittlers Besuche in der Anstalt. — Drohende Gewitter in Ost und West. — Fünfundzwanzigjähriger Bestand der Pilgermission. — Angst und Sorge des Jahres 1866. — Verwendung einiger Chrischonabrüder durch den württembergischen Sanitätsverein. — Noch einiges Nähere über die traurigen Vorgänge in Abessinien. — Der Gallajüngling Rufo. — Plan einer Schule für Negerknaben in Inzlingen. — Dreijährige Pacht des Inzlinger Schlößchens; die Hauseltern Rück. — Anjama. — Evangelisationsarbeit unter den Holzhauern in den Vogesen. — Spittlers Abschiedswort im 19. Rundschreiben. — Verschiedene persönliche Mitteilungen über Spittler. — Auffallende Abnahme seiner Kräfte im Jahre 1867. — Besuch von Dekan Ledderhose und Fabrikant Mez. — Äußerungen Spittlers auf dem Kranken- und Sterbelager. — Letzte herrliche Augenblicke und Heimgang Spittlers am zweiten Adventssonntag 1867. — Leichenbegängnis und Leichenrede von Pfarrer Legrand. — Heimgang des Kaplan Schlienz. — Spittlers Testament. — Aufzeichnungen der Tochter Spittlers. — Notizen über Spittler aus der Feder seines langjährigen Mitarbeiters Jäger. — Kurze Charakterstik Spittlers von Dr. Ostertag. — Auszug aus dem Nachruf des evangelischen Heidenboten (Januar 1868).

Spittler's Leben.



[illegible]ndheit.

[illegible]ren am 12. April
[illegible]rn, im Pfarrhaus
[illegible]en Dorfe, unweit
[illegible] Vater 20 Jahre
[illegible]r Sibylle war die
[illegible]aier aus Löchgau,
fröhlichem Gemüt
[illegible]paar heißt es in
[illegible]drich Spittler und
thatkräftiger Liebe,
[illegible]uten Kinder aus-
[illegible]te, mit welcher die

[illegible] Jahren aus ihrer
[illegible]chen Bekenntnisses
[illegible]rzog Ferdinand II.,
[illegible]n eine katholische
[illegible]r seine protestanti-
[illegible] werden oder aus-
[illegible]annes und Jakob)
[illegible] Asyl in Neuburg
[illegible] ausbrach und sie

nötigte, ihre Heimat anderswo zu suchen. Eine solche fanden sie im Jahre 1609 in Cannstadt im Würtembergischen, wo Martin Spittler nach kinderloser Ehe starb, Johannes ledig blieb bis an sein Ende, während Jakob sich 35 Jahre alt mit des Bürgermeister Haselmeiers Tochter in Cannstadt verehelichte und der Stammvater des Spittler'schen Geschlechts wurde. Jakob Spittler wurde der Nachfolger seines Schwiegervaters als Bürgermeister und Hauptzoller daselbst, und hinterließ im Jahre 1635 eine trauernde Witwe mit 12 Kindern. Einer der Söhne, Johann Spittler, wurde hinwiederum des Vaters Nachfolger und starb 1685 als ein wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Thätigkeit hochgeachteter Beamter. Dessen jüngster Sohn, Johann Friedrich, starb als kurfürstlich würtembergischer Kammerrat und Stiftsverwalter in Cannstadt im Jahr 1730 und war der Vater des letzten Stiftsverwalters und Expeditionsrates Spittler, welcher mit Susanna Regina geb. Mohl aus Adelberg in 36jähriger glücklicher Ehe lebte, aus welcher acht Kinder hervorsproßten, von denen der jüngste Sohn, Jeremias Friedrich, Pfarrer in Wimsheim und Vater unseres Christian Friedrich ward. Von den männlichen Sproßen dieser ganzen Spittler'schen Linie wird bezeugt, daß sie nicht nur kluge, tüchtige Beamte und gute Bürger, sondern auch demütige und fromme Hausväter gewesen seien, welche auf eine christliche Kinderzucht große Stücke hielten.

Jeremias Friedrich Spittler, geboren den 4. September 1734, hatte den geistlichen Stand erwählt, studierte vom Jahr 1753 bis 1757 in Tübingen, kam sodann als Vikar nach Calw, und später an die kurz zuvor zur selbständigen Kirchgemeinde erhobene Pfarrei Wimsheim, Oberamts Leonberg. Hier verlebte unser Christian seine vier ersten glücklichen Kinderjahre in fröhlichem Verein mit seinen älteren Geschwistern, drei Schwestern und einem Bruder, und entwickelte sich zu einem gesunden, kräftigen Knaben, während seine älteste Schwester Friederike gar gebrechlich war, so daß sie es niemals zum Gehen brachte und ihr ganzes Leben hindurch, welches 78 Jahre währte, getragen werden mußte. Die übrigen Geschwister, nämlich die zweitälteste Schwester Louise, zehn Jahre älter als Christian, die nachmalige Gattin des bekannten Dekan Bahnmaier in Kirchheim, sowie der Bruder Fritz und das Schwesterlein Johanna Wilhelmine waren gesunde, muntere, wohlerzogene Kinder, die Freude der Eltern, und belebten das Pfarrhaus mit dem anstoßenden Pfarr-

gärtchen mit ihren heiteren Spielen, an welche sich Christian noch in seinem hohen Alter gern erinnerte. Im April 1786 zog die Pfarrfamilie Spittler, von den Segenswünschen der dankbaren Gemeinde Wimsheim begleitet, an ihren neuen Bestimmungsort Strümpfelbach, Oberamts Schorndorf, in das liebliche Remsthal, wo der würdige Vater noch bis zum Jahre 1793 als treuer Seelsorger im Segen fortwirkte. An diesen Ort knüpften sich für unsern Christian stets unaussprechlich süße Erinnerungen, und er erzählte es im Alter gern den Seinen, welch liebliche Jahre er hier in ländlichem Frieden und im Genuß kindlicher Freuden verlebt hat. Hier sah er, wie sein edler Vater in der Gemeinde, mitten unter so manchen schweren Sorgen und Amtsschwierigkeiten, durch seinen lauteren Bibelsinn, seine uneigennützige Frömmigkeit, durch sein für alles Gute, Schöne und Große offenen, christlich heiteren Ernst, wie durch seine Ruhe und Besonnenheit in allen Verhältnissen Frieden und reichen Segen stiftete, wobei ihm die treue Mutter schon an sich, und namentlich durch die in gleichem Geist durchgeführte Kinderzucht als segensreiche Gehülfin zur Seite stand. Einen Blick in das Innere des Vaters, seine Amtstreue und sein Gebetsleben durfte der Sohn thun, als er später in einem von dem sel. Vater viel gebrauchten Gebetbüchlein folgenden, von ihm selbst geschriebenen, ergänzenden Eintrag fand, der wohl sein tägliches Gebet bildete: „Laß in meiner ganzen Gemeinde kein Haus, und in solchem kein Herz sein, welches du nicht mit deiner Gnade, Liebe und Gemeinschaft des Geistes besuchest. Das Feuer deiner Liebe erwärme und belebe die noch, die tot sind in Sünden. Herr Jesu, mein Leben, lebe in mir! Weg Eigenwille! Bewahre mich vor dem Argen, daß er mich nicht antaste! Laß nichts in mir übrig bleiben, was dir entgegen! So lang ich im Fleisch walle, sei dein Kreuz mein Panier, mein Schild und liebstes Wissen, dein Blut meine Kraft zu meiner Labung! O HErr, richte du unsere Füße auf den Weg des Friedens!“ In diesem ernst frommen, demütigen Sinn verwaltete der treue Vater sein in mannigfacher Hinsicht schweres Amt, und in demselben Sinn suchte er seine Kinder zu erziehen und ihnen persönlich Unterricht zu erteilen.

Auch Christian erhielt, als er in's Knabenalter eintrat, von seinem geliebten Vater selbst, wie einst sein Bruder Fritz, den ersten Unterricht, sowie auch später die nötige Vorbereitung für die Latein-

ſchule, und machte dem Vater durch ſeinen kindlichen Gehorſam und ſeine Treue, mit welcher er ſeine mäßige Begabung ergänzte, hiebei ſtets Freude, indeſſen für Bruder Fritz, welcher mit Luſt und beſtem Erfolg die alten, klaſſiſchen Sprachen erlernte, die Zeit kam, wo er das Elternhaus verlaſſen ſollte. Fritzens Wunſch war längſt geweſen, Pfarrer zu werden, und mit Freuden gaben die Eltern ihre Einwilligung dazu, da es nicht nur ihr Wunſch war, den erſten Sohn in den beſonderen Dienſt des HErrn zu ſtellen, ſondern namentlich auch der natürlichen Anlage des Sohnes ſelbſt entſprach. So ließen ſie denn im Jahr 1790 den geliebten Sohn mit heißen Segenswünſchen zunächſt ins Kloſter Denkendorf ziehen. Es war dies die erſte Trennung aus dem glücklichen Familienkreis, die den Eltern nicht ſo leicht geworden iſt. Auch den Geſchwiſtern und beſonders dem damals achtjährigen Chriſtian kam dieſe Trennung hart an und veranlaßte ihn, ſich gar fleißig im Briefſchreiben zu üben, um dadurch in möglichſt regelmäßiger Verbindung mit dem geliebten Bruder zu bleiben und mit ihm alle, auch die kleinſten Erlebniſſe, die ihm in der Heimat begegneten, brüderlich auszutauſchen. Fritz fühlte ſich in ſeiner neuen Umgebung bald heimiſch und zeichnete ſich aus durch Fleiß und großen Ernſt, mit dem er den auf ſeinen theologiſchen Beruf vorbereitenden Studien oblag. Hier fand er manche gleichgeſinnte Freunde, denen er ſich näher anſchloß. Beſonders aber fühlte er ſich hingezogen zu dem jungen Jonathan Bahnmaier, deſſen Vater, jetzt Stiftsprediger in Oberſtenfeld, einſt ein Univerſitätsfreund ſeines Vaters geweſen war. Dieſes Freundſchaftsband, welches die beiderſeitigen Väter in der Jugend geknüpft hatten, war ſpäter von den Pfarrfamilien Spittler und Bahnmaier hoch gehalten und immer von Zeit zu Zeit durch gegenſeitige Beſuche wieder erneuert worden. In der Freundſchaft der beiden Söhne Fritz und Jonathan, welche ſich liebten wie David und Jonathan, fand es eine neue und beſonders tiefgehende Stärkung. Von Denkendorf wurden die beiden Freunde mit ihrer Promotion ins Kloſter Maulbronn befördert, um dann im Herbſt 1792 nach Tübingen überzuſiedeln, wo ſie mit friſchem, fröhlichem Sinn, aber auch ſeltener Treue die akademiſchen Studien pflegten und durch muſterhaften Privatfleiß ihre wiſſenſchaftliche Erkenntnis ausbauten.

Während dieſer Zeit erkrankte in der lieben Heimat Strümpfelbach die zweitälteſte Schweſter Louiſe an einem damals in der ganzen

Gegend epidemisch auftretenden Schleimfieber in bedenklicher Weise, was nicht allein die treubesorgten Eltern, deren kräftige Stütze sie war, sondern namentlich auch die Geschwister, und nicht am wenigsten den Bruder in Tübingen mit großer Sorge erfüllte. Da war denn Christian stets der treue Berichterstatter für Bruder Fritz. Eine Zeit lang zweifelte man ernstlich an ihrem Aufkommen; doch war die Krankheit diesmal nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes in verschiedener Hinsicht. Die ganze Familie sah die geliebte Louise, als die Krankheit endlich gebrochen war, und die Kranke nach und nach wieder neu aufzublühen begann, als ein ganz besonders teures Gnadengeschenk des treuen Gottes an, und pries mit innigem Dank diese Errettung aus großer Gefahr.

Doch hatte Louise noch nicht den ersten Ausgang gemacht, als von Bruder Fritz aus Tübingen die Nachricht eintraf, die böse Seuche sei nun auch in Tübingen in bedenklichem Grade eingebrochen und habe Fritzens lieben Freund Bahnmaier ergriffen. Fritz selbst ließ es sich nicht nehmen, Bahnmaier in dieser Krankheit zu pflegen, und als mit Gottes Hilfe Bahnmaier sich wieder erholt hatte, den geliebten Freund noch in seine Heimat Oberstenfeld zu begleiten und ihn seinen erfreuten Eltern übergeben zu dürfen. Bahnmaier genas, und Fritz kehrte nun fröhlichen Herzens ins liebe Elternhaus, um sich etwas zu erholen. Allein wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst ergriff ihn selbst das Nervenfieber und führte ihn zum unbeschreiblichen Schmerz der Seinen nach kurzem Kampf in die obere Heimat, der er in der letzten Zeit rasch entgegengereift war. Fritz entschlief sanft im Glauben an seinen Heiland mit dem Ausruf: „Nun bin ich Gottes, ich kann's und darf's glauben!"

Noch ehe Bahnmaier erfuhr, daß sein lieber Fritz krank sei, war Letzterer schon heimgegangen. Da kam die Todesnachricht als ein fürchterlicher Schlag für den liebenden, kaum genesenen Freund, der darüber später schreibt: „Es wäre vergeblich, die Empfindungen schildern zu wollen, welche da mein eigener Verlust in mir erweckte, und der Verlust, den aus meiner Veranlassung eine durch die zärtlichste Freundschaft mir und den lieben Eltern verbundene Familie erlitt." Doch gemeinschaftliche Leiden befestigen die Freundschaft, welche rechter Art ist; also auch hier. Für Bahnmaier, welcher sich durch diesen unerwarteten Todesfall ganz besonders schwer betroffen fühlte, weil er sich sagte, daß der Keim der Krankheit und

des Todes seines Herzensfreundes ohne Zweifel in der aufopfernden Pflege lag, die Fritz ihm hatte zu teil werden lassen, als er selbst hoffnungslos an derselben Krankheit darnieder lag, daß somit der liebe Selige gewissermaßen an seiner Statt das Leben gelassen, — für ihn wurde diese wunderbare Führung zu einem besonders mächtigen Zug nach oben, und er fühlte sich nun doppelt verpflichtet, der teuren Familie seines heimgegangenen Freundes das reichste Maß der Dankbarkeit und Liebe zu beweisen.

An den tiefbetrübten Vater seines seligen Freundes schreibt er bald hernach unter anderem folgendes: „Mich beunruhigt der düstere Gedanke, daß, weil ich seine Pflege und Wartung in meiner Krankheit bei allem Wehren endlich doch angenommen habe, ich am Ende zur Ursache seines Hinscheides geworden. Es beschämt und beugt mich tief darnieder, daß Sie keine Spur von diesem Gedanken merken lassen. So hat freilich noch kein Bruder den andern verpflegt. Oft ermahnte ich ihn unter Thränen, daß er seine Gesundheit mir nicht aufopfere, aber er ließ sich nicht hindern." — Ferner: „Könnt ich, so lange ich noch auf Erden bin, Ihnen auch nur in geringem Maß einen Teil Ihres Verlustes ersetzen, wie süß wäre mir das! — — Ich sehe in unserer Freundschaft die Hand der Vorsehung so deutlich, daß ich oft vor meinem unersetzlichen Verlust in stummen Thränen dastehe." —

In erster Linie suchte nun Bahnmaier seine Liebe zum seligen Freund auf den jüngeren, damals elfjährigen Bruder Christian überzutragen, und er verband sich dazu mit zwei andern Freunden und Studiengenossen des Verstorbenen, Steinkopf und Beringer, und knüpfte damit ein Band, das die Freunde ihr ganzes Leben lang zu herzlichster Bruderliebe im HErrn vereinigte und für beide Teile in der verschiedensten Weise reichen Segen brachte. Dieser Anschluß wurde für unsern Christian und die Seinigen schon für die nächste Zeit ein großer Trost. Denn schon wenige Monate nach dem Heimgang des hoffnungsvollen Sohnes wurde unerwartet schnell auch das geliebte Familienhaupt wie im Sturm hinweggerafft. In Folge einer schweren Lungenentzündung entschlief der teure Vater Jeremias Friedrich Spittler im August 1793, nachdem er noch seinem Christian in feierlichster Weise die Hände aufgelegt und den väterlichen Abschiedssegen erteilt hatte, in seinem 56. Lebensjahre im freudigen Glauben an das vollgültige Verdienst seines Heilandes. Das war

denn für die liebe Pfarrfamilie ein schwerer Schlag und hatte natürlich mancherlei Prüfungen und tiefgreifende Veränderungen zur Folge. Die tiefgebeugte Witwe durfte wohl in reichstem Maße Teilnahme erfahren von allen Seiten, besonders von der Gemeinde Strümpfelbach, wo ihr eine kleine, aber freundliche Wohnung angeboten wurde. Doch galt es sich von so manchem loszureißen, was ihr im Lauf der Jahre lieb und teuer geworden, und nun den Haushalt und die Sorge für die Kinder allein in die Hand zu nehmen. Hiebei ward ihr die 22jährige Louise mit ihrem klaren Verstand und frohen, liebenden Sinn eine kräftige Stütze. Die 25jährige Friederike bedurfte ja der stetigen Pflege, und auch die jüngste Tochter Johanna, 16 Jahre alt, war ein gar zartes Wesen, und konnte nur wenig leisten; der 13jährige Christian aber sollte nun um seiner weiteren Ausbildung willen das Mutterhaus verlassen, was für ihn gerade jetzt bei seinem empfindsamen Gemüt nicht ohne ein schmerzliches Losreißen geschehen konnte. Doch bewährte sich der väterliche Segen an seinem Herzen, und er rühmte es selbst noch im hohen Alter, wie unendlich viel Gutes ihm in seinem ganzen Leben aus diesem Vermächtnis des sterbenden Vaters zugeflossen sei.

---

2. Spittlers Vorbildung.

Inmitten des Kranzes der Albberge im lieblichen Lauterthal liegt gar hübsch wie in einem Garten, von Obstbäumen umgeben, das freundliche Städtchen Kirchheim, genannt „unter Teck", mit einem stattlichen alten Schlosse. Dort verlebte Spittler die nun folgenden drei Jahre, welche keineswegs zu den lieblichsten seines Lebens zählten; denn hier trat er aus dem traulichen Familienkreis heraus in die Lateinschule ein, welche damals unter der berühmten aber auch gefürchteten Direktion eines gestrengen Präceptors stand, der mit großer Energie und zuweilen schonungslos seines Amtes wartete, um den etwas ängstlichen, wohl auch oft nicht gerade emsigen Christian mit starker Hand in die Tiefen der lateinischen Sprache, welche den Hauptlehrgegenstand seiner Klasse bildete, einzuführen. Unter solcher Dressur hatte Christian besonders im Anfang viel zu leiden, und trug aus dieser Drangperiode ein lebenslängliches schmerz-

liches Andenken davon an der linken Hand, indem ein wuchtiger Schlag seines Präceptors mit dem Lineal den Mittelfinger Christians dermaßen traf, daß derselbe für immer lahm blieb. Diese Härte eines übereifrigen Pädagogen brachte jedoch für Spittler später einigen Vorteil, sofern die Lahmheit des Fingers dazu mithalf, ihn vom Militärdienst zu befreien. Aber die Lust zur Schule hat diese Strenge bei ihm nicht erhöht, im Gegenteil, er sehnte sich mächtig aus dieser Trübsalshitze heraus, und gedachte in späteren Jahren mit Wehmut der Zeit, wo er oft mit wahrem Entsetzen den Schulstunden entgegensah. Von der Heimat kamen ihm allerlei wohlthuende Ermunterungen zu durch fleißige Korrespondenz der Mutter und Schwester Louise, und regelmäßige Zusendungen, die ihm den Aufenthalt versüßten, und nach und nach ging es denn auch wirklich besser, so daß Christians Vormund, Oberamtmann Lempp in Kirchheim, der besorgten Mutter tröstlicheren Bericht geben konnte. Da heißt es unter anderem: „Es ist natürlich, daß ihm das regelmäßige Lernen, an welches er nicht gewöhnt war, große Überwindung kostet; er muß eben jetzt sein Köpfchen hergeben; aber er hat ja Verstand und Überlegung, und am Ende wird's zur Gewohnheit. Zu seinem Herr Präceptor hat er Liebe und Furcht, aber die Kameradschaft ersetzt ihm auch vieles. Es ist brav, daß er sich angewöhnt hat, fleißig in unser Haus zu kommen; Sie dürfen versichert sein, daß er mir anliegt wie mein eigener Sohn." Aus einem Brief der Mutter an Christian setzen wir folgende Stelle her: „O mein lieber Christian, vergiß doch die guten Lehren und Ermahnungen des lieben, seligen Papa nicht, welche er Dir gegeben; das Andenken an dieselben wird Dich vor manchem Leichtsinn bewahren. Wende die Gaben, die Dir Gott gegeben, wohl an und bemühe Dich, durch Aufmerksamkeit und Fleiß ein rechtschaffener und brauchbarer Mann in der Welt zu werden. Du wirst erfahren, daß ich gewiß alles an Dir thun werde, was in meinen Kräften liegt, aber Du mußt Dich auch bemühen und durch Fleiß und Gehorsam mich erfreuen." Auch Freund Bahnmaier ließ ihm gar teilnehmende, brüderliche und ermunternde Briefchen aus Tübingen zufliegen, und sein Onkel Mohl schreibt ihm unter anderem: „Ich erwarte von Ihm, nie aus der Art zu schlagen und auf dieser Erde noch ein tüchtiger, brauchbarer Mann zu werden, damit man Ihn auch einmal im Himmel brauchen kann, nach Luk. 16, 10."

So erfuhr Christian in der verschiedensten Weise die Hilfe des

HErrn, der ein Vater der Waisen ist, indem ihm von allen Seiten Aufmunterung, Liebe und Teilnahme entgegengebracht wurde, so daß er nach und nach sich nicht nur zufrieden in seine Lage schickte, sondern sich sogar ermutigt fühlte, sich auch der Not anderer anzunehmen, worüber aus jener Zeit schon rührende Beispiele uns vorliegen. Dabei blieb er durch Gottes Gnade bewahrt vor so manchen Versuchungen jenes Alters, und rühmt es in einem Briefchen an Schwester Louise (in welchem er ihr berichtet, wie er von einem seiner Mitschüler bestohlen worden war, was jedoch entdeckt wurde und zur Entlassung des Diebs Veranlassung gab): „O wie ist es so gut gewesen, daß mich der liebe selige Papa für alles so streng bestraft hat. Mir liegt alles wohl, es mag noch so gering sein, denn ich denke gleich daran, wie oft Papa und Mamma gesagt haben: Christian! wenn es auch nur eine Stecknadel ist, so lasse es liegen; wie ist es eine so große Sünde, wenn man stiehlt."

Nach einem glücklich bestandenen Examen erhielt er von den drei Tübinger Freunden auf den Todestag des seligen Fritz gar herzliche Zuschriften voll brüderlicher Liebe, was ihm sehr wohl that. Bald rückte für ihn die Zeit der Konfirmation heran, auf deren Wichtigkeit ihn besonders der treuen Mutter Briefe aufmerksam machten. Er erhielt von Dekan Bardili, einem Freund seines seligen Vaters, den vorbereitenden Unterricht und wurde im Frühjahr 1796 von demselben, gleichzeitig mit dessen eigenem Sohn, konfirmiert. Lebenslänglich erhielt sich in Christian ein unauslöschlicher Eindruck von dem heiligen Ernst dieser feierlichen Handlung.

Nach der Konfirmation verließ Christian die Schule, um auf einer „Schreibstube" seine Lehre zu machen. Denn es war eine längst ausgemachte Sache, daß er Kameralist werde, um in die Fußstapfen seiner Vorväter zu treten und wie diese einst, womöglich in Cannstadt, die Verwaltung der Kirchengüter (als Stiftsverwalter) zu übernehmen. Er trat im Herbst 1796 zu Steinbach bei Herrn Stabsamtmann Gaupp in die Lehre, wohin ihn Mutter und Schwester begleiteten und sich persönlich davon überzeugten, daß er da einen ganz geeigneten Platz gefunden habe, wo er wohlversorgt sei und etwas Tüchtiges lernen könne. Und in der Folge wurde nun zwischen der Heimat Strümpfelbach und Steinbach ein gar reger schriftlicher Verkehr unterhalten, in welchem auch die kleinsten Bedürfnisse äußerer und innerer Natur besprochen wurden, und wobei

besonders die köstlichen Briefe der edlen, klugen und um das Seelenheil des lieben Sohnes treu besorgten Mutter namentlich dazu beitrugen, den geliebten Sohn trotz allerlei Versuchungen und Anfechtungen von außen und innen in einem kindlichen, unverdorbenen, gottesfürchtigen Sinn zu erhalten.

Im Frühjahr 1800 war für Christian die vierjährige Lehrzeit abgelaufen, und für ihn, wie es scheint durch Freund Bahnmaier, eine Gehilfenstelle auf der Stadtschreiberei in Schorndorf ausfindig gemacht, die er dann mit Einwilligung und unter den Segenswünschen der Mutter, und mit recht guten Zeugnissen seines Lehrherrn ausgerüstet, im April dieses Jahres antrat.

Allein er fühlte sich trotz erträglicher Behandlung und guten Salairs auf diesem Platz bald nicht wohl. Der leichtfertige, alles tieferen Gehalts entbehrende Sinn der meisten seiner Kollegen, deren Gesellschaft er sich nicht ganz entziehen konnte, war ihm höchst peinlich und diente nur dazu, ihm seinen Beruf überhaupt, der freilich nie so ganz seinem Bedürfnis entsprochen hatte, höchst unbefriedigend, ja fast unerträglich erscheinen zu lassen, da ihm die Kraft fehlte, allen damit verbundenen Versuchungen zu widerstehen, oder sich auf diesem Wege über das gewöhnliche Niveau der Mittelmäßigkeit emporzuarbeiten. Allmälig steigerte sich diese Unlust zu seinem Beruf derart, daß er anfing sich zuweilen recht unglücklich zu fühlen, und um aus dieser peinlichen Situation herauszukommen, allen Ernstes an Auswanderung nach Amerika zu denken. Mit einem vertrauten Freunde wurde der Plan, der ihm schon seit einer Reihe von Jahren vorgeschwebt hatte, gründlich erwogen und zum Beschluß erhoben, nach Quebec (Unter-Kanada) in Amerika auszuwandern, um dort in einer Manufaktur, durch eine Handlung oder irgend eine andere kaufmännische Unternehmung sein Glück zu versuchen, da ihm die Schreiberei gründlich entleidet war.

Nach Quebec nämlich waren seine Gedanken gerichtet, weil zehn Jahre zuvor mehrere Bürger aus Strümpfelbach als Kaufleute dahin ausgewandert und in kurzer Zeit zu ansehnlichem Wohlstand gelangt waren. Mit einer wahren Begeisterung für diese Sache schreibt er darüber seinem Freunde: „Wer unsere Lage bei gegenwärtigen aussichtslosen und unruhigen Zeiten mit Nachdenken betrachtet, der wird bald zu dem Schluß kommen, daß nichts übrig bleibt, als recht glücklich oder recht unglücklich zu werden, und ich wette, unser

Zweck erreicht das erstere: denn wir sind jung und zu Unternehmungen fähig; also: frisch gewagt ist halb gewonnen. Nein, Bruder! als graue Schreiber wollen wir nicht sterben, wenigstens ich nicht. Ehre müssen wir unserem Vaterland machen. Glück müssen wir auf unsere Familie bringen; wo nicht, so sind wir nicht würdig, Söhne Württembergs genannt zu werden." — Gleichzeitig richtet er ein Schreiben an jene ausgewanderten Landsleute in Quebec und legt ihnen umständlich und bescheiden seine Verhältnisse, Pläne und Wünsche vor, und bat sie dringend um Mitteilung über die dortigen Verhältnisse, um ihren Rat wegen der bevorstehenden Reise, um Aufnahme für sich und einige seiner Kameraden in ihr Geschäft, sowie überhaupt um ihren Beistand, daß er daselbst oder sonst in der weiten Welt sein Glück machen könnte; und gab zugleich die feste Versicherung, mit Treue, Fleiß und Rechtschaffenheit allem nachzukommen, was von ihm verlangt werden sollte.

Dieser jugendliche Enthusiasmus wurde jedoch durch Gottes weise Hand gewaltig gedämpft, nicht allein dadurch, daß von Amerika auf obiges dringende Schreiben gar keine Antwort erfolgte, sondern schon bald nach Abgang dieses Briefs durch ein Ereignis, das ihn aufs tiefste erschütterte und auf total andere Gedanken brachte, ja das für ihn einen der wichtigsten Wendepunkte in seinem Leben einleitete.

Als Spittler nämlich eines Abends mit seinen Schreibereigeschäften fertig war, und mit seinen Kollegen auf der Schreibstube heiteren Mutes und mit jugendlichen Scherzen im Zimmer hin und her lief, da wurde es ihm plötzlich, ohne irgend welche äußere Veranlassung hiezu — also keineswegs, wie an einem Ort unrichtig behauptet wurde, infolge besonderer Aufregung, oder gar, wie Dr. Ostertag schreibt (Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, S. 42), mit seinen Genossen im Wirtshaus sitzend — schwarz vor den Augen und er fiel ohnmächtig zu Boden. Seine Kameraden hielten zuerst die ganze Sache für einen Scherz; als sie ihn jedoch todesblaß und ohne Atem daliegen sahen, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken. Sie rüttelten ihn, rissen ihm die Kleider auf, jedoch ohne Erfolg, bis einer auf den Gedanken kam, einen Krug Wasser ihm ins Gesicht zu schütten, was zur Folge hatte, daß Spittler sich wieder bewegte, die Augen aufschlug und anfing zu fragen, was mit ihm geschehen sei. Er selbst fühlte keinen Schmerz, sondern nur ein anhaltendes Zittern am ganzen Leib, und

auch der Arzt, von dem sich Spittler nun untersuchen ließ, fand die Sache nicht mehr bedenklich. Um so bedenklicher nahm es Spittler selbst, und zwar nicht in leiblicher, wohl aber in geistlicher Hinsicht. Er war tief erschüttert von dieser ernsten Mahnung seines Heilandes und betrachtete es als einen Beweis unaussprechlicher Gnade und Barmherzigkeit, daß ihn der HErr nicht so plötzlich, wie er hätte können, mitten aus der Gesellschaft leichtfertiger Genossen ohne die rechte innere Bereitschaft von diesem Leben abgerufen habe, und sehnte sich nun ernstlich heraus aus seiner jetzigen Umgebung in die Gemeinschaft von ernsten Christen, und in eine Thätigkeit, welche ihm nicht allein mehr äußere Befriedigung und Förderung, sondern namentlich mehr inneren Frieden und Gelegenheit gewährte, unter dem Einfluß solider, erfahrener Freunde aus einem äußerlich ehrbaren und gesitteten Menschen ein wirkliches Kind Gottes zu werden. Es galt freilich bei ihm noch mit allem Ernst sich vor dem HErrn zu beugen in aufrichtiger Buße, alle eigene Gerechtigkeit in den Tod zu geben und sich einzig auf sein Erbarmen zu stützen. Das that er mehr und mehr, und so ließ es ihm denn der HErr auf wunderbare Weise gelingen und erhörte sein kindliches und stetiges Gebet um Befreiung aus seiner für ihn peinlichen Lage.

Die besorgte Mutter, welcher Christian mit kindlicher Offenheit alles Erlebte stets mitgeteilt, war auch der Überzeugung, eine Änderung seiner Lage wäre nun am Platz, warnte ihn jedoch ernstlich vor einem voreiligen Schritt. „Du würdest," schreibt sie ihm einmal, bei einem unüberlegten Entschluß meine Leiden, deren ich gegenwärtig so viel habe, noch vermehren. Man hat immer mehr Ehre davon, wenn man auch unter schwierigen Verhältnissen aushalten kann, bis Gott offenbar einen andern Weg zeigt." Ja die treue Mutter hatte in jener Zeit viel Leiden zu tragen außer der Sorge um ihren Christian. Mancherlei Umstände hatten kurz zuvor sie veranlaßt, von Strümpfelbach, wo sie so vieles erlebt und zwei ihrer Geliebten zu Grabe getragen hatte, nach Eßlingen zu ziehen. Hier wurde ihre jüngste Tochter, die zarte Johanna, von einer schweren Krankheit niedergelegt und nach und nach ihrer Auflösung entgegengeführt, indessen die gelähmte Friederike mehr als je der Hilfe bedurfte; Louise allein war ihre kräftige Stütze in allem Schweren geblieben, und auch sie drohte ihr genommen zu werden infolge eines allerdings freundlichen Ereignisses, welches in die Dunkelheit ihres

Witwenstübchens manche erquickende Lichtstrahlen herein sandte. Louise war nämlich Braut geworden, und zwar mit Bahnmaier, dem erprobten Freund des Hauses und brüderlichen Berater unseres Christian. Er war ja seit dem Heimgang seines geliebten Fritz der Familie immer näher getreten und hatte längst erkannt, welche Perle, in aller Verborgenheit glänzend, hier zu holen sei. Er hatte eine ehrenvolle Laufbahn begonnen und es gewagt als Repetent am theologischen Stift zu Tübingen seine geliebte Louise um Herz und Hand zu bitten, und ein freudiges Ja von ihr und den mütterlichen Segen von der Mutter erhalten, und dazu die freudige Bestätigung seines eigenen sterbenden Vaters im Oktober 1803. Nun hielt er es doppelt für brüderliche Pflicht, dem bedrängten Bruder Christian in irgend einer Weise beizustehen, und suchte ihm womöglich im Vaterland eine geeignete Stellung zu verschaffen, während die beiden anderen Freunde, Beringer und Steinkopf, einen andern Plan verfolgten, der durch Gottes Gnade sich in segensreichster Weise realisierte und Spittler nach Basel führte.

---

3. Spittlers Berufung nach Basel und Probezeit.

In der schon oben erwähnten Arbeit von Dr. Ostertag, die Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, finden wir einen eingehenden und anziehenden Bericht über die Gründung und Entwicklung jener bekannten Gesellschaft, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts als zartes Reis von Dr. Urlsperger aus Augsburg nach Basel verpflanzt wurde, hier unter Gottes sichtbarem Segen erstarkte und nicht allein zahlreiche Zweige und Blüten, sondern gesunde Frucht trug. Wir meinen die deutsche Christentumsgesellschaft, deren Gründung in Basel ungefähr in das Geburtsjahr Spittlers (1782) fiel. Dr. Urlspergers Plan ging bekanntlich dahin: „sämtlichen evangelischen Kirchen und Kirchlein eine gesellschaftliche Vereinigung vorzuschlagen, nicht um bestimmte Lehrformen zu vereinigen, sondern um dadurch dem Unchristentum unserer Tage in Lehre und Leben gemeinschaftlich entgegenzuwirken und sich auf der mühseligen Wanderschaft dieses Lebens zu erquicken.“ Es wäre eine überaus dankbare Arbeit, noch etwas weiter zurückzugehen und Notizen

darüber zu sammeln, wie schon lange ehe Urlsperger mit diesem seinem Plan hervortrat, der HErr allenthalben in den verschiedensten Ländern der Erde oft ganz unabhängig von einander das Bedürfnis aufs neue geweckt hatte, christliche Gemeinschaften zu bilden, um gegen den zunehmenden Geist des Unglaubens und der falschen Aufklärung sich zu stärken, für die alten und ewig neuen Bibelwahrheiten kräftig in die Schranken zu treten, und zu diesem Kampf sich brüderlich zu verbinden. Es ist jedoch hier nicht der Ort, darauf weiter einzugehen, auch finden wir darüber wertvolle Notizen in Zellers Leben von Thiersch, Riggenbachs Vortrag zur 100jährigen Gedächtnisfeier der Christentumsgesellschaft, sowie in der Arbeit „Christian Friedrich Spittler im Rahmen seiner Zeit," als Anhang. Wir müssen uns hier beschränken, darauf hinzuweisen, wie schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Männer wie d'Annoni, Passavant, Maienrock, sowie durch die Societät der Brüdergemeine auch in Basel ein ernsthafter Anfang gemacht wurde, unabhängig von dem toten und verweltlichten Staatskirchentum, ein ernstes und reges Gemeinschaftsleben zu erwecken und in Werken der Liebe und Hingebung, sowie durch freies Bekenntnis des lautern Wortes Gottes den Glauben zu bezeugen und die Brüder zu stärken. Allein die kirchliche Behörde ließ sich solche separatistische Bestrebungen nicht stillschweigend gefallen, sondern suchte jede derartige freie Regung innerhalb der Kirche energisch zu unterdrücken, und übte lange Jahre hindurch die größte Intoleranz. Dies erhöhte jedoch die religiöse Begeisterung mehr und mehr, und insbesondere die furchtlosen und tiefernsten Zeugnisse eines Hieronymus d'Annoni, Pfarrer zu Muttenz (gest. 1770), und eines Pfarrer Maienrock zu St. Alban, welche einen gewaltigen Eindruck machten und eine Menge heilsbegieriger Seelen mächtig aufrüttelten und zu festerer Vereinigung trieben, hatten zur Folge, daß ihre Versammlungen nach und nach Duldung erlangten, und dienten namentlich dazu, daß Dr. Urlsperger, als er im Jahre 1780 in Basel eintraf, bei vielen über den Zustand der Kirche aufrichtig bekümmerten Männern eine überraschend günstige Aufnahme und einen für seine geistige Aussaat wohl zubereiteten Boden fand.

Er hatte die Freude trotz vielfacher Anfechtung und Gegenagitation, daß auf seine Anregung schon im August 1780 ein Verein sich konstituierte, der seine Vorschläge und Pläne zum Gegenstand

ernstester Beratung machte und den Namen „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ sich beilegte, woraus nach und nach der kürzere Name Deutsche Christentumsgesellschaft entstand. Nachdem in Basel so der Anfang gemacht worden, wurden mit christlichen Freunden an andern Orten in Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden, England und der Schweiz (Stuttgart, Frankfurt, Nürnberg, Osnabrück, Elberfeld, Düsseldorf, Dresden, Rotterdam, Altona, Magdeburg, London, St. Gallen, Halberstadt, Ostfriesland) Verbindungen angeknüpft und Vereine gegründet, so daß in wenigen Jahren ein ganzes Netz von Zweigvereinen sich über die europäische Christenheit ausbreitete. Basel wurde für das Centrum aller übrigen Vereine erklärt und hier ein enger Ausschuß erwählt, der die regelmäßige Verbindung zwischen den einzelnen Vereinen zu unterhalten, die Korrespondenz zu besorgen und von dieser und allen wichtigen Verhandlungen Auszüge zu machen hatte, welche als sogenannte Protokolle in Cirkulation gesetzt wurden.

Nach Basel bildeten weitere Partikulargesellschaften: zuerst 1781 Nürnberg, dann 1782 Stuttgart, Frankfurt, Berlin, Stendal, Prenzlau, Magdeburg, Minden, Wernigerode, London; 1783 folgte Ravensburg, Penkum (in Vorpommern), Halberstadt, Stettin, Altona, Bremen, Osnabrück, Ostfriesland, Köthen, Pasewalk in Pommern; 1784 Königsberg, Flensburg, Demmin und Anklam in Pommern, Dresden, Dömnitz in Mecklenburg, Amsterdam; später Elberfeld, Düsseldorf, Straßburg, Breslau, Rostok; ja bis Schweden und Amerika; in der Schweiz: Chur, St. Gallen, Winterthur, Zürich, Bern, Zofingen, Aarau, Schaffhausen, Lausanne.

Aus jenen Protokollen entstand im Jahr 1784 die christliche Zeitschrift der Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Für die Besorgung aller dieser Arbeit wurde ein Geschäftsführer ernannt, der zugleich noch die Leitung der Erbauungsstunde zu übernehmen hatte. Der erste Sekretär war 1782 Kandidat Schmidt, der 1784 als Repetent nach Tübingen kam; 1785 folgte Lemp; 1787 Metzger; 1789 Pichler; 1791 Maier.

Auf diesen Posten wurde im Jahr 1795 Friedrich Steinkopf berufen, nachdem er in Tübingen seine theologischen Studien vollendet und nach einer wissenschaftlichen Reise seiner Kirche als Vikar einige Jahre gedient hatte. Derselbe übernahm mit großer Treue und

Gewandtheit sein Amt und wirkte beinahe sechs Jahre lang allein, bis die Arbeit derart unter seiner Hand gewachsen war, daß eine Kraft allein nicht mehr ausreichte und er beauftragt wurde, sich nach einem Gehilfen umzusehen. So stand es zu jener Zeit, als unser Spittler auf der Oberamtei in Schorndorf sich befand und in Gemeinschaft mit seinen Freunden den HErrn bat, ihm eine Thür zu öffnen und einen passenden Posten anzuweisen.

Der edle Beringer, der treue Freund und Studiengenosse von Steinkopf, war damals in Geradstetten, unweit Schorndorf, wo er an der zahlreichen Gemeinde seines Vaters als Vikar im Segen arbeitete. Er war, wie Steinkopf selbst bezeugt, auf der Universität Tübingen ihm und andern Freunden zur Bewahrung und besondern Segen geworden durch seinen einfach geraden Sinn und seinen echt christlichen Wandel. An ihn wandte sich Steinkopf denn auch vertrauensvoll mit der Frage, ob er ihm nicht unter den theologischen Kandidaten einen passenden Mitarbeiter, event. Nachfolger zu nennen wüßte, da er selbst damals, infolge einer Berufung auf die Predigerstelle an der deutschen Savoy Kirche in London mit der Universität Tübingen in Unterhandlung stand. Da ihm ein geeigneter theologischer Kandidat eben nicht bekannt war, teilte ihm Beringer die Verhältnisse des jungen Spittler mit und ermunterte Steinkopf, diesen jungen, grundredlichen und sittenreinen Schreiber ins Auge zu fassen und sich über ihn noch weiter persönlich zu erkundigen. Auf die Erkundigung Steinkopfs bei Hofkaplan Rieger, einem angesehenen Mitglied der deutschen Christentumsgesellschaft in Stuttgart, welcher Spittler persönlich wohl kannte, kam günstiger Bescheid, indem Rieger ihm riet, einen Versuch mit Spittler zu machen, und Steinkopf selbst gewann, nachdem er Spittler noch persönlich aufgesucht und mit ihm über seine Absicht verhandelt hatte, die Zuversicht, daß der HErr ihm diesen jungen Mann zugewiesen habe. Spittler nahm mit Freuden die Berufung an, die er für eine wahre Gebetserhörung betrachtete, zumal auch die geliebte Mutter ihre Einwilligung gegeben, und Beringer ihm in liebevollster Weise mit Rat und Hilfe zur Seite stund. Er hatte nun noch mit seinem gestrengen Chef, dem Stadtschreiber in Schorndorf, wegen seines Austritts zu verhandeln. Es war dies keine so leichte Sache, und Beringer schreibt ihm darüber: „Gott stehe Dir bei, Deinem Herrn Stadtschreiber die Sache ohne Furcht vorzutragen.“ Auf den Rat

der Freunde legte Spittler dem gefürchteten Mann seine Berufung nach Basel in einem eingehenden Schreiben als eine für seine ganze Zukunft höchst bedeutungsvolle und förderliche, und daher unabweisliche Sache dar und ersparte sich dadurch ohne Zweifel unangenehme Auseinandersetzungen, und erreichte seinen Zweck, die Entlassung aus der ihm fast unerträglich gewordenen Situation, vollständig. Von einem erdichteten Brief Spittlers jedoch, welcher, wie Ostertag die Sache erzählt, erst den Ausschlag gegeben, ihm aber in der Folge viele bittere Demütigungen zugezogen haben soll, war keine Rede, und es beruht wohl diese Schilderung auf einem Mißverständnis Ostertags. Die Freunde Steinkopf, Beringer und Bahnmaier, welche in dieser Angelegenheit für Spittler handelten, und ohne deren Einverständnis Spittler keinen Schritt that, hätten wohl nimmermehr zu einem unredlichen Mittel die Hände geboten.

Spittler war nun bald reisefertig nach Basel, nahm Abschied von den Seinigen und eilte nach Stuttgart, wo er mit Steinkopf zusammentraf und mit diesem nach Tübingen reiste. Dort suchten sie den Studiosus Blumhardt auf, welcher noch im Studium der Theologie begriffen war und die beiden Freunde herzlich aufnahm und hier mit Spittler, den er jetzt zum erstenmal sah, bald innige Freundschaft schloß, während Steinkopf mit der theologischen Fakultät betreffs seiner Berufung nach London noch zu verhandeln hatte. Am folgenden Tage reisten Steinkopf und Spittler weiter und gelangten über Schaffhausen dem Rhein entlang größtenteils zu Fuß, wohlbehalten nach Basel.

Diese erste größere Reise, der erste Schritt auf Schweizerboden, der unter tiefer innerer Bewegung vollzogene Eintritt in die liebe Stadt Basel war für den erst 19jährigen Spittler ein großes und lebenslang unvergeßliches Ereignis; allein er durfte spüren, daß der HErr mit ihm war und sein Segen ihn begleitete. Im Drachenhof in der Äschenvorstadt mietete Steinkopf für Spittler ein Dachstübchen, und bald fand dieser sich hier wohnlich eingerichtet und begann mit Eifer, aber nicht ohne innere Beklemmung, sich in seine neuen Pflichten einzuarbeiten. Da gab es freilich allerlei neues zu lernen und zu überwinden, was dem empfindsamen Gemüt Spittlers nicht so leicht geworden ist. Die große Entfernung von der Heimat legte ihm selbstverständlich manche bisher ungewohnten Entbehrungen auf, und zuweilen machte sich das Heimweh bei dem noch schüchternen

Jüngling in herber Weise geltend. Aber Steinkopfs Liebe und Freundschaft war ihm jetzt ein großer Trost, und bald fand der liebebedürftige Spittler unter der brüderlichen Führung Steinkopfs nicht allein bei den ehrwürdigen Vätern des „Centrums", sondern auch bei andern lieben Familien Zutritt und freundliche Teilnahme.

Steinkopf wohnte und arbeitete damals bei Herrn Abel Götz in der Steinenvorstadt, in demselben Hause, wo auch regelmäßige Erbauungs- und Missionsstunden gehalten und die Protokolle der Christentumsgesellschaft vorgelesen wurden; ebenfalls wurden hier regelmäßige Knabenversammlungen gehalten. Die Frau dieses Hauses war eine überaus geistvolle, feingebildete und fromme, edle Seele, an welche sich Steinkopf wie an eine Mutter in allen Dingen vertrauensvoll anschloß; auch Spittler fühlte sich hier bald heimisch und bezog später nach Steinkopfs Abreise nach London diese Wohnung.

Das „Centrum" bestand damals aus folgenden Männern: Vorstand war der würdige Professor der Theologie Dr. Herzog, in dessen Wohnung im Jahr 1780 die erste Sitzung der Gesellschaft stattgefunden hatte. Außerdem gehörte dazu Pfarrer Burckhardt zu St. Peter, Abraham Preiswerk, Hans Brenner, Pfarrer Huber und Johannes Schäuffelin. Allmählich kam nun die Zeit, wo Steinkopf nach London abzureisen hatte, um daselbst die Probepredigt zu halten und alsdann sein neues Amt anzutreten. Er reiste am 17. September ab über Stuttgart, Nürnberg, Bamberg, Leipzig, Gera, Magdeburg, Gnadau, Hamburg, Altona, Cuxhafen und kam Ende Oktober wohlbehalten in London an, hielt seine Probepredigt über Röm. 1, 16; Matth. 22, 15—22 und Philipp. 3, 17—22 und wurde am 22. November nahezu einstimmig (139 gegen 8 Stimmen) zum Prediger und Seelsorger der Savoy-Gemeinde gewählt.

In Basel teilten sich indes die Mitglieder des engern Ausschusses treulich in die Arbeiten der Gesellschaft, indem eines der geistlichen Mitglieder die Redaktion der Sammlungen übernahm, während Vater Brenner die Korrektur und Versendung besorgte. Die Erbauungsstunden erbot sich Schäuffelin zu halten, und Spittler, der bisherige Gehilfe Steinkopfs, hatte nun unter der Aufsicht Schäuffelins die Korrespondenz und alles, was zur äußeren Verwaltung der Vereinsangelegenheiten gehörte, zu erledigen. Damit begann für Spittler eine rechte Prüfungszeit. Schäuffelin war ein aus einer wohlhabenden schwäbischen Bauernfamilie stammender, seit

dem Jahr 1759 in Basel konditionierender älterer Handlungskommis von aufrichtiger Frömmigkeit, vielseitiger geistiger Erkenntnis und großer Energie des Charakters. Er hatte schon bald nach der Gründung der Christentumsgesellschaft sich an dieselbe angeschlossen und, soweit es seine Berufsgeschäfte erlaubten, ihr durch Leitung von Versammlungen und dergleichen wesentliche Dienste geleistet. Von Jugend auf an strenge Ordnung und unermüdlichen Fleiß gewöhnt, stellte er an sich selbst, nicht minder aber auch an andere hohe Anforderungen; und da er nun für seine Pflicht hielt, den jungen Spittler in seine direkte Leitung zu nehmen, so bekam der letztere manches Harte und Bittere zu schmecken, was den jungen ängstlichen Spittler oft tief darnieder drückte. Unter solchem Druck, den auch schon Steinkopf von Schäuffelin hatte zu erfahren bekommen, jedoch nicht zu seinem Schaden, wie er selbst bezeugt, sondern zu seiner gründlichen Zubereitung für seine spätere Stellung, seufzte wohl Spittler zuweilen und schüttete dem lieben, verständnisvollen Freund in London jeweilen sein Herz aus. Von ihm erhielt er allezeit Ermutigung und liebevollen Hinweis auf Jesum Christum und andere Vorbilder der Selbstverleugnung, deren demütiges Ausharren mit großem Segen gekrönt wurde; aber auch aus seiner nächsten Umgebung durfte er vielfache Teilnahme, Ermunterung und Beweise des Vertrauens erfahren. Als väterliche Freunde und Berater erwiesen sich besonders treu gegen ihn die Herren Wilhelm Brenner und Abraham Preiswerk, welche zu den ältesten Mitgliedern der Gesellschaft zählten. Im Hause des Herrn Pfarrer Burckhardt zu St. Peter genoß er viel Liebe und Gastfreundschaft; ebenso fand er in Herrn Iselin zum Tiger einen energischen, geistvollen Basler Patrizier, der ihm stets mit rührender Liebe begegnete und ihn auf allerlei Weise zu erfreuen suchte. Ganz besonders wohl that ihm aber die edle Teilnahme und Freundschaft, die er in reichem Maß von dem Götz'schen Hause, welches so innig mit der Christentumsgesellschaft verwachsen war, erfahren durfte, das ihn gewissermaßen direkt in die Erbschaft dessen, was Steinkopf hier jahrelang genossen hatte, einsetzte.

So konnte Spittler in einem Brief an seinen lieben Steinkopf voll Lob und Dank für das, was der HErr an ihm gethan, ausrufen: „Ach der HErr thut und gibt mir soviel, daß ich nicht im stande bin, es in Worten auszudrücken, sondern nur ausrufen muß:

Ach HErr, du bist gegen mich, dein Kind, mehr als väterlich gesinnt! Ja alles, alles bin ich Ihm hinzugeben schuldig; aber was hab ich Staub, das ich Ihm geben könnte? Nichts als ein sündiges Herz, und dies soll Er ganz und gar hier und dort haben. — — — Ich fühle meine Untüchtigkeit in allen Teilen und wünsche sie täglich mehr zu fühlen; allein dessen ungeachtet beobachte ich einen Drang, eine Unruhe bei mir, der ich nicht widerstehen kann, so oft ich die Aufforderung und flehentliche Bitte um Arbeiter für die Mission höre im Weinberg des HErrn. Diese Gedanken beschäftigen mich und treiben mich ins Gebet; immer aber heißt es: sei stille und warte, bis Ich dir rufe! und dies will ich auch thun. — — Mein fester Wille und Vorsatz ist es, dem HErrn zu dienen und mich gebrauchen zu lassen, zu was Er will; und wohin Er mich ruft, dahin gehe ich." — Ja, es war eine Zeit lang Spittlers aufrichtiger Wunsch, Missionar zu werden; allein der HErr zeigte ihm mit der Zeit, daß Er ihn für die Missionssache zwar gebrauchen, aber nicht als Missionar unter die Heiden schicken wolle.

Seine äußere Stellung in Basel war freilich eine höchst bescheidene; sein Gehalt sehr gering, und die Anforderungen, welche das Geschäft und besonders Herr Schäuffelin an ihn stellte, wuchsen mit jedem Tag und waren verbunden mit Demütigungen aller Art. Dazu kam, daß auch aus der Heimat Würtemberg die Mutter und Verwandten ihm immer wieder die Frage vorlegten, ob es nicht doch für ihn besser wäre, nach Würtemberg zurückzukehren, wo für ihn weit günstigere Aussichten zu einer anständigen Versorgung für die Zukunft vorlägen, als dies in Basel möglich sei.

Allein Spittler fühlte, so oft solche Versuchungen und wohlgemeinte Wünsche von außen an ihn herantraten, gar wohl, daß er in seinem Innern keine Freiheit erhielt, seinen Posten zu verlassen und etwas Angenehmeres zu suchen. Ja er erfuhr es jedesmal zugleich, mit wie viel Fäden der Liebe er bereits an Basel gebunden sei, ganz besonders aber ermutigten ihn die Briefe und das Beispiel Steinkopfs, der Sache, der er sich einmal ergeben, wenn auch in noch so untergeordneten Verhältnissen, treu zu bleiben, bis der HErr ihm etwas anderes zeige. Freund Steinkopf war inzwischen in London in eine gewaltige Thätigkeit hineingetreten, die seiner vielseitigen Begabung und seiner Begeisterung für die Sache des Reiches Gottes völlig entsprach.

Schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war nämlich plötzlich nach langem religiösen Indifferentismus in England an verschiedenen Orten ein mächtiger Eifer erwacht für die Sache des Reiches Gottes, und eine feurige Begeisterung für die Mission rüttelte Tausende auf vom geistigen Schlaf. Es wurde auf alle mögliche Weise die Evangelisation unter Christen und Heiden in die Hand genommen, und dafür durch Wort und Schrift gewirkt und gearbeitet und für diesen Zweck große Opfer dargebracht. Es entstunden Bibel-, Traktat- und Missionsgesellschaften, meist unter brüderlichem Zusammenwirken von Gläubigen aller Konfessionen und Kirchen. Man wetteiferte in Organisationen aller Art für das große Rettungswerk, und es entstunden so jene großen, reichgesegneten Institute wie die Londoner Missionsgesellschaft, die Religiöse Traktatgesellschaft, sowie die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft.

Bei solcher regen Thätigkeit waren natürlich Persönlichkeiten wie Steinkopf mit seiner vielseitigen Begabung, Leistungsfähigkeit und Aufopferung höchst erwünscht, und schon im Jahr 1802 wurde er als Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft in die Direktion gewählt. Er wurde sodann einer der Begründer der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft (1804) und hat als deren Sekretär sich um die Bibelverbreitung in aller Welt große Verdienste erworben. Dabei wurde er Basel nicht entfremdet, im Gegenteil, er blieb in stetem brüderlichem Verkehr mit Spittler und trug die Angelegenheit des Centrums in Basel stets auf dem Herzen, und sein Rat und Urteil wurde in allen wichtigen Fragen eingeholt, wie auch Spittler ihm lange Zeit noch fast alle äußeren und inneren Erlebnisse brieflich mitteilte.

Obwohl nun durch die bereits oben angedeutete Arbeitsteilung die Geschäfte der Gesellschaft in Basel regelmäßig erledigt werden konnten, zeigte es sich doch mehr und mehr, daß dies nur ein Provisorium sein könne, und besonders Schäuffelin drang darauf, daß die Stelle Steinkopfs wieder mit einem Theologen besetzt werde. Daß dies niemand anders als Blumhardt sein könne, war Steinkopf und Spittler eine ausgemachte Sache; und das Centrum war damit einverstanden, daß man zunächst an ihn sich wende.

Von Seiten Blumhardts war die volle Freudigkeit vorhanden, diesem Rufe Folge zu leisten, obwohl es Mühe kostete, die Erlaubnis zu erlangen sein Abgangsexamen von der Universität etwas früher

zu machen, um nach Ostern in Basel eintreten zu können. Von Basel aus ließ Professor Herzog Ende des Jahres 1802 im Namen der Gesellschaft eine förmliche Eingabe an die würtembergische Behörde abgehen mit der dringenden Bitte um einen mehrjährigen Urlaub für Blumhardt, damit derselbe den Posten als Gesellschaftssekretär übernehmen könnte, welches denn auch gewährt wurde.

Blumhardt stammte nämlich aus einer Stuttgarter Handwerkerfamilie; seine Eltern waren äußerst biedere, arme, aber bibelgläubige Christen, welche die bestehenden Versammlungen fleißig besuchten. Insbesondere war die Mutter eine treffliche, begabte, gemütreiche Frau von ungewöhnlicher Gedächtnisstärke; doch war sie infolge von Überarbeitung etwas nervenschwach, und später eine Zeit lang sogar schwermütig. Christian Gottlieb war der älteste Sohn und hatte noch fünf jüngere Brüder und eine ältere Schwester; er war das Ebenbild seiner Mutter, begabt, schüchtern, mit einem ungewöhnlichen Bildungstrieb ausgerüstet, der ihn denn, trotzdem ihn der Vater zum Schuster bestimmt hatte (was er selbst auch war), die unglaublichste Anstrengung nicht scheuen ließ, sich die nötigen höheren Vorkenntnisse zu erringen, um in Tübingen Theologie studieren zu dürfen. In Nürtingen in der Lateinschule lernte er seinen teuern Freund und nachmaligen Mitarbeiter Handel kennen und lieben. Durch Gottes besonders gnädige Führung und Vermittlung teilnehmender Freunde durfte er im Gymnasium in Stuttgart die Vorbereitung nach Tübingen zum Abschluß bringen und im Oktober 1798 nach wohlbestandenem Examen das Stift in Tübingen beziehen. Hier arbeitete er mit musterhaftem Fleiß, dem auch der Erfolg entsprach, und schloß sich hier nun besonders innig an den inzwischen gleichfalls dahin übergesiedelten Freund Handel an. Während seiner Studienzeit wurde sein seit längerer Zeit leidender Vater auf's Sterbebett gelegt. Gottlieb eilte nach Stuttgart und durfte auf den Wunsch des Vaters noch zwei Tage vor dessen Heimgang in Heslach seine erste Predigt ablegen. Am selben Tage ließ der sterbende Vater seine sämtlichen Kinder ans Bett kommen und segnete sie in feierlichster Weise. Gottlieb erhielt hiebei in ähnlicher Weise wie einst Spittler einen besonders erhebenden und prophetischen Segenswunsch, worin es unter anderem hieß: „Dich wird der Heiland so segnen, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst.“ Tief ergriffen kehrte er nach dem Heimgang des ge-

liebten Vaters nach Tübingen zurück, hörte dort unter anderem mit Freund Handel eine Privatvorlesung über die Missionsgeschichte bei Professor Flatt, und las auch mit Interesse stets die Basler Sammlungen, welche Berichte aus dem Missionsgebiet enthielten, lehnte jedoch eine Aufforderung Steinkopfs zum persönlichen Eintritt in die Missionsgesellschaft der bischöflichen Kirche nach reiflicher Überlegung ab, um dagegen nach Ostern 1803 in Basel einzutreten, nachdem er noch kurz zuvor ein heftiges Nervenfieber durchgemacht und wie durch ein Wunder wieder hergestellt worden war.

Sein Erscheinen in Basel war für die Gesellschaft ein großer Gewinn und vom reichsten Segen begleitet. Spittler empfing ihn mit offenen Armen, und er selbst ergriff mit der ganzen Innigkeit seines Wesens die dargebotene Freundeshand, und bezog nun mit Spittler gemeinsam ein Stübchen im Götz'schen Hause, wo diese beiden von Natur so verschiedenen Jünglinge einen in seiner Art idealen Freundschaftsbund schlossen, welcher sich in den vier Jahren ihres Zusammenlebens als eine überaus fruchtbare, durch die gemeinsame Arbeit im Reich Gottes geheiligte und durch die Aufrichtigkeit ihres Wesens konsolidierte und in völliger Harmonie zusammenfließende Allianz zur gegenseitigen äußeren und inneren Förderung erwies. Oft genug freilich trat die Grundverschiedenheit dieser beiden Persönlichkeiten klar zu Tag. War ja doch der junge Magister Blumhardt ein Mann von reicher theologischer Bildung und hoher geistiger Begabung, der seinen Freund Spittler an Gelehrsamkeit und natürlicher Beredsamkeit weit übertraf, dagegen war er eine körperlich leidende, zarte, schüchterne und in seinen Entschließungen überaus vorsichtige, ja ängstliche Natur, während Spittler voll jugendlicher Kraft und feuriger Begeisterung für alles Gute und Schöne, ohne besondere wissenschaftliche Bildung zu besitzen, eine ausgezeichnete Begabung besaß für die Verfolgung praktischer Ziele, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, der es niemals weder an Plänen noch an Mitteln zur Ausführung gebrach. So schildert ihn Riggenbach in seinem Vortrag an der hundertjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft 1880. — Da beide Freunde aber über die höchsten Dinge mit einander in völligem Einklang waren, und beide sich gleicherweise eins wußten in völliger Hingabe an den HErrn und die ihnen von Ihm gewordene gemeinsame Aufgabe, für sein Reich zu arbeiten, so wurde das Band der Liebe und der Hingabe an

einander niemals gelockert, sondern stets fester geknüpft und hielt Stand bis zum seligen Heimgang aus dieser Welt. Ja, wie sie einst Jahre lang ein Zimmerchen zusammen bewohnten und zusammen Arbeit unter Leid und Freud brüderlich teilten, so wurde hernach im Jahr 1867, wo Spittler 29 Jahre nach Blumhardt starb, ihre sterbliche Hülle ihrem Wunsch gemäß in derselben Grabesstätte wieder vereinigt auf Hoffnung froher Auferstehung.

Blumhardt arbeitete sich leicht in seine verschiedenen Funktionen ein und fühlte sich glücklich in seiner Thätigkeit. Er schrieb bald hernach in die Heimat: „Gottlob, ich sehe es immer deutlicher ein, daß Basel der Ort meiner Bestimmung ist.“ Alle Herzen flogen ihm zu und er selbst übte Liebe in der weitherzigsten Weise. Außer Spittler war es besonders der damalige Pfarrer Huber zu St. Elisabeth, welcher ihn mächtig anzog und dessen Freundschaft er nach seiner eigenen Äußerung (vgl. Ostertag, pag. 97) als ein kostbares Geschenk des HErrn betrachtete.

Eine besonders edle Frucht des brüderlichen Zusammenwirkens dieser jungen Männer Spittler, Blumhardt und Huber wurde unter dem gewaltigen Einfluß des vierten Freundes, Steinkopf in London, damals gezeitigt, indem der Letztere um jene Zeit in voller Begeisterung für das Werk der Bibelverbreitung allenthalben Teilnahme zu erwecken suchte und nun an Huber die direkte Aufforderung richtete, auch in Basel auf die Errichtung einer Zweiggesellschaft hinzuwirken. Schon gegen Ende des Jahres 1804 wurde im Studierzimmer Hubers in einer Sitzung des engeren Ausschusses der Christentumsgesellschaft das Komitee der Basler Bibelgesellschaft bestellt und damit der erste Schritt gethan zu deren segensreicher Entwicklung. Huber war für dieses Werk die Hauptstütze, wurde jedoch zum größten Schmerz der Freunde schon im März 1806 nach kurzer Krankheit aus seinem arbeitsvollen Leben abgerufen, und Blumhardt setzte ihm in einer interessanten Biographie ein schönes Denkmal der Liebe und Verehrung.

Nach dem Heimgang Hubers nahm der edle, gelehrte Rektor Miville die Bibelsache mit ganzer Liebe und Hingebung in die Hand. Er war ein Mann von bedeutender wissenschaftlicher Bildung und übte großen Einfluß auf die höheren Schulen Basels aus. Er wurde im Jahr 1817 Professor der Theologie an der Universität

Basel und hat sich um die Hebung derselben hohe Verdienste erworben. Dabei war er ein überaus demütiger und aufopfernder Mann und nahm an allen Bestrebungen christlicher Liebe persönlichen Anteil.

Um dieselbe Zeit, wo der edle Huber entschlief, verlor die Gesellschaft ihr ältestes Mitglied durch den Tod. Hans Heinrich Brenner, der ehrwürdige Veteran des Centrums, starb im Jahr 1805 in seinem 85. Lebensjahr. Spittler verlor an ihm einen väterlichen Freund, und die Gesellschaft eines ihrer thätigsten Mitglieder. Von allen Seiten trafen Briefe herzlichster Teilnahme ein über den großen Verlust, den die Gesellschaft erlitten, unter anderem auch von Hofrat Jung Stilling aus Marburg, welcher im Jahr 1802 auf seiner Durchreise durch Basel in Brenners Hause (im Clarahof) einen Vortrag über Offenbarung 3 gehalten und bei jener Gelegenheit mit den Brüdern, und namentlich auch mit Spittler persönlich Bekanntschaft gemacht hatte und mit letzterem von jener Zeit an in steter brüderlicher Verbindung blieb.

Während nun Blumhardt die Redaktion der „Sammlungen" besorgte und darin besonders gern über alle Vorgänge auf dem Gebiet der Mission, meist auf Grund der regen Korrespondenz mit Steinkopf, berichtete, und namentlich die regelmäßigen Erbauungsstunden des Vereins hielt, sowie die Leitung des Jünglingsvereins übernahm, hatte Spittler mit dem Führen der Bücher, dem Rechnungswesen, der sich mit jedem Tag steigernden Gesellschaftskorrespondenz 2c. alle Hände voll zu thun, und suchte auf allerlei Weise mit rastlosem Eifer dem Vereine neue Bahnen zu brechen.

Um jene Zeit arbeitete er den Plan aus für eine über ganz Deutschland auszubreitende Traktatgesellschaft. Dieser Plan wurde vom Centrum geprüft und den Partikulargesellschaften vorgelegt, auch von manchen Seiten mit Beifall aufgenommen. Besonders sprach sich damals Hofrat Jung Stilling in einem Schreiben an das Centrum sehr erfreut darüber aus und wünschte, daß die Direktion des Ganzen in die Hände der deutschen Gesellschaft in Basel gelegt werde. Es wurde damit allerdings der Grund gelegt zum Basler Traktatverein; derselbe kam aber lange Zeit zu keiner rechten Blüte, war jedoch der Vorläufer des im Jahr 1835 neu gegründeten Vereins für Verbreitung christlicher Schriften.

In der Heimat war inzwischen Spittlers jüngste Schwester Johanna nach langjährigem Leiden in Eßlingen selig heimgegangen.

Im Jahr 1803 starb der ehrwürdige Vater Bahnmaier in Oberstenfeld, nachdem er noch sterbend zu der Verbindung Bahnmaiers mit Louise Spittler seinen väterlichen Segen gegeben. Die alternde Mutter und der liebe Schwager Bahnmaier bestürmten aufs neue ihren lieben Christian, in die Heimat zurückzukehren, da sie sich immer noch nicht davon überzeugen konnten, daß es Gottes Wille sei, daß Spittler in so untergeordneter Stellung länger verbleibe, statt in dem einmal gelernten Beruf dem Vaterland zu dienen und in der Nähe der Seinigen sich eine sichere Existenz zu schaffen. Um die Seinigen zu beruhigen betreffs der Unsicherheit seiner Stellung im Dienst der Christentumsgesellschaft, erbat sich Spittler von den Vätern des engeren Ausschusses eine genaue, klare Regulierung seiner Stellung, sowie eine bestimmte Normierung seines Gehalts und hatte die Freude, besonders auch nachdem Schwager Bahnmaier im Jahr 1805 bei Gelegenheit seiner wissenschaftlichen Reise durch die Schweiz, Elsaß und Deutschland sich persönlich in Basel überzeugt hatte, daß Spittler am rechten Platz stehe, daß die Seinigen sich nach und nach mit dem Gedanken aussöhnten, ihren Christian in Basel sich förmlich einbürgern zu sehen.

Im Jahr 1805 erhielt Blumhardt eine ehrenvolle Aufforderung von Kirchenrat Hermes in Kiel, eine Docentenstelle am dortigen Lehrerseminar unter sehr günstigen Bedingungen zu übernehmen. Nach reiflicher Überlegung lehnte er den Ruf ab, was die Freunde in Basel zu innigem Dank gegen Gott stimmte, besonders Spittler, dem sein Weggang jetzt gerade ein unersetzlicher Verlust gewesen wäre.

Dennoch mußte Spittler nach und nach sich mit dem Gedanken vertraut machen, seinen lieben Blumhardt zu verlieren. Wiederholte Krankheitsanfälle schwächten Blumhardts Konstitution und machten mehrmalige Ausspannung notwendig. Im Jahr 1806 machte er einen Besuch in Württemberg und wurde im Frühjahe 1807 von der Oberkirchenbehörde in Stuttgart zurückberufen. Spittler wollte ihn noch länger in Basel halten und bot allen Scharfsinn auf, dies zu Wege zu bringen, allein es war umsonst; Blumhardt verließ im Mai 1807 Basel, um zunächst als Vikar in Derendingen bei Tübingen wieder in den württembergischen Kirchendienst zurückzukehren. Mit Blumhardt schied der letzte theologisch gebildete Sekretär aus dem Dienst der Christentumsgesellschaft.

Im Mai 1805 reiste Spittler auf dringenden Wunsch seiner

Mutter in die Heimat und wurde daselbst mit offenen Armen aufgenommen. Er hatte die Freude, seine liebe Mutter in ihrem Heimwesen zusammen mit seinen Geschwistern recht rüstig und munter zu finden und mit ihr und Schwager Bahnmaier über seine Stellung in Basel ausführlich Rücksprache zu nehmen. Er ließ sich durch verschiedene verlockende Propositionen nun nicht mehr irre machen und blieb dabei, seinen Posten in Basel als heilige Pflicht festzuhalten. Getrosten und frischen Muts kehrte er daher nach dieser Besuchsreise wieder nach seinem lieben Basel zurück.

Im Jahr 1806 wurde Schwager Bahnmaier zum Helfer in Marbach ernannt und führte nun seine geliebte Louise zum Traualtar. Auch Spittler wurde dringend eingeladen auf den Hochzeitstag (24. April 1806), allein da um diese Zeit der leidende Blumhardt gerade abwesend war, so lag die ganze Geschäftslast auf ihm allein, und er glaubte darauf verzichten zu müssen, an der Hochzeit persönlich Teil zu nehmen. Doch erhielt Spittler noch in demselben Jahr für diese seine Resignation eine herrliche Entschädigung, indem er im September 1806 seine geliebte Mutter in Basel begrüßen durfte. Das war für Spittler eine ganz unvergeßliche und unaussprechlich süße Überraschung. Da schien ihm alles zu gering, was er an Liebe und Dankbarkeit ihr zu beweisen sich bestrebte. Die edle Frau durfte allenthalben bei den Freunden Spittlers die ehrerbietigste und liebevollste Aufnahme erfahren und nun sich persönlich überzeugen, welch einen schönen, gesegneten Wirkungskreis Christian in Basel inmitten vieler trefflichen Menschen gefunden habe und wie tief er daher bereits hier eingewurzelt sei —, so daß sie sich nun mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, Christian werde nun Basel nicht mehr verlassen. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt, während dessen sie sich mit besonderem Genuß auch in der unmittelbaren Umgebung Basels umgesehen und sich der herrlichen Gegend erfreut hatte, kehrte sie voll Lob und Dank darüber, daß der HErr ihr die Reise hatte so lieblich gelingen lassen, nach Eßlingen zurück, freilich ohne zu ahnen, daß es das letztemal gewesen, daß sie ihren geliebten Sohn hienieden gesehen. Schon im April 1808 wurde sie von einer schweren, heftigen Krankheit ergriffen und entschlief nach wenigen Tagen im Glauben an ihren Heiland, ehe es unserm Spittler möglich wurde, die teure Mutter nochmals zu sehen. Obwohl er auf die Nachricht von ihrer Erkrankung sofort die Reise

antrat, traf er infolge der damals noch ſo ſchwerfälligen Verkehrsverhältniſſe doch erſt in Eßlingen ein, als die geliebte Mutter bereits beerdigt war, was ſeine Seele mit ungeheuerm Schmerz erfüllte und in ihm erſt jetzt recht das Gefühl der Fremdlingſchaft auf's Empfindlichſte wachrief.

II. Lebensmittag.

4. Spittlers feſte Anſtellung und Häuslichkeit.

Unvermerkt war Spittler durch ſo manche äußere und innere Führungen und Erlebniſſe der letzten Jahre, wie durch den ganzen Ernſt der damaligen Zeitverhältniſſe, obwohl dem Alter nach noch in den Jünglingsjahren ſtehend, zum Mann geworden und für den von Gott ihm anvertrauten Poſten herangereift. Nach dem Heimgang ſo bedeutender Träger und Förderer der Geſellſchaft wie Huber und Brenner, und der Abreiſe ſeines lieben Blumhardt war er nach und nach aus der bloßen Gehilfenſtelle in eine ſehr arbeits- und verantwortungsvolle ſelbſtändige Stellung hineingedrängt worden, ohne dazu vom Centrum förmlich beſtellt worden zu ſein. Wohl lebte noch der geſtrenge, thatkräftige und willensſtarke Meiſter Schäuffelin, welcher auch jetzt noch nicht allein ſelbſt in die Arbeit der Geſellſchaft tüchtig eingriff, ſondern auch andere, vor allem unſern Spittler dabei nicht ſchonte und nicht ſelten in hierarchiſcher Weiſe bevormundete. Doch war auch dieſer ſtarke Geiſt mit den Jahren milder geworden und im Tiegel mancher Leiden und Trübſale ließ er ſich vom HErrn zubereiten, zog ſich mehr und mehr zurück in die Stille und widmete ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens mit Vorliebe der Kinderwelt, die er regel-

mäßig um sich versammelte, um sie in lieblicher Weise zum Heiland zu führen; bis er im Jahr 1810 nach 50jähriger treuer Arbeit in Basel in einem Alter von fast 70 Jahren vom HErrn abgerufen wurde.

Noch im Jahre 1806 durfte Spittler nach einer Zeit schweren inneren Kampfes und Ringens, nach mancher Dunkelheit, am Vorabend seines Geburtstages die Durchhilfe des HErrn besonders mächtig und freundlich erfahren. Es ging in ihm nach aufrichtiger Erkenntnis seines Sündenelends und seiner Verlorenheit ohne die treue Retterhand seines Heilandes jene selige Veränderung vor, die jedem zu Teil wird, der sich einzig an das Verdienst Jesu Christi und die versöhnende Gnade Gottes in Jesu Christo anklammert; und er erlangte von nun an eine solche Festigkeit des Herzens in der Gnade Christi, daß ihm seine Gotteskindschaft lebenslänglich zur stetigen, freudigen Gewißheit wurde und in ihm eine Glaubenskraft zeitigte, die für seine spätere Wirksamkeit so wesentlich und charakteristisch geworden ist. Die selige Erfahrung, welche Spittler um jene Zeit machen durfte, teilte er seinem intimsten Freund, dem ehrwürdigen Abraham Preiswerk mit und erhielt von ihm unter anderem folgende Antwort: „Du, lieber Bruder, bist noch jung und kommst erst ins Feld, wirst aber schon noch Pulver zu riechen bekommen! Geh nur getrost in den Kampf, der Dir verordnet ist, Du wirst durchkommen; und wird ein Streiter wund, so macht ihn der HErr wieder gesund! Sieh nur unverrückt auf Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Er wird Dir zum Sieg verhelfen!“

Um dieselbe Zeit befand sich Spittler bereits in brieflichem Verkehr mit einer Anzahl frommer Männer auch aus der katholischen Kirche, welche infolge der Bibelverbreitung neuerdings auf das Wort Gottes aufmerksam gemacht worden waren und durch das Studium desselben erweckt und durch seine unwiderstehliche Kraft tief ergriffen, nach etwas besserem suchten, als ihnen ihre kirchlichen Verhältnisse zu bieten vermochten, und welche daher mit dem Centrum in Basel sich in Verbindung zu setzten wünschten, nicht allein um von ihm geistliche Nahrung und brüderlichen Rat in mancherlei Gewissensnöten zu erhalten, sondern auch, da manche von ihnen bereits ihres freien Bekenntnisses wegen verfolgt wurden und zum Austritt aus ihrer Kirche sich gedrängt sahen, um eine offene Thür bei der

deutschen Gesellschaft zu bitten. Es waren dies meist Männer von hoher, geistiger Bildung und reich gesegneter Wirksamkeit in ihren Gemeinden. Unter ihnen finden wir die wohlbekannten Namen eines Goßner, Boos, Langenmaier, Sailer, Fenneberg, Schmid, Leander van Eß, Huber und andere. Obwohl damals diesen lieben Brüdern vom Centrum in Basel der Rat erteilt wurde, ihre Kirche einstweilen nicht zu verlassen und auf dem verlorenen Vorposten um so treuer Wache zu halten, bis der große General Jesus Christus sie anderswo placiere, kam durch diese scheinbare Zurückweisung von der Gesellschaft der Verkehr keineswegs ins Stocken, sondern stärkte sich je mehr und mehr. Mit mehreren dieser edlen Geistlichen trat Spittler allmählich in ein überaus inniges, brüderliches Verhältnis, wie wir später sehen werden. Erwähnenswert ist jedoch aus jener Zeit noch eine mehrjährige Korrespondenz Spittlers mit dem geistreichen bischöflich konstanzischen Deputat Veit Burg, damaligem Pfarrer in Härten bei Rheinfelden, welcher auch die Basler Sammlungen las. Burg, ein sehr gelehrter Mann und badischer Schulkommissär, stund mit Pfarrer Huber in wissenschaftlichem Verkehr und hielt denselben irrtümlicher Weise für den Redakteur der „Sammlungen". Als nun in denselben ein Aufsatz erschien, welcher die Heiligenverehrung in der katholischen Kirche kritisch beleuchtete, fühlte sich Burg dadurch sehr verletzt, bestellte die Sammlungen ab und schrieb an den vermeintlichen Redakteur, den edlen Pfarrer Huber in Basel, als derselbe bereits auf dem Sterbebett lag, einen höchst erregten Brief voll der bittersten Vorwürfe. Als Huber bald hernach heimgegangen war, drängte es Spittler, das Mißverständnis aufzuklären und den von ihm hochgeschätzen Burg in brüderlicher Liebe zurechtzuweisen und auf die Differenzpunkte, besonders die Heiligenverehrung, näher einzugehen. Spittler unterzeichnete diesen Brief mit dem Pseudonym: Spero. Bald darauf erhielt er von Burg mit der Unterschrift „Amo" eine liebenswürdige Antwort voll Reue über sein Unrecht und voll Hochschätzung und Bereitwilligkeit, in wahrer Bruderliebe den Verkehr zu erneuern zu gegenseitiger Förderung, und es reihte sich daran, da Spittler absichtlich sein Incognito beibehielt, eine tief ernste, höchst erbauliche anonyme Korrespondenz zwischen Amo und Spero, welche gewiß nicht ohne Segen blieb für den so evangelisch gesinnten Burg, aber auch für Spittler und seine Thätigkeit. Spittler bewegte schon damals den Gedanken in seinem Herzen, den

er später mit so viel Energie auszuführen suchte, ein Refugium oder Exulantenasyl zu gründen, wo evangelisch gesinnte Geistliche aus der katholischen Kirche, welche um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen verfolgt oder vertrieben würden, eine Zufluchtsstätte fänden. Doch war Spittler mit diesem Plan aufs Warten angewiesen; immerhin betrachtete er es als eine kostbare Frucht des damaligen Verkehrs mit jenen Brüdern aus der katholischen Kirche, als ihm eines Tages der ihm befreundete van Eß, mit welchem er in sehr reger Korrespondenz stand, die Herausgabe und den Druck einer neuen katholischen Bibel, und Goßner hinwiederum die Gründung einer Bibelgesellschaft in Regensburg meldete, welche die Bibelverbreitung unter den Katholiken sich zur Aufgabe machte.

Außerdem war aber nun die ganze ausgedehnte Korrespondenz mit den auswärtigen Gesellschaftsmitgliedern nach und nach fast ausschließlich auf Spittler, als den jetzt alleinigen Arbeiter der Gesellschaft, übergegangen und er verwaltete diesen oft sehr mühsamen und geschäftsvollen Posten mit großer Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung. Ja, er fand neben dieser offiziellen Thätigkeit immer noch Zeit und Gelegenheit, da und dort gewissermaßen auf eigene Verantwortung einzugreifen, besonders wo es sich um die Sache des Reiches Gottes und die Ehre seines heiligen Namens handelte, wie folgender Vorfall zeigen mag. Im Jahr 1807 machte der durch seine Schädellehre berühmt gewordene Anatom Dr. Gall eine Reise durch Deutschland und die Schweiz und hielt populäre Vorträge über Phrenologie 2c. Auch nach Basel kam Gall, um hier einige Vorträge zu halten, und besuchte daselbst den damals in hohem Ansehen stehenden ausgezeichneten Arzt und Gelehrten Dr. Stückelberger. Dieser edle, wahrhaft fromme Mann war Hausarzt der Götz'schen Familie und auch mit Spittler befreundet. Durch seine Vermittlung fand Spittler Gelegenheit mit Dr. Gall, welcher ein Landsmann Spittlers war, zusammen zu treffen und in eine längere Unterredung mit ihm einzutreten, wobei Gall seinerseits die auf dem Wege der exakten Naturforschung angestrebte Erkenntnis und dadurch gewonnene „reine Moral" der nur „für Schwärmer taugenden geoffenbarten Religion" gegenüberstellte, jedoch zugleich den Wunsch aussprach, über die Thätigkeit der Christentumsgesellschaft, über Mission und derartige Bestrebungen nähere Nachricht zu erhalten. Dies gab Spittler Veranlassung mit Dr. Gall in eine ebenso be-

ſcheidene als ernſte ſchriftliche Kontroverſe einzutreten, um ihm den hohen Wert der chriſtlichen Religion, welche ſich gründet auf die Offenbarung in Chriſto Jeſu, anzupreiſen und ihn namentlich auf das Studium der heiligen Schrift dringend hinzuweiſen. (Näheres vergl. Spittler, I. Bd., S. 225 ff.) Auf Gall machte die Freimütigkeit Spittlers einen tiefen Eindruck, er beſuchte ihn perſönlich in ſeiner Wohnung, händigte ihm als Zeichen ſeiner Hochachtung ein aus Gyps gefertigtes Modell des menſchlichen Schädels ein, mit Einzeichnung der Lagen der von ihm angenommenen Organe des Gehirns; und beide ſo grundverſchiedene Männer ſchieden, wie Spittler ſelber ſchreibt, als Freunde.

Mitten in ſolch mannigfacher Arbeit traf Spittler, wie ſchon oben berührt, durch die Krankheit und den unerwartet ſchnellen Heimgang ſeiner geliebten Mutter ein überaus ſchmerzlicher Schlag. Als er ſich infolge davon zur Ordnung der Teilungsgeſchäfte längere Zeit in Württemberg aufhalten mußte, wurde ihm in dieſer Zeit von ſeiten der Familie aufs neue zugeſetzt, nunmehr doch ins Vaterland zurückzukehren, umſomehr, als er ja in Baſel nur eine proviſoriſche Stellung mit höchſt notdürftigem Einkommen habe, das ſeine Exiſtenz für die Zukunft in keiner Weiſe ſicher ſtelle. Allein er hatte die nun ſieben Jahre geübte Thätigkeit in Baſel jetzt ſo lieb gewonnen, daß er ſich nicht entſchließen konnte, ſie mit einer andern zu vertauſchen. In dieſem Sinne legte Spittler den Älteſten des Centrums in Baſel ſeine Angelegenheit in einem eingehenden Schreiben vertrauensvoll vor und bat ſie um ihren Rat und Entſcheidung. Als Antwort erhielt er von dem ehrwürdigen Präſidenten, Profeſſor Herzog, Namens des Centrums ein gar herzliches Schreiben, in welchem an Spittler die definitive Berufung als Sekretär der Geſellſchaft erging mit Zuſicherung eines höheren feſten Gehalts. Der Brief lautet im Auszug folgendermaßen:

„Lieber Herr Spittler!

Mit Vergnügen erſehen wir aus Ihrem Schreiben, daß Ihr Herz der Geſellſchaftsſache immer treu zugethan iſt; auch ſind uns von Ihrem geweſenen Herrn Vormund, Herrn Pfarrer Lempp in Boll, Ihrem Herrn Onkel und Schwager mehrere Briefe zugekommen, in denen ſie ausſprechen, daß jetzt der feſte Wendepunkt in Ihrem Leben gekommen ſei, wo wir uns klar werden müßten, ob wir Sie

als Sekretär anstellen wollen, weil Sie sonst in Ihr Vaterland zurückkehren würden, so sind wir, nachdem wir Ihr hiesiges Wirken und Ihre ganze Stellung zu unserer Gesellschaft, welcher Sie sich in gottergebener Gesinnung vor sieben Jahren hingegeben haben, unter Gebet darin übereingekommen, Sie nun definitiv anzustellen, und zwar mit einem alljährlichen Salarium von 60 Louis d'or, so lange nämlich die Gesellschaft besteht und die Direktion davon uns anvertraut ist. Damit müßten Sie sich in Kost, Kleidung und Logis selbst versorgen. Wir glauben hiemit das äußerste gethan zu haben, was uns, als den Verwaltern des dem HErrn und seiner Sache geweihten Gutes zu thun erlaubt ist, und denken, daß Sie damit zufrieden sein können, wobei wir freilich voraussetzen, daß es Ihnen nicht darum zu thun sei, Schätze zu sammeln oder gemächliche Tage zu erhalten. — Wir rechnen darauf, daß Sie um des HErrn willen arbeiten werden, in Dank und Liebe zu Ihm, aus Neigung Ihres Herzens, und daß Sie eben deswegen sich für alle Mühe entschädigt sehen, weil Sie Genuß und Geschmack daran finden.

Ihre im HErrn verbundene Mitglieder und in deren Namen
W. Herzog, Dr. und Prof."

In dieser förmlichen und definitiven Berufung erkannte Spittler einen klaren Wink von oben, eine göttliche Legitimation, in dem ihm lieb gewordenen Beruf zu bleiben und seine Zeit und Kraft der Sache des Reiches Gottes ganz zur Verfügung zu stellen; und da nun auch die Seinigen sich damit einverstanden erklärten, nahm er den Ruf freudig an und kehrte nach Erledigung der Teilungsgeschäfte am 2. Juni 1808 nach Basel zurück, um sich hier eine neue Heimat zu gründen, und von nun an als erster Sekretär der Gesellschaft mit fester Anstellung ein halbes Jahrhundert hindurch eine Thätigkeit zu entfalten, die der HErr in wunderbarster Weise gesegnet hat. In der alten Heimat hatte er nicht ohne Wehmut von den Geschwistern und Verwandten Abschied genommen, auch die Gräber der Heimgegangenen noch besucht.

Bei seiner Ankunft in Basel traf er das liebe Götz'sche Haus in tiefer Trauer um das geliebte Familienhaupt. Der teure Hausvater Götz war in demselben Monat wie Spittlers Mutter nach kurzer Krankheit selig entschlafen, und nun stand die gebeugte Witwe im Begriff, ihr Haus zu verkaufen, das so lange Jahre hindurch

eine Stätte reichsten Segens und für Spittler selbst ein liebes Heim gewesen war. In diesem kritischen Moment entschloß sich der väterliche Freund Spittlers, Herr Iselin-Weiß, in edelmütigster Weise für Spittler und zugleich für die Christentumsgesellschaft zu sorgen und die ehemals zum Augustiner-Kloster beim Münsterplatz gehörige Klosterherberge, „zum Fälkli" genannt, anzukaufen und sie Spittler und den Zwecken der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Dieses sonderbare, fast in orientalischem Stil terassenförmig an den sogenannten Rosenberg hin gebaute, einen gleichfalls etagenförmig angelegten Hofraum mit sprudelndem Brunnen umschließende Haus war dem Centrum der Stadt nahe und doch hinter hohen Gebäuden versteckt und eignete sich trefflich für Spittlers Bedürfnisse. Es war schon im Jahr 1533 von den Augustinermönchen verkauft worden und nach und nach an verschiedene Eigentümer übergegangen, bis es nun nach fast 300 Jahren wieder in den Dienst einer „ascetischen Gesellschaft", wie sich die Christentumsgesellschaft auch hieß, gelangte, welche sich jedoch nicht, wie einst der Augustinermönch, Bruder Martin (Luther, welcher einst auch hier logiert haben soll), in mönchischer Zurückgezogenheit und durch gestrenge Übungen in äußerer Werktheiligkeit den Himmel zu verdienen trachtete, sondern nach dem Vorbild des Reformators Luther in werkthätiger Liebe eine wahrhaftige Gottseligkeit auf Grund der reinen, biblischen Lehre zum Heil der Nebenmenschen zu befördern suchte. Hier war Spittler zunächst in der Miete, bis er vier Jahre hernach das Fälkli als sein Privateigentum käuflich übernahm, nichtsdestoweniger aber es in uneigennützigster Weise, so lange er lebte, in den Dienst des Reiches Gottes und insbesondere der Bibelsache stellte, welcher es noch bis auf den heutigen Tag dient, nachdem die alte deutsche Christentumsgesellschaft als solche längst entschlafen ist.

Während nun Spittler zunächst den unteren Teil des Fälkli bewohnte, war im oberen Teil die Schneidersche Druckerei für den Bibeldruck eingezogen; und bald bewegte Spittler den Plan, hier auch noch Raum zu schaffen für das Missionsinstitut von Pastor Jänike in Berlin, von dessen Verlegung schon seit einiger Zeit die Rede war, da es in Berlin mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die seinen Fortbestand daselbst sehr in Frage stellten. Spittler korrespondierte darüber mit dem ehrwürdigen Pastor Jänike, welcher kurz zuvor einen Notruf an die Missionsfreunde hatte ergehen lassen,

und Jänike dankte herzlich für das brüderliche Entgegenkommen der Basler, wie für die bisherigen reichlichen Unterstützungen. Er betrachtete die Offerte von Basel als eine tröstliche Aussicht für die Zukunft, da er fühle, daß ihn der HErr wohl bald abrufen werde. Solange er jedoch noch lebe, glaubte er, sollte das „Seminar" noch in Berlin belassen werden, indem es hier doch noch manche Vorteile genieße, die freilich später wegfallen werden. So unterblieb für jetzt die Translokation, und Basel fuhr fort, die ihm zufließenden Missionsbeiträge oder die sich für den Missionsdienst anbietenden Jünglinge an Jänike in Berlin zu überweisen und so das Werk nach Kräften zu unterstützen.

Dagegen zogen bald nachdem Spittler im Fälkli eine neue Heimat gefunden, in diese ehrwürdigen Räume mehrere hochbetagte, vereinsamte, christlich gesinnte Frauen und Jungfrauen ein, denen Spittler hier ein stilles Asyl zu schaffen bemüht war. Unter ihnen war es vor allem die ihm teure Witwe Götz, welche nun ihr Haus, in welchem Steinkopf, Blumhardt und Spittler eine Reihe von Jahren liebevolle Aufnahme gefunden, abgegeben hatte und die Stille suchte. Ihre einzige Tochter, Susanna, hatte schon seit mehreren Jahren im Hause des einzigen Bruders von Frau Götz, des schon genannten Rektor Miville, der keine eigenen Kinder hatte, herzliche Aufnahme gefunden und leitete damals schon eine Mädchenschule. So fand Spittler erwünschte Gelegenheit, seine vieljährige mütterliche Freundin in sein Haus aufzunehmen und ihr seine Dankbarkeit zu erweisen. Freilich hegte dabei Spittler nicht allein den Wunsch, der Mutter Götz die so reichlich genossene Liebe zu vergelten, sein noch größerer Wunsch war dabei, auch die Tochter, deren edles, treues und praktisches Wesen ihm längst einen tiefen Eindruck gemacht hatte, für sich zu gewinnen und sie mit Gottes Hilfe als Hausfrau heimführen zu dürfen. Mit diesem Herzenswunsch trat er nun bald hervor und warb Ende des Jahres 1809 um die Hand von Susanna Götz. Bald durfte er von Tochter und Mutter ein freudiges Ja entgegennehmen, und auch die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft gaben ihre Zustimmung und ihren Segen zu dieser Verbindung.

Der Brautstand war zwar, weil im HErrn gegründet, ein sehr glücklicher — durch die gegenseitige innige Liebe und das volle Verständnis; aber es fehlte darin auch nicht an manchen schweren Ge-

huldsproben und Übungen aller Art. Die größte Unruhe und Not verursachte damals Spittler und den Seinigen seine Konscriptionspflicht.

Die durch den napoleonischen Terrorismus dienstbar gemachten Länder Deutschlands mußten dem unersättlichen Eroberer immer neue Truppen stellen, und so hielt es um jene Zeit doppelt schwer, vom Militärdienst frei zu werden. Spittler erhielt wiederholt die Aufforderung, sich zur Musterung in Würtemberg zu stellen, und es drohte ihm sogar die Konfiskation seines Vermögens. Allein er konnte sich nicht so rasch entschließen, seinen geschäftsvollen Posten in Basel zu verlassen, um sich gewissermaßen blindlings dem Militarismus auszuliefern. Auch that das Centrum und seine Freunde in Basel alles, was dazu dienen konnte, diese Plage von ihm abzuwenden; und Spittler entschloß sich sogar auf ihren Rat, zu diesem Zwecke sich unter die Studierenden der Theologie einschreiben zu lassen und theologische Vorlesungen zu hören, worüber ihm der Vorsteher der Gesellschaft und damalige Dekan der theologischen Fakultät, Professor Herzog, sogar einen förmlichen Immatrikulationsschein ausstellte. Überdies beschlossen die Väter des Centrums, um Spittler wenn irgend möglich seinem Amte zu erhalten, an das Oberamt Leonberg, welches Spittlers Konscription zu besorgen hatte, ein Bittschreiben zu richten, in welchem unter eingehender Darlegung der Verhältnisse das dringende Gesuch ausgesprochen wurde, Spittler vorerst mit der Einberufung zu verschonen. Und dieser Schritt, der unter brünstigem Gebet von dem Centrum gethan wurde, hatte über Erwarten den günstigen Erfolg, daß Spittler nun vorerst auf seinem Posten bleiben konnte, freilich nicht auf die Dauer.

Voll Lob und Dank setzte er denn nun seine vielseitige Arbeit fort und übernahm gerade um jene Zeit eine neue Art von Hausvaterpflichten. Von einem Freunde in St. Gallen hatte er sich überreden lassen, einen jungen Studierenden der Theologie in sein Haus und unter seine Aufsicht zu nehmen; und kaum war dies bekannt geworden, so liefen weitere Meldungen um Aufnahme derartiger Jünglinge bei ihm ein, die er nicht abweisen zu können glaubte, so daß, ehe er es sich versah, ein kleines Alumneum von sieben Studenten, lauter solide wackere junge Theologen, in seinem Haus sich gebildet hatte, das ihm wohl manche Freude bereitete, aber auch manche Sorgen und Lasten auferlegte. Einer seiner älteren theologischen Freunde ermutigte ihn um jene Zeit zu dieser neuen

Arbeit mit einem herzlichen Trostbrief, der mit den Worten schließt: „Wie schön wird einst Dein Lohn sein, wenn Du solche Jünglinge zu wahren Christen bilden hilfst.“ Und das war auch sein eifrigstes Bestreben. Er widmete sich ihnen, soviel ihm die Zeit erlaubte, hielt mit ihnen Morgen- und Abendandacht, hielt sie zu strenger Ordnung und Benützung ihrer Zeit an und suchte ihnen sein Haus zu einer Heimat und Stätte der Förderung des inneren Lebens zu machen. Der HErr segnete auch diese Arbeit an manchen in erfreulichster Weise; und das machte ihm Mut zu weiterer Arbeit, so daß er in der arbeitsvollsten Zeit an seinen Schwager Bahnmaier schreiben konnte: „Ach, wenn ich meine gegenwärtigen Geschäfte mit den ehemaligen vergleiche, so ist der Unterschied so unendlich groß, daß ich sie um keinen Preis der Welt mehr vertauschen möchte. Könnte ich nur noch mehr leisten! Dies ist meine einzige Klage.“

Eine vielfache Anregung und Förderung empfing er aber damals durch sein liebes „Kämmerli“, welches sich in seinem Hause allwöchentlich einmal versammelte. Es war dies eine kleine Gesellschaft ehrwürdiger Männer, welche in geselliger Weise sich bei ihm zu einem gemütlichen Abend einfanden, bei welcher Gelegenheit religiöse, politische und soziale Fragen zur Besprechung kamen, und da an diesen Zusammenkünften Leute wie Dr. Stückelberger, Rektor Miville, Emanuel Schnell, Pfarrer Thurneysen und andere Teil nahmen, so fehlte es niemals an interessanten, belehrenden und erbaulichen Mitteilungen, da jeder hier in ungezwungenster Weise seinen Beitrag lieferte.

Eine besondere Freude wurde Spittler zu Teil im Jahr 1810 durch die Berufung des trefflichen Pfarrer Von Brunn, mit welchem Spittler seit mehreren Jahren befreundet war und in Korrespondenz stand, an die St. Martinsgemeinde, welcher Spittler selbst angehörte. Diese Gemeinde befand sich seit einer Reihe von Jahren in dem traurigsten Zustand der Verwahrlosung; und selbst ihre Kirche glich allem anderen mehr als einem Gotteshaus. War sie ja doch während der Durchzüge der französischen Truppen durch Basel zum Magazin für Heu und Fourage verwendet worden, und die Behörden hatten den Mut verloren auf ihre Restauration etwas zu verwenden. Da trat Von Brunn, ein junger, eifriger Theologe, welcher zuerst als Pfarrer in Bubendorf und nachher in Liestal eine förmliche Erweckung in seiner Gemeinde hatte erleben dürfen, in diese fast ver-

ödete Gemeinde ein, und es gelang ihm bald, hier eine wahrhaft reformatorische Wirksamkeit zu entfalten. Die Kirche füllte sich bald wieder derart, daß die Behörden keinen Anstand mehr nahmen, auch für die Restauration dieses Gotteshauses willfährig die Hand zu bieten.

Nach Schäuffelins Heimgang wurde Spittler wiederholt gebeten, die Leitung der Versammlung an seiner Statt zu übernehmen, allein dazu konnte er sich niemals entschließen, da ihm, wie er behauptete, die Gabe der freien Rede abgehe. Um so emsiger war er darauf bedacht, nach dem Eintritt Von Brunns in die Pfarrei zu St. Martin, ihn auch für die Teilnahme an der Christentumsgesellschaft zu gewinnen. Von Brunn trat im Jahr 1811 in die Gesellschaft ein und übernahm mit den andern Vorstehern die Leitung der Sonntagabendversammlungen.

Allein dieses Jahr war für Spittler zugleich ein wahres Schreckensjahr. Im Januar 1811 erkrankte seine geliebte Braut an einem lebensgefährlichen Scharlach, und Spittler sah es als eine unverdiente Barmherzigkeit Gottes an, als nach einer sehr schweren Krisis die geliebte Kranke aus einem scheintodartigen Zustand wieder zum Leben erwachte und nach und nach wieder hergestellt wurde. Dieser schweren Sorge folgte eine neue auf dem Fuße nach. Abermals war es die nur aufgeschobene, nicht aufgehobene Konscriptionsfrage, welche für Spittler diesmal wirklich verhängnisvoll zu werden drohte. Napoleon hatte, um Rußland angeblich wegen unbotmäßigen Verhaltens gegen das von ihm eingeführte Kontinentalsystem und wegen seines Bundes mit Schweden zu züchtigen, in Wahrheit aber, um es zu vertilgen und sich zum Herrn des ganzen Kontinents zu machen, ungeheure Armeen gesammelt, wozu alle europäischen Länder ihre Kontingente lieferten. Auch die Fürsten des Rheinbundes mußten sich fügen und so immer neue Aushebungen veranstalten. Es sollte Spittler diesmal weder sein theologischer Studienplan, noch die Fürsprache des Centrums von der Abberufung nach Würtemberg frei machen. Sein Wunsch, Schweizer Bürger zu werden, um sich dadurch von Würtemberg abzulösen, stieß auf große Schwierigkeiten, da nach einem Vertrag Deutschlands mit der Schweiz kein militärpflichtiger Ausländer ohne förmlichen Dispens des Landesherrn in der Schweiz bürgerlich werden konnte; und einen solchen konnte Spittler in jener Notzeit vom König von Würtemberg nicht erwarten. Es blieb nichts übrig, Spittler mußte sich persönlich stellen und reiste daher nach Stuttgart mit schwerem Herzen.

Wohl hatte ihm Gott auf höchst wunderbare Weise einen trefflichen Stellvertreter für seinen Posten in Basel gesandt. Der ihm längst befreundete evangelisch gesinnte katholische Pfarrer Goßner in Dirlewang hatte seiner angegriffenen Gesundheit wegen seine Pfarrei abgegeben und Urlaub genommen und war kurz zuvor, ehe Spittler abreisen mußte, in Basel eingetroffen, wohin ihn Spittler längst eingeladen hatte. Es war dies nicht von ungefähr geschehen. In Goßners Leben wird ausdrücklich berichtet, wie sehr es ihn in Spittlers Nähe gezogen, um am Herd der reichgesegneten Thätigkeit der deutschen Christentumsgesellschaft eine Weile zu stehen und sich an dem Feuer zu wärmen, dessen Lichtschein auch aus weiter Ferne seinem Gemüt die Jahre über so wohl gethan. Als nun aber Goßner eingetroffen war in Basel, beeilte sich Spittler, ihn da und dort in die Freundeskreise einzuführen, in denen er selbst sich so wohl fühlte, vor allem ins „Kämmerli", wo denn Goßner bald durch seine interessanten Mitteilungen die kleine Gesellschaft erfreute und belebte. Die wenigen Wochen vor Spittlers Abreise waren für die beiden Freunde sehr gesegnet. Sie liebten sich trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere innig und blickten einander tief ins Herz. Wie Goßner kurz vor seiner Ankunft an Spittler geschrieben hatte: „Wenn ich in Deinen Armen bin, so sollst Du mein ganzes Herz wissen und haben;" so völlig erschloffen sich gegenseitig die beiden einander; und später schreibt Goßner an Spittler über jenes kurze Zusammenleben mit Letzterem: „Du bist damals schon mit allen später gegründeten Anstalten schwanger gewesen." Ein andermal schreibt er ihm: „O Du Spittler, was fängst Du noch alles an! Doch freut es mich sehr; mache Du nur fort, die Zeiten werden immer wichtiger!" — Mit Lust und Treue stellte sich Goßner seinem lieben Spittler zur Verfügung, um, wie er dachte, die kurze Zeit von Spittlers Abwesenheit dessen Geschäfte zu besorgen. Spittler aber dachte jetzt weniger an eine kurze Abwesenheit, als an die Möglichkeit eines Ausziehens in den Krieg, und ordnete seine Sachen für Leben und Sterben.

Als er nun im Mai 1811 in Stuttgart eintraf, fand er alles in größter Aufregung wegen der enormen Kriegsrüstungen. Schonungslos wurden die Aushebungen vorgenommen; während doch jedermann fühlte, welch ein frevelhafter Krieg hier in Scene gesetzt werde, der Tausenden von Familien ihre besten Kräfte entzog. Spittler

wurde von seinen Freunden mit rührender Teilnahme aufgenommen, und es wurde für seine Befreiung vom Militärwesen alles aufgeboten. Allein alle Petitionen und Empfehlungen schienen vergeblich. Dabei zogen sich die Dinge entsetzlich in die Länge, und eine Woche um die andere verfloß, ohne daß Spittler sich Rechenschaft geben konnte, wie seine Angelegenheit sich gestalten werde. Bei der Generalmusterung stellten sich allerdings unerwarteter Weise allerlei Gebrechen heraus, die ihn in ruhigen Zeiten frei gemacht haben würden; allein bei dem gegenwärtigen Kriegslärm war auch darauf wenig Hoffnung zu setzen, und der Generalarzt v. Jacobi erklärte ihm selbst, er könne nicht viel für ihn thun. Die Entscheidung hänge eben von der Willkür des Königs ab. In Basel wurde man nach und nach unruhig und besorgt um Spittler; und Goßner schrieb Letzterem in jener Zeit: „Gib doch nur einen Laut, damit wir wissen, ob Du noch lebst!“ Kaum waren diese Zeilen fort, so erhielt die Braut, welche in der Stille die Angst ihres Herzens um ihren lieben Bräutigam dem Könige aller Könige geklagt und Ihn brünstig um seine Hilfe angefleht hatte, die freudige Kunde: „Ich bin frei!“ Der HErr hatte es so gelenkt, und in Stuttgart wie in Basel war darüber große Freude; ja, Goßner ließ in der Versammlung, die er eben zu halten hatte, als die Nachricht eintraf, zum Preis des HErrn ein Danklied singen. Noch mußte Spittler die Ausfertigung einer förmlichen schriftlichen Befreiungsurkunde abwarten, um für die Zukunft gegen alle weitere Requisition gesichert zu sein, und so reiste er erst im August voll Dank über das Durchlebte von Stuttgart ab, wo er Gelegenheit hatte, in dem Reisewagen seines Freundes Ball von Elberfeld, der eben nach Basel reiste, Platz zu finden, und über Königsfeld, Schaffhausen, Zürich und Baden nach Basel zurückzukehren. Schon in Schaffhausen kam ihm ein lieber Bruder, der Kaufmann Alexander Beck, jubelnd entgegen und schloß ihn in seine Arme mit den Worten: „Du bist, wie Sadrach, Mesach und Abednego, errettet aus dem Feuerofen.“

Im Rückblick auf das Durchlebte schreibt Spittler an seinen Schwager Bahnmaier: „Wie soll ich dem HErrn vergelten alle seine Wohlthaten, die Er an mir gethan! Ihm will ich fröhlich dienen all mein Lebenlang. Ja, wenn ich zurückschaue auf das Verwickelte meiner Angelegenheiten, so steht mir seine Leitung und Durchhilfe in den letzten zwölf Wochen so mächtig und groß vor den Augen,

daß mein kindliches Vertrauen zu Ihm nie mehr wanken sollte. Ja, ich vertraue Ihm, Er wird auch ferner alles wohl machen!"

Auch die auswärtigen Freunde freuten sich herzlich über Spittlers Befreiung, und Jung Stilling schreibt ihm: „Gottlob, daß Sie von der Conscription frei und zum Soldaten untüchtig sind. Ihr ganzes Dasein und Ihr Wirkungskreis, mein Lieber, machen mir wahre Freude! Der Geist des Vaters und des Sohnes sei Ihr Lehrer in alle Wahrheit, Ihr Führer auf dem Lebensweg, Ihr Trost in Trübsal, Ihr Licht in Dunkelheit, Ihr Fürbitter vor dem Gnadenthron, Ihr Heiligmacher durch das Blut der Versöhnung, Ihr Vollender am Ziel Ihres Lebens!"

Sobald Spittler wieder in seine Arbeit in Basel eingetreten war, ließ sich Goßner nicht länger mehr zurückhalten, so wohl er sich auch im Bruderkreis in Basel fühlte; es zog ihn wiederum zu seiner früheren Gemeinde zurück. Länger, als der Urlaub es gestattete, war er in Basel geblieben. Nur ungern sah man ihn aus Basel scheiden und hätte ihn gern bleibend festgehalten. „Allein ich mußte wieder zurück", schreibt er später an Spittler, „ich muß in meinem Vaterland bei meinem Volk und bei meinen Freunden bleiben. So ist es des HErrn Wille!" Er reiste über Zürich und St. Gallen nach München, wo seiner noch ein großes Tagewerk harrte.

Inzwischen war auch in der Bürgerrechtssache Spittlers viel hin- und hergeschrieben worden, und endlich am 2. Dezember 1811 erhielt Spittler vom Landammann v. Sprecher die offizielle Anzeige, daß ihn die Landschaft Davos an öffentlicher Landsgemeinde einstimmig zu ihrem Bürger angenommen für die Summe von 300 Bündtner Gulden. Bald hatte er auch den Bürgerbrief in Händen und eilte nun, seine liebe Braut als Hausfrau ins Fälkli einzuführen. Am 11. Februar 1812 war es Spittler und seiner Braut vergönnt, den Tag ihrer Trauung zu begehen. Vom Onkel Miville am Münsterplatz aus fuhr die kleine Hochzeitsgesellschaft nach dem Dorfe Riehen, in dessen Kirche die Kopulation durch Herrn Pfarrer Falkeisen vollzogen wurde. Die Natur rings umher lag im Winterschlafe und die Felder waren mit Schnee bedeckt, aber es war ein lieblicher Wintertag, ein Tag des Segens und der Weihe, welche im Sonnenschein des Dankes und der Liebe alle durchlebte Angst und Sorge jetzt vergessen machte. Von allen Seiten trafen Grüße und Glückwünsche ein, was das junge Brautpaar mit demütigem

Dank erfüllte gegen den Geber alles Guten, und ihre Losung war und blieb ihr ganzes Leben lang der 23. Psalm: „Der HErr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Die ehrwürdige Mutter Götz legte ihm die segnenden Hände aufs Haupt und freute sich des Glücks ihrer Kinder, in deren Mitte sie ihre letzten Jahre verlebte, bis sie im Jahr 1823 infolge eines Schlaganfalls sanft heimgehen durfte zur oberen Heimat.

---

5. Bewegte Zeiten.

Im Juli 1814 nahm Spittler einen mehrwöchentlichen Urlaub und trat mit seiner jungen Frau eine Reise in die alte Heimat an. Über Rheinfelden und Brugg ging es zunächst nach Zürich, wo Spittler besonders mit Antistes Heß verkehrte und eine interessante längere Besprechung hatte über die allgemeine Geistesvereinigung. Weiter ging es über Winterthur, Schaffhausen, Donaueschingen, Villingen nach Königsfeld, wo sie überaus liebliche Stunden verlebten im Kreis teurer Freunde. Hier war es Spittler besonders wohl und er schrieb an einen Freund in Basel, daß er hier bei den Vorstehern der Brüdersocietät das Gegenteil gefunden habe von der grenzenlosen Basler Engherzigkeit, und ruft aus: „Ach möchte ich es noch erleben, daß es in Basel auch so würde!“ Die Reise ging nun über Sulz a. N., Horb nach Herrenberg, Böblingen, Stuttgart. Von hier aus gedachten sie nach Ludwigsburg zu pilgern, um Schwager Bahnmaier, welcher seit 1810 dort als Helfer wirkte, zu besuchen. Auf dem Weg dahin begegneten sie dem Gefährt Bahnmaiers, welcher im Begriff stand, nach Weilerstadt zu fahren, um seinen totkranken Bruder, welcher dort Ratschreiber war, zu besuchen. Spittler schloß sich ihm an, machte bei dieser Gelegenheit einen Besuch in Möttlingen bei Pfarrer Gros, sowie in seinem Geburtsort Wimsheim, wo ihn die vielen Liebesbezeugungen, die ihm die Leute entgegenbrachten, bis zu Thränen rührten. Nun ging's zurück über Calw, wo er die Familie Federhaf besuchte, nach Weilerstadt und in Begleitung Bahnmaiers nach Ludwigsburg. Von hier aus, dem Hauptziel der Reise, suchte er seinen teuern Freund Blumhardt auf, welcher Pfarrer in Bürg geworden war, und fühlte sich in

dessen Haus ungemein glücklich. Hier wurden besonders Missionspläne eifrigst besprochen, und Spittler gewann von Neuem die Überzeugung, wie vorzüglich gut Blumhardts Persönlichkeit sich zur Realisierung derselben eignen würde. Er schrieb deshalb von hier aus an Onkel Rektor Miville in Basel, namentlich um zu sondieren, ob nicht ein Plätzchen bei der Universität für Blumhardt zu finden wäre; „er nähme mit einem kleinen Einkommen vorlieb." Welche Antwort er darauf erhielt, ist nicht bekannt. Immerhin entschloß sich Blumhardt, um einen 14tägigen Urlaub höheren Orts einzukommen, um den lieben Spittler nach Basel zu begleiten und sich daselbst wieder einmal umzusehen. Allein zum großen Schmerz Spittlers durfte Blumhardt nicht mitreisen, da ihm das Urlaubsgesuch vom König rund abgeschlagen wurde.

Bei einem Besuch in Nürtingen bei Präceptor Handel freute er sich über dessen gesegnete Arbeit in Schule und Gemeinde, und besonders an dessen 22 Kostgängern, für welche Handel ein überaus liebender und geliebter Vater war. Die Ende August beabsichtigte Abreise von Ludwigsburg wurde verzögert, da in diesen Tagen gerade den lieben Geschwistern Bahnmaier im Helferhaus ein Töchterchen, Louise, geboren wurde, bei dessen Taufe Spittler und seine Frau die Pathenschaft übernahmen. Im September endlich kehrte Spittler und seine Frau über Karlsruhe, Straßburg, Altenheim ꝛc. zurück und nahm leiblich und geistlich erfrischt die vielseitige Arbeit in Basel wieder auf. Doch nicht lange konnte das junge Ehepaar sich mit einander freuen, daß sich über ihrem neugegründeten Hausstand der friedliche blaue Himmel eines ehelichen und beruflichen Glücks gewölbt hatte; denn schon stunden gewaltige Ereignisse vor der Thüre, welche ganz Europa erschütterten und auch in das stille friedliche Fälkli in Basel ihre Wellen warfen.

Napoleon war mit einer Armee von einer halben Million Soldaten, wozu außer England und Schweden fast alle europäischen Länder ihre Contingente liefern mußten, über den Niemen gegangen, in das russische Reich eingedrungen, hatte in mehreren Schlachten gesiegt und bereits Moskau, das Herz des Czarenreichs, besetzt. Allein hier hatte ihm Gott ein Ziel gesetzt. Moskau ging, von den Russen verlassen, in Brand, die Lebensmittel fehlten, und Napoleon war zum entsetzlichen Rückzug gezwungen, auf welchem Hunger, Frost und das Schwert des Feindes sein ganzes Heer vernichteten.

Die Folge davon war, daß in Deutschland vor allem sich die Hoffnung regte, daß die Zeit gekommen sei, das drückende Tyrannenjoch, unter dem alles seufzte, zu zerbrechen. Preußen fiel ab von Napoleon und schloß mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis. In Preußen wurde auf königlichen Befehl von allen Kanzeln das Volk zur Bildung einer Landwehr aufgerufen. Da strömten von allen Seiten Freiwillige herzu und das Volk erhob sich wie Ein Mann unter Anführung des alten Blücher. Auch aus Spanien waren die französischen Heere mit Hülfe der verbündeten Engländer vertrieben; Wellington stand an Frankreichs Grenzen, das Hauptheer der Verbündeten stand unter Fürst Schwarzenberg bei Basel, Blücher dagegen bei Mannheim und Coblenz.

Der alte Pastor Jänike in Berlin organisierte in jener Zeit ein Gebetscorps, welches Tag und Nacht nicht abließ zu beten, bis der Sieg errungen war. Spittler blieb auch nicht unthätig, obwohl der Krieg vorerst die Schweiz direkt noch nicht berührte. Er erließ im Namen der Traktatgesellschaft einen Aufruf an das christliche Publikum, in welchem um Beiträge gebeten ward zur Unterstützung der Gesellschaft, damit sie in dieser gewaltig ernsten Zeit eine größere Anzahl Schriften unter das Volk verteilen können. Auch verfaßte er eine dringende Einladung an die Freunde des Christentums in Deutschland und der Schweiz, sich mit Basel zum Zweck der Traktatgesellschaft zu verbinden.

Um dieselbe Zeit ging der Basler Bibelgesellschaft von England aus die dringende Bitte zu, doch nun auch in Frankreich für Ausbreitung des Wortes Gottes etwas zu thun, was der englischen Bibelgesellschaft wegen der Sperre zwischen England und Frankreich jetzt nicht möglich war, und wirklich wurde ein erfahrener, von Kißling in Nürnberg warm empfohlener Agent Namens Leo, welcher schon früher für die englische Gesellschaft mit gutem Erfolg gearbeitet hatte, abgeordnet, um daselbst französische Bibeln und Testamente zu verbreiten. Derselbe durfte sogar Napoleon selbst eine Prachtbibel überreichen, und überhaupt schien seine Arbeit einen gesegneten Fortgang zu nehmen. Dennoch wurde über Leos Thätigkeit allerlei Mißtrauen laut, und so kam es, daß die Basler Bibelgesellschaft zwei Männer abordnete, die Sache zu untersuchen, und womöglich in die richtigen Bahnen zu leiten. Es waren die Herren Nikolaus Von Brunn und Herr Andreas Sulger, welche nach Paris reisten

und nicht ruhten, bis sie ein Bibelkomitee daselbst gegründet und zugleich sich überzeugt hatten, daß Leos Thätigkeit, wenn auch nicht frei von Fehlern, doch eine durchaus aufrichtige und gesegnete sei. Der Aufenthalt dieser beiden Männer in Paris fiel gerade in jene Zeit, als Napoleons Stern mit dem Brand Moskau's zu sinken begann und über ihn das schwere Gottesgericht losbrach, das zur Befreiung Deutschlands von der französischen Knechtschaft führte.

In jener sturmbewegten Zeit war auch die Korrespondenz Spittlers mit seinen auswärtigen Freunden voll der schmerzlichsten Berichte über die große Not des Kriegs und den allenthalben herrschenden Jammer, der wie ein furchtbarer Fluch ganz Europa in Angst erhielt. Doch drangen durch diese bangen Klagetöne hindurch wohl auch zuweilen liebliche Laute des Dankes für das, was der HErr in und aus dieser Notzeit heraus erwachsen ließ als friedsame Frucht der Gerechtigkeit zur Förderung seines ewigen Friedensreichs. Aus Nürnberg, Leipzig, Frankfurt, Berlin, Magdeburg, Dresden 2c. kamen Schilderungen des Elends und des Jammers. So schreibt z. B. B. aus Dresden: „Alle unsere Kirchen sind Lazarete, Pferdeställe und Magazine; das Elend bei Bautzen und Görlitz ist grenzenlos; die Not und der Schrecken hat alle Gemüter so überwältigt, daß niemand gern seine Verhältnisse auch nur den nächsten Verwandten eingesteht. Im September kam das Blücher'sche Hauptquartier nach Herrnhut. General Blücher wohnte selbst dem Gottesdienst auf dem Saal bei, und alle sangen nach dem Sieg an der Katzbach aus voller Kehle das Lied: „„Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut!““ Die Herrnhuter hatten aus religiösen Grundsätzen keine Soldaten gestellt, dagegen auf alle Weise sich der Verwundeten angenommen. General Gneisenau lud drei ihrer Ärzte, welche sich durch liebevollste Thätigkeit besonders auszeichneten, zu sich zur Tafel, und forderte den als Freiwilliger anwesenden Raumer mit heiterem Ernst auf, den Gästen zu beweisen, daß der Krieg nicht unchristlich sei. Dieser legte die Worte des Apostels: „„Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst““ dahin aus, daß dieselben keineswegs bloß vom Kriminalgericht gälten, vom Recht der Obrigkeit über Leben und Tod der Verbrecher, sondern auch vom Recht, gerechte Kriege zu führen. Daß aber jener Krieg gegen Napoleon ein gerechter sei, brauche nicht erst bewiesen zu werden“ u. s. w. W. in Frankfurt schreibt unter anderem:

„Durch die übermäßigen Einquartierungen wurde hier der Druck fürchterlich. Immerfort lagen hier an 30,000 Mann nebst den vielen Pferden, die alle Räume ausfüllten. Aber der treue HErr hat seine Gnade und Macht an uns verherrlicht durch den Einmarsch der verbündeten Mächte ... Van Eß in Marburg wird an Dich schreiben, und Dich um Bibeln bitten zum verteilen. Es ist zum Erstaunen, in welchem Segen dieser vortreffliche Mann wirkt. Obschon er noch nicht frei ist von seinem Haß gegen Luther, so hindert ihn dies doch nicht in der unermüdetsten Verbreitung von lutherischen Bibeln."

Als nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig gegen Ende des Jahres 1813 die verbündeten Mächte der Schweiz immer näher gerückt waren, hielt es diese für nötig, zur Bewahrung ihrer Neutralität ihre Grenzen zu besetzen. Daher wurde Basel vom November an mit Berner Truppen besetzt, während auf französischer Seite allenthalben Befestigungen errichtet wurden. Die schweizerischen Militärbehörden hatten inzwischen mit den deutschen Fürsten unterhandelt, ohne die Basler davon in Kenntnis zu setzen. Es ergriff daher die Stadt Basel keine geringe Bestürzung, als wenige Tage vor Weihnachten die schweizerischen Truppen abzogen und folgenden Tags die Deutschen den Kanton besetzten, um nun gegen Frankreich feste Stellung zu nehmen. Die Nähe der französischen Festung Hüningen mußte natürlich für Basel jetzt eine sehr verhängnisvolle werden. Die Deutschen rückten von Grenzach her um Mitternacht gegen Basel und verlangten, nachdem ihr Versuch, in der Nähe der Stadt eine Schiffbrücke anzulegen, mißlungen war, früh Morgens freien Durchzug durch die Stadt, der ihnen natürlich nicht verwehrt werden konnte. So zogen an jenem Tage bis Abends 80,000 Mann über die alte Rheinbrücke ohne die geringste Unordnung; 21,000 Mann blieben in der Stadt zurück und wurden in die Häuser einquartiert. Wohl erhielt der Aufenthalt dieser Truppen und die nun fortwährend anhaltenden Durchmärsche die Stadt in steter Unruhe und war mit großen Opfern verbunden; allein da die verbündeten Mächte stets siegreich vorrückten, so wurde die Last niemals zu schwer; es traten immer wieder Erleichterungen ein, und die Stadt selbst zog auch manchen Vorteil aus der Anwesenheit der in jeder Hinsicht geordneten Truppenmassen. Dagegen wurden in Basel nach und nach alle verfügbaren Räumlichkeiten mit Kranken und

Verwundeten, die aus näherer und fernerer Umgebung herbeigeführt wurden, angefüllt, besonders als es später zum Kampf und zur förmlichen Belagerung Hüningens kam. Drei junge Basler Ärzte büßten in der Treue ihres Berufs in kurzer Zeit das Leben ein. Auch ins Waisenhaus drang die Seuche ein durch Verschleppung, da die Waisenknaben benutzt worden waren, den kranken Soldaten Arzneien 2c. zu bringen.

Damals erwuchs für Spittlers hilfreiches Herz bei diesen Lazarettkranken ein großes Stück Arbeit. Dazu interessierte er sich in hohem Grad für die Armenherberge, welche bei der Verdienstlosigkeit, in der alles darniederlag, stets angefüllt war mit Nachzüglern, Krüppeln, reisenden Handwerksburschen, die nirgends Arbeit fanden, kurz mit Hilfsbedürftigen aller Art. Das war für Spittler ein reiches und ergiebiges Missionsfeld; es war dessen Haus der Sammelplatz von geistlichem und leiblichem Elend. Spittler sann auf alle möglichen Mittel, hier die Not zu lindern, und erließ in jener Zeit einen Hilferuf an die Bevölkerung der Stadt folgenden Inhalts:

„Die gegenwärtigen Umstände haben unserer Stadt viele leidende und kranke Menschen zugeführt. So viel nun auch von seiten der Obrigkeit geschieht, diese in den Spitälern zu verpflegen, so ist es doch unmöglich, daß die allgemeinen Anstalten alles ausrichten können, und mancher Seufzer nach Beistand und Erquickung steigt vergeblich auf. Es haben sich daher Personen vereinigt zu verschiedenen hilfreichen Einrichtungen in Wartung und Pflege, sowie in sorgfältiger Zubereitung solcher Speisen, welche nach genommener Verabredung mit den Spitalärzten die Kranken vorzüglich bedürfen. Da von seiten des Kriegskommissariats gewünscht wird, daß das ganze Publikum öffentlich eingeladen werde, zu diesem Zweck beizutragen, so wird noch eine besondere Anzeige ausgegeben, welche das weitere enthält. Fürs erste ist besonders wünschenswert: Wein, Reis, Gerste, getrocknetes Obst und gutes Brot. Um es unsern Mitbürgern bequem zu machen und vielseitige Berührungen mit den Kranken zu verhindern, ist man ersucht, alles was Liebe und Mitleid für diese Zwecke darzureichen bereit sind, im Fälkli abzuliefern, wo sowohl die Herbeischaffung als die Zubereitung der Speisen aufs gewissenhafteste besorgt wird. Über jede Beisteuer wird eine Bescheinigung gegeben, deren Nummer in der Rechnung angezeigt wird. Neben der Wohlthat an die Betreffenden ist es auch darauf abgesehen, das

Mögliche zu thun, um von unserer Stadt die Gefahr abzuwenden, welche durch Verbreitung ansteckender Krankheiten in Militärspitälern so leicht geschieht. Da sich so viele Elende oft ohne die nötige Bedeckung und Kleidung finden, wenn sie auf Wägen weiter transportiert werden, so kann diesen bei der Kälte drückenden Bedürfnissen auch durch abgelegte Kleidungsstücke menschenfreundlich abgeholfen werden" 2c.

Nicht minder als für diese nächsten leiblichen Bedürfnisse lag Spittler aber am Herzen, für die geistlichen Bedürfnisse der Leute zu sorgen. Unermüdlich suchte er christliche Brüder aufzumuntern, Hand anzulegen als Krankenwärter, welche zugleich den Kranken und Sterbenden auch Nahrung brächten für die unsterbliche Seele. Er ließ Testamente, Bibeln, Traktate und christliche Schriften aller Art in die Lazarete bringen und durfte erfahren, daß dieselben meist mit großem Dank und geistlichem Hunger aufgenommen wurden und viel Segen schafften, worüber eine Menge ergreifender Beispiele ihm von den Brüdern berichtet wurden.

Unter anderem berief damals Spittler aus Würtemberg (Tübingen) einen ihm längst als demütiger, frommer, aufopfernder, lediger, christlicher Bruder bekannten Leineweber, namens Hunziker, welcher sich stets gerne bei der Pflege von Kranken beteiligt und vielfache medizinische Kenntnisse angeeignet hatte, nach Basel und veranlaßte ihn, im Klingenthal (der Kaserne in Basel) die Oberaufsicht über die dortige Krankenpflege zu übernehmen. Hunziker kam zu Spittlers großem Trost und übernahm mit Freude und Aufopferung die Pflege und Besorgung von mehr als 400 Kranken und führte ein Tagebuch über seine Arbeit, in dem es unter anderem heißt: „Das Ächzen und Winseln und der große Jammerstand der Armen ist schlechterdings nicht zu beschreiben. Doch hört man aus allen Ecken des Saales auch recht aus der Tiefe und unter vielen Thränen zu Gott rufen." Dieser treue Mann, welcher nicht allein seiner Berufung gemäß die Verpflegung der Kranken überwachte, sondern selbst persönlich eingriff, wo er konnte, und pflegte und wachte, so lange es ging, überbot bei seiner Hingabe an die Kranken seine schwache Kraft und mußte dieser ungewöhnlichen Anstrengung erliegen. Es ergriff ihn eine allgemeine Erschöpfung und ein schleichendes Nervenfieber verzehrte seine Gesundheit. Spittler nahm ihn in sein Haus und freute sich, ihm seine letzten Tage selbst durch

liebende Pflege noch versüßen zu können. Hier entschlief er sanft und selig im HErrn als müder Pilger, aber treuer Nachfolger Jesu.

Aus eben jener Zeit datiert die Bekanntschaft Spittlers mit Joh. Kullen aus Hülben, welcher als würtembergischer Schullehrer damals unter die Landwehr eingereiht und bald Quartiermeister geworden war. Während der Belagerung von Hüningen befand sich auch Kullen mit seinem Regiment unter der Belagerungsarmee. Dort traf Spittler, welcher gar manchesmal in jener Zeit vor die Stadt hinauspilgerte, um unter den dort liegenden Soldaten Testamente und christliche Schriften zu verteilen, mit Kullen zum erstenmal zusammen. Kullen freute sich dieser Thätigkeit Spittlers herzlich und war ihm mit Freuden behilflich bei der Verbreitung von Traktaten 2c. Öfters begleitete er Spittler in die Versammlung nach Basel und blieb auch nach seiner Entlassung aus dem Militär und seiner Rückkehr nach Hülben mit Spittler und den Basler Freunden brüderlich verbunden bis an sein Lebensende.

Spittler blieb aber nicht dabei stehen, durch eine Menge christlicher Flugblätter, die er in großer Anzahl im Auftrag der Traktatgesellschaft unter den deutschen Heeren verbreitete, auf die Soldaten und Offiziere einzuwirken; er suchte sogar an die verbündeten Fürsten selbst zu gelangen und sandte eine Anzahl solcher Schriften ins Hauptquartier mit einem Begleitschreiben an den frommen Kaiser von Rußland, in welchem es unter anderem also heißt:

„Das erhabene Beispiel, mit welchem Ew. kaiserliche Majestät unserem in Beziehung auf Religion so gleichgiltigen Zeitalter dadurch voran leuchtet, daß Allerhöchstdieselben bei dem glorreichen Siege Ihrer gerechten Sache Gott öffentlich die Ehre geben, erfüllt jedes religiöse Gemüt mit Ehrfurcht und Bewunderung, sowie auch die Thatsache, daß Ew. kaiserliche Majestät mitten unter dem Geräusch der Waffen den Instituten, welche die Ehre Gottes verbreiten und das Heil der Menschen befördern, so huldreiche Aufmerksamkeit zu schenken geruhen. Von diesen Gesinnungen beseelt, glaubt die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis die glücklichen Ereignisse, welche Ew. kaiserliche Majestät in ihre Nähe geführt, benützen zu dürfen, um Ihnen ihre reinste Verehrung zu bezeugen. Sie kann es sich daher unmöglich versagen, einige Früchte ihrer Bemühungen, welche soeben die Presse verlassen, Ew. kaiserlichen Majestät in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen. Mögen Aller-

höchstdieselben diese schwachen Beweise einer wahrhaft herzlichen Huldigung liebreich aufnehmen. Der HErr, unser Gott, wolle die Fülle seiner Gnaden und Segnungen über Ew. kaiserliche Majestät ausgießen und Sie mit seinem allmächtigen Arme beschützen, damit die heldenmütigen Siege zur Befreiung der Völker ein glückliches Ende gewinnen." In ähnlicher Weise wandte er sich auch an den König Friedrich Wilhelm von Preußen und erhielt von Letzterem ein eigenhändig unterzeichnetes Dankschreiben aus dem Hauptquartier, in welchem mit Anerkennung der Bemühungen der Gesellschaft und ihrer Mitglieder gedacht wird. In jenen Tagen schrieb Stilling an Spittler: „Die politischen Ereignisse sind jetzt auf den höchsten Punkt der Merkwürdigkeit gestiegen, und was das herzerhebendste bei der Sache ist, das ist: daß Jesus Christus wenigstens bei den russischen und preußischen Armeen öffentlich als ihr oberster Heerführer angesehen, angebetet und bekannt wird. So denkt und spricht der Kaiser Alexander, so spricht der König Friedrich Wilhelm, und Kaiser Franz schließt sich an beide brüderlich an. Sagen Sie, mein liebster Bruder, was läßt sich da nicht erwarten! Gestern Mittag speiste ein Flügeladjutant des Königs von Preußen, der Graf Konstantin v. Stolberg-Wernigerode, bei mir; der sagt mir: Glaube an Jesum Christum und das Gebet zu Ihm sei allgemein! Kürzlich sagte ein gemeiner Russe zu einigen Bürgern, die ihm Sieg wünschten, mit aufwärts gerecktem Arm: Jesus Christus gibt Sieg! Alexander hat durch sein leutseliges christliches Betragen aller Herzen gewonnen ꝛc. Ewig Ihr Bruder Stilling."

Und wirklich gab der HErr den Verbündeten einen Sieg um den andern. Auf Blüchers Sieg bei Brienne und Laon und den Sieg der Verbündeten bei Arcis folgte deren siegreicher Einzug in Paris am 31. März. Napoleon selbst wurde in die Verbannung geschickt auf die Insel Elba und die Bourbonen in die Regierung wieder eingesetzt. Allein Hüningen war immer noch nicht zur Übergabe zu bewegen, um so mehr, als plötzlich die Nachricht eintraf, Napoleon habe Elba heimlich verlassen und stehe wieder an der Spitze des Heeres, um den Kampf gegen die Verbündeten wieder aufzunehmen. Nun wurde eine förmliche Belagerung der Festung ins Werk gesetzt. Der vor Hüningen kommandierende Erzherzog Johann begann auf Befehl der verbündeten Mächte in der Nacht vom 17. August die Belagerungsarbeiten mit einer furchtbaren

Kanonade, welche bis zum 23. Auguſt dauerte und für Baſel eine Zeit der Angſt und Unruhe bildete. Endlich kapitulierte Hüningen und Erzherzog Johann nahm von der Feſtung Beſitz und befreite damit die Eidgenoſſenſchaft von einem höchſt läſtigen Nachbar. Die im Jahr 1680 von Ludwig XIV. angelegte Feſtung wurde nun geſchleift, wobei mehr als 2000 Menſchen ſich beteiligten. Am 4. September gab die Stadt Baſel dem Erzherzog Johann ein großartiges Feſt, welches mit einer überaus glänzenden Illumination ſeinen Abſchluß fand. Die Eidgenoſſenſchaft aber ließ dem edlen Sieger durch eine Deputation ein gar verbindliches Dankſchreiben überreichen, in welchem es unter anderem hieß: „Künftig ſollen in der eidgenöſſiſchen Geſchichte des Jahres 1815 das Schweizer Vaterland und Erzherzog Johann von Öſterreich für alle wahren Eidgenoſſen unzertrennlich bleiben.“

Noch bevor Hüningen fiel, hatte die Schlacht bei Waterloo über Napoleons Schickſal entſchieden, und der große Eroberer fiel in Gefangenſchaft und beendigte ſeine welterſchütternde und unheilvolle Laufbahn auf der Inſel St. Helena, wo er im Gram über ſeinen Sturz und über die Ausſichtsloſigkeit, abermals ſeiner Haft zu entkommen, im Jahr 1821 ſtarb. Dieſe für Europa ſo verhängnisvollen Ereigniſſe hatte damals ein origineller Schweizer Namens Adam Müller von Maiſprach vorausgeſehen und vorausgeſagt und war deshalb mit Hofrat Stilling in Korreſpondenz getreten. Stilling aber teilte dieſe Viſion ſeinem Freund Spittler mit, welcher ſie in der Februarſitzung (1815) dem Centrum vorlas. Als dieſelbe nun im Lauf des Jahres faſt ohne Ausnahme in Erfüllung ging, erregte es nicht geringes Aufſehen, und Spittler ward es immer klarer, daß der HErr Großes im Sinne habe, umſomehr, als im ſelben Jahr der ſogenannte heilige Bund geſtiftet wurde, worin die Monarchen Öſterreichs, Rußlands und Preußens, denen ſich nach und nach die meiſten europäiſchen Staaten anſchloſſen, ſich verpflichteten, ihre Unterthanen gemäß der heiligen Schrift zu regieren und einander für alle ferneren Gefahren gegenſeitig in chriſtlicher Liebe Beiſtand zu leiſten. Spittler hoffte zuverſichtlich, es ſei nun eine tiefgehende Umkehr der Fürſten und Völker zu dem in Chriſto liegenden Heil im Anbruch, und ließ keine Gelegenheit vorüber, wo es galt, dazu die Hand zu bieten oder zur Arbeit am Bau des Reiches Jeſu einzuladen. Er war

daher stets erfreut, wenn er mit Persönlichkeiten in Verbindung treten oder solchen sich hilfreich erweisen konnte, welche um der Sache des HErrn willen Verfolgung litten.

Eines Tags trat eine seltsame Persönlichkeit in einem etwas abenteuerlichen, heruntergekommenen Aufzug bei ihm ein, um sich bei Spittler Rats zu erholen. Sein edles, schlichtes Benehmen jedoch und seine trefflichen Empfehlungen zeigten Spittler bald, daß dies kein gewöhnlicher Vagabond sei, und er nahm ihn daher mit Liebe auf. Es war dieser Fremdling der reichbegabte ehemalige braunschweigische Oberpostdirektor Kellner, welcher um seiner Überzeugung willen viel Schweres erlitten hatte und nun durch Schöners und Goßners Vermittlung zu Spittler gekommen war. Spittler gewann ihn von Tag zu Tag lieber, und bald wurde er für ihn ein ausgezeichneter und fast unentbehrlicher Gehilfe voll Feuereifer für alles Höhere, und voll hingebender Liebe zu aller Art von Notleidenden. Da er mit einer wunderbaren Elastizität arbeitete, und mit demütigster Willigkeit sich zu den unansehnlichsten Geschäften gebrauchen ließ, so hegte Spittler die frohe Hoffnung, in ihm nun auf die Dauer einen treuen Gehilfen und Freund gefunden zu haben. Als jedoch Kellner im dritten Jahre seiner Wirksamkeit die erstaunliche Thätigkeit der Frau v. Krüdener kennen zu lernen Gelegenheit fand, ließ er sich von derselben so völlig für diese Art von Missionsarbeit einnehmen, daß er trotz ernstlichen Abratens seiner Freunde die Pflicht in sich fühlte, in diese Thätigkeit selbst auch einzutreten, und in ihrer Gesellschaft umherreisend, alle Menschen zum thätigen Christentum, zur Liebe und zum lebendigen Glauben einzuladen. So mußte Spittler zu seinem großen Schmerz den teuern Freund ziehen lassen, und derselbe trat nun als „Landstreicher um des HErrn willen", wie er sich selbst nannte in mehreren Briefen an Spittler, ganz in den Dienst dieser ungewöhnlichen Frau, um mit ihr im gleichen Sinn und Geist zu wirken und bis an sein Ende Freud und Leid mit ihr zu teilen.

Frau v. Krüdener machte damals ungeheures Aufsehen, und gewiß war sie in jener wunderbaren Zeit von Gott dazu ausersehen, viele Menschen aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzuwecken, und sie hat in dieser Beziehung Großes gewirkt. Auch Spittler war aufmerksam auf sie geworden, ohne jedoch, wie manche seiner Freunde, sich von ihrem mächtigen religiösen Einfluß blenden zu lassen. Mit Ver-

wunderung sah er auf ihre seltsame und doch so gesegnete Wirksamkeit. Er nahm sich ihrer, als sie nach Basel kam und im Gasthof zum Wilden Mann unter mächtigem Zulauf Versammlungen und Gebetsstunden hielt, treulich an und veranlaßte seinen Freund Zeller in Zofingen, gegen die ungerechten Schmähungen und Verfolgungen, die ihr von vielen Seiten zu Teil wurden, öffentlich Zeugnis abzulegen. Er verkannte nicht den hohen Auftrag, den diese seltene Frau an das gegenwärtige Geschlecht habe; doch sprach ihn diese Art von Christentum keineswegs an und er äußerte gegen Zeller unter anderem: „Die vielen Visionen, das Dringliche wegen naher Gerichte 2c. will mir nicht einleuchten; ich stimme für das Stille, Ruhige, Geprüfte und Feste im Christengang und möchte neben den Gerichten auch das viele Gute rühmen, das der HErr an uns armen Sündern thut. Das beständige Jammern, Klagen, Beten, Fasten, Kreuzmachen 2c. kann am Ende auch Gewohnheit werden." Stilling schrieb ihm über dieselbe: „Frau v. Krüdener ist eine weit geförderte Christin, ihre Liebe zum HErrn ist stärker als der Tod. Sie wirkt erstaunlich und lebt wie eine Heilige; allein sie hat sich durch eine verdächtige Schwärmerei verführen lassen und verschiedene Irrtümer angenommen, gegen die ich schriftlich und mündlich das Meinige gethan habe; aber es hilft nichts."

Spittler bedauerte namentlich, daß sie es für ihren Beruf hielt, als Prophetin umher zu ziehen, die Strafgerichte Gottes verkündigend und zur Auswanderung auffordernd. Bekanntlich war sie, dem vornehmsten Adel in Rußland entstammend, in glänzenden Verhältnissen als verwöhntes Kind erzogen, aber ohne alle Religion, gewohnt, das Leben in vollen Zügen zu genießen, bis zu ihrem 39. Jahre bemüht gewesen ein Lebensglück zu erlangen, das ihr volle Befriedigung gewährte, und hatte es nicht gefunden. Da wurden ihr plötzlich infolge eines tief erschütternden Ereignisses durch Gottes Gnade die Augen geöffnet, so daß alle Herrlichkeit dieses Lebens ihr wie nichts erschien gegenüber dem Frieden Gottes, den sie nach Zeiten tiefster Zerknirschung und aufrichtiger Sündenerkenntnis in Jesu, dem Sünderheiland, fand, dessen Rettungshand sie mit Begierde und in kindlichem Glauben ergriff und den von nun an, unbekümmert um Spott und Hohn der hohen und niedern Welt, zu bekennen und aller Welt anzupreisen sie sich bemühte. Sie rühmt es selbst in einem ihrer Lieder:

Deiner Liebe Glanz und Größe,
Deine unnennbare Huld
Fiel auf meine Sündenblöße
Und verzehrte meine Schuld.

Hell umstrahlt von deiner Liebe
Stand ich nun im Weltenkreis;
Spürte deines Geistes Triebe,
Sang mit Engeln deinen Preis.

Sie war seinerzeit der Königin Louise von Preußen in Wiesbaden näher getreten und hatte mit ihr im verhängnisvollen Jahr 1806 innige Freundschaft geschlossen und in Königsberg die Kranken und Verwundeten im Lazaret besucht und gepflegt. Später, während des Kriegs in Frankreich, traf sie mit Kaiser Alexander von Rußland zusammen in Heilbronn, und dieser nahm ihre Bußpredigt wie von Gott kommend an. Ebenso begegnete sie den verbündeten Monarchen während deren Anwesenheit in Paris und war nicht ohne Einfluß auf ihr christliches Leben. Während ihres Aufenthalts in Basel verkehrte sie gern mit Spittler und suchte ihn mit großem Eifer für ihre Sache zu gewinnen und ihn besonders für den Zug nach Rußland zu überreden; allein er blieb bei aller Hochachtung vor der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung höchst nüchtern in dieser Sache und hörte nicht auf, sie selbst auch zur Nüchternheit zu mahnen.

Eine Zeitlang wohnte sie in dem Landhaus von Prof. Lachenal vor dem Klein-Basler Thor, und machte von dort aus ihren Freunden die Mitteilung, daß Basel ein großes Erdbeben bevorstehe. Viele verbrachten den Tag, auf welchen sie das Erdbeben vorausgesagt, bei ihr zu unter brünstigem Gebet bis in die Nacht. Da nun gegen Abend wirklich ein starkes Erdbeben erfolgte, nahm die Zahl ihrer Anhänger bedeutend zu, so daß die Regierung von Basel Unordnungen befürchtend sie bat, das Basler Gebiet zu verlassen. Nun zog sie aufs Grenzacher Horn auf badisches Gebiet, woselbst sie Spittler wiederholt besuchte, und hielt daselbst regelmäßige Versammlungen und nahm sich besonders der Armen und Notleidenden aller Art mit größter Selbstverleugnung an. Auch von hier vertrieben bereiste sie eine Reihe von Städten der Schweiz und Deutschlands, um für die Belebung des Christentums zu wirken und zum Auszug nach Südrußland, als dem verheißenen Bergungsort für die „Brautgemeine Jesu“ aufzufordern, wohin sie selbst hernach mit

ihren Begleitern sich begab, nachdem sie auf Schweizer Boden von Dorf zu Dorf von der Polizei vertrieben worden war. Dort wirkte sie fort in aller Stille unter stetem Forschen in der heiligen Schrift, welche ihr Licht und Labsal blieb in aller Dunkelheit, während große Freudigkeit ihre Seele erfüllte. Die Schwindsucht verzehrte ihre Kraft und sie beschloß ihr reiches Leben im kindlichen Glauben an den Heiland am heiligen Weihnachtsfest des Jahres 1823.

Es war jedoch nicht allein Frau v. Krüdener, welche damals zur Wanderung nach Rußland aufforderte, sondern ein wunderbarer Zug gab noch manchen anderen Christen Veranlassung ihre Blicke nach Osten zu richten, und namentlich schauten viele Würtemberger aus nach den südlichen Provinzen des russischen Reiches, welches zu Niederlassungen geeignet schien; doch vor allem zog die evangelische Gesinnung des Kaisers Alexander die Christen sehr an in jener Zeit, wo bei der zunehmenden rationalistischen Strömung gar viele Ernstgesinnte in der würtembergischen Kirche sich nicht mehr behaglich fühlten. So war es nicht nur die Folge der Mißernte und Hungersnot jener Jahre, sondern eine mehr und mehr sich steigernde religiöse Aufregung gährte in ihrer Mitte. Die tiefsinnige Schrifterklärung der frommen Glaubensväter der würtembergischen Kirche, eines Bengel, Ötinger, Roos ꝛc. war tief ins Volk eingedrungen und hatte, besonders als Bengels Prophezeiungen teilweise sich in so überraschender Weise erfüllten, die Überzeugung von der nahen Wiederkunft des HErrn vielen zur unumstößlichen Gewißheit gemacht. Da trat Jung Stilling gleichsam in das volle Erbe dieser ehrwürdigen Väter ein und erinnerte in seiner Erklärung der Offenbarung Johannis an Bengels prophetische Winke und wies auf Samarkand hin als die Zufluchtsstätte für die Gemeinde des HErrn. Als nun wirklich Kaiser Alexander I. von Rußland seine Staaten den Auswanderungslustigen als gastliche Stätte laut anbot, da erschien dies wie ein göttlicher Ruf, nach dem verheißenen Bergungsort aufzubrechen. Es zogen mehr als 10,000 Personen ab nach Odessa, wurden dort mit Liebe aufgenommen und siedelten sich unter der Leitung des Baron Berkheim, des Schwiegersohns der Frau v. Krüdener, an, wo ihre Nachkommen noch heute im Wohlstand und Frieden leben und die altwürtembergische Kirchenordnung beibehalten haben.

Gleichzeitig mit den Reisen der Frau v. Krüdener durch die Schweiz, welche, wie J. G. Müller in Schaffhausen bezeugt, einen

so gesegneten Weckruf an die damalige aus langem Schlaf erwachende Zeit erschallen ließ, ward im Kt. Aargau durch die treue Arbeit des ehemaligen Schneidergesellen und nachmaligen Pfarrvikar Jakob Ganz eine eigentümliche Erweckung hervorgerufen. Dieser junge Mann, welcher einen unüberwindlichen Drang zum Studium der Theologie zeigte, hatte mit Unterstützung mehrerer angesehener Männer in Zürich, welche auf seine eminenten Talente aufmerksam geworden waren, nach Überwindung großer Schwierigkeiten sich in Zürich auf die Universität vorbereitet; und nun hatte ihn Spittler in sein Haus aufgenommen, damit er an der Basler Universität seine Studien vollenden könnte. In unglaublich kurzer Zeit absolvierte er daselbst und übernahm nach abgelegtem Examen mehrere Vikariate im Kt. Aargau, wo seine treue und begeisterte Arbeit von mächtiger Wirkung und reichstem Segen für viele wurde, aber auch die Behörden, bei denen er verdächtig wurde, zum Einschreiten gegen ihn und schließlich zu seiner Landesverweisung veranlaßte. Seine Thätigkeit wurde damals mit derjenigen der Frau v. Krüdener, mit der er allerdings verkehrte, aber nicht durchaus harmonierte und jedenfalls ganz unabhängig von ihr war, zusammengeworfen. Er war genötigt, durch die fortwährenden Verfolgungen in aller Stille auf schriftstellerische Arbeiten sich zu beschränken und durch seinen wahrhaft heiligen Wandel zu wirken auf seine Umgebung. Seine letzten Jahre verlebte er in Winterthur, wo er 1869 bald 80 Jahre alt starb. Mit Spittler blieb er stets in reger dankbarer Verbindung.

Noch möchten wir eines Mannes Erwähnung thun, der in jenen bewegten Jahren, kurz nach Kellners Abreise von Basel, eines Tags Spittlers Haus betrat, um seinen Rat und Beistand zu holen zum Übertritt aus der katholischen in die evangelische Kirche. Es war der geistreiche katholische Prediger Ignaz Lindl aus Baiern, ein Freund und Gesinnungsgenosse von Goßner, Boos und Sailer. Nachdem er in seiner Gemeinde Bäntelkirch nach seiner Erweckung durch die zündende Kraft seiner Rede eine großartige geistige Bewegung hervorgerufen hatte, konnte die Verfolgung von seiten der katholischen Kirche nicht ausbleiben. Er ging auf den Rat und Empfehlung von Ewald und Stilling nach Basel, um womöglich hier seinen Eintritt in die evangelische Kirche zu vollziehen. Spittler nahm ihn mit Freuden auf und gewann den edlen, für die Sache des HErrn hochbegeisterten Bruder innig lieb. Allein dem förm-

lichen Übertritt Lindls in Basel stellten sich so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß Lindl schließlich davon abstund und nach einem längeren gesegneten Aufenthalt im Fälkli zu Basel nach Bäntelkirch zurückkehrte, von wo aus er an Spittler von Zeit zu Zeit über den gesegneten Fortgang des Reiches Gottes freudigen Bericht gab und bei ihm fleißig Bibeln und Neue Testamente bestellte, für deren Verbreitung er samt seinem frommen Kaplan eifrigst bemüht war. In der Folge wurde er durch seine Behörden von seiner Pfarrei entfernt und wegen seiner evangelischen Gesinnung zur Verantwortung nach Augsburg beordert, wo er längere Zeit gefangen gehalten wurde. Nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis folgte er einem Ruf des Kaisers nach Rußland auf die Predigerstelle an der Malteserkirche in St. Petersburg; und als er an Freund Goßner einen Nachfolger auf diesen Posten gefunden hatte, wurde er als Probst der im Süden Rußlands angesiedelten Katholiken nach Odessa versetzt. In Petersburg und in Odessa wirkte er mit fast reformatorischer Kraft auf die Protestanten und teilweise auch auf die griechischen Katholiken, blieb aber auf die römischen Katholiken fast wirkungslos. Mehr und mehr brach er mit vielen Grundlehren der römischen Kirche, las keine Messe mehr und verheiratete sich daselbst. Im Jahr 1823 erlag er den Denunciationen seiner ihm seit langer Zeit auflauernden Widersacher und mußte Rußland wieder verlassen. Er kehrte nach Deutschland zurück, wo er in Düsseldorf starb.

---

6. Anfänge der Basler Mission.

Die ungeheuern Kriegsbewegungen des Jahres 1813 ff. mit all ihren Folgen hatten vor den Augen des an stille treue Arbeit des Friedens gewöhnten Spittler eine Menge neuer, großartiger, teils schrecklicher und ergreifender, teils mächtig erhebender Bilder vorübergeführt, und ihn zu energischem Eingreifen ermuntert, wo es galt, leibliche und geistliche Not seiner Mitbrüder zu lindern und die Wirkung einer großen, ereignisreichen Zeit zu benützen, um die Sache des Reiches Gottes zu fördern. Es war ja, wie Prätorius sagt in seinem Vortrag bei Gelegenheit der 100jährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft, durch die Erschütterung

der europäischen Völker, wie sie durch Napoleons Kriege, Siege und Niederlagen bewirkt worden, in vielen tausend lau gewordenen Christenherzen ein neues Feuer angefacht, ein neuer Ernst im Christenleben und ein neuer Eifer für des HErrn Sache hervorgerufen worden. In Spittlers Seele trat jedoch bei dem Anblick der zahllosen Kriegsheere ein Gedanke eigener Art in den Vordergrund, den er selbst um diese Zeit einem seiner Freunde mitteilt. Tief betrübte es ihn, daß den weltlichen Fürsten unter den schwierigsten Verhältnissen allezeit große Heere zur Verfügung stehen, nur um ihre weltlichen, oft gar frevelhaften Pläne durchzuführen, während die Streiter Gottes, welche ihr Leben nicht lieben bis in den Tod, so dünn gesät seien. Es entflammt ihn der heiße Wunsch, aus den Kriegsheeren unzählige Jünglinge und Männer als Evangelistenscharen hervortreten zu sehen, welche dem großen Friedensfürsten gern und mutig folgen in den heiligen Krieg.

Seit seinem Erwachen zu einem neuen Geistesleben (1801) stand sein eigentliches Sein mit allem Denken und Handeln in den Gebieten der innern und äußern Mission. Die Arbeit in dieser Sphäre wurde ihm zur andern Natur, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es nicht seine Aufgabe sei, persönlich in die Mission einzutreten, sondern vielmehr, daß er nach 1 Sam. 30, 24 beim Geräte zu bleiben habe, so ergriff er diesen seinen Beruf mit inniger Lust und ungeteilter Hingebung, und freute sich beim großen Rettungswerk der Menschheit, des großen Meisters „Handlanger" heißen zu dürfen.

Schon früher hatte ja die deutsche Christentumsgesellschaft in Basel es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, die damals schon bestehenden Missionswerke zu fördern durch Zuweisung von Arbeitern und Gaben, die ihr zur Verfügung gestellt wurden. Sie hatte nicht minder durch die „Sammlungen" das Interesse für diese heilige Sache zu wecken und zu pflegen gesucht. Schon im Jahre 1804 hatte Spittler Gelegenheit, manche junge Männer, welche Missionare werden wollten, nach Berlin zu empfehlen, da zu jener Zeit in Süddeutschland und der Schweiz noch kein derartiges Institut existierte.

Im Jahr 1803 richtete Spittler ein Cirkular an die christlichen Buchhändler Deutschlands und der Schweiz, worin er die Gründung, Zweck und Erfolg der Basler Sammlungen ihnen dar-

legte und ihnen die Verbreitung derselben besonders auch zur Förderung der Missionssache dringend ans Herz legt.

Im Jahr 1807 hatte er sich der Missionsgesellschaft in Elberfeld gegenüber zu verantworten, da ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß durch die Basler Sammlungen die Elberfelder Missionshefte beeinträchtigt würden. Und gerade in jenem Jahr 1806 und 1807 war der Plan, eine eigene Missionsschule in Basel zu gründen, ähnlich der Berliner, für Spittler nicht nur ein stiller Gedanke, sondern ein Gegenstand ernster Erwägung mit seinem innig geliebten aber weit vorsichtigeren Freund Blumhardt. Daß dieser Plan und alle von Spittler dafür geltend gemachten Gründe nicht allein bei Blumhardt, sondern auch bei manchen andern christlichen Freunden auf große Bedenken stießen, ersehen wir aus einer Anzahl Zuschriften, die er in jener Zeit erhielt, worin es unter anderem heißt: „Sonderbar genug wäre es, wenn aus der protestantischen Schweiz eine Mission ausginge, da doch hoch Not thut, daß eine solche zu uns einginge, um dem großen, bei uns selbst waltenden argen Heidentum — ärger als das griechische, türkische, indische — Einhalt zu thun.“ Anderswo lesen wir folgendes: „Zu einem solchen Unternehmen gehört sehr viel, das man erst kennen lernt, wenn man sich die Mühe gibt, die vortrefflich gedruckte Missionsgeschichte recht zu studieren; ich fürchte, man nimmt die Sache zu leicht“ 2c. Ferner: „Auch dünkt mich Basel nicht der schickliche Ort dafür, eher taugt dazu eine Stadt in Holland, Dänemark oder England, wo die Bekanntschaft mit den Ländern, wohin die Missionare gehen, und mit den Geschäften in denselben nicht aus Büchern, sondern von solchen Männern könnte erlangt werden, die eigene Erfahrungen gemacht haben“ 2c. Ein auswärtiger Freund spricht sich dahin aus, daß an eine Erziehungsanstalt für die Mission gar nicht zu denken sei, das wäre wie eine Fabrik. Von Anmeldung könne keine Rede sein, sondern man müsse die vom Geist Gottes gezogenen jungen Kräfte aussuchen 2c.

Je mehr aber die Freunde in wohlmeinendster Weise von der Sache abrieten, desto mehr beschäftigte die Sache ihn innerlich. An die bedeutendsten christlichen Männer der Schweiz und Deutschlands richtete er die Bitte um Gutachten über eine zu gründende „Pilgermission unter den Heiden“, wie er sich damals ausdrückte, womit er darauf hinweisen wollte, daß die Sache in Demut und

Niedrigkeit begonnen und getrieben werde, und die Knechtsgestalt Jesu dabei als Muster genommen werden müsse; und obwohl die Meinungen sehr auseinander gingen, ließ er sich nicht entmutigen. Immer traten ihm wieder neue Gründe für die Notwendigkeit der Sache vor die Seele, und Freund Blumhardt schien ihm trotz seiner ängstlichen Natur längst der geeignetste Mann zu sein, der die Leitung eines Missionsinstituts übernehmen könnte. Blumhardt jedoch, obwohl durchdrungen von der Liebe zur Mission und schon von seinem sterbenden Vater zum Missionsmann eingesegnet, ließ sich ebenso wenig durch Spittlers Begeisterung hinreißen, als Spittler durch Blumhardts nüchterne und vorsichtige Überlegung sich widerlegt glaubte. Und selbst als Blumhardt von Basel nach Würtemberg abberufen wurde, trug der davon schmerzlich berührte, nun isolierte Freund Spittler die Sache ununterbrochen dem HErrn im Gebet vor in der festen Überzeugung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo mit einer Missionsschule in Basel ein Anfang gemacht werden müsse. Wie sich die Sache weiter gestaltete und ausreifte, finden wir eingehend besprochen in Ostertags „Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel" und in Prätorius Rede zur Gedächtnisfeier 2c. Wir finden dort, wie Spittler endlich einen entscheidenden Schritt that, indem er dem einflußreichen, aber gefürchteten Staatsrat Ochs in Basel seinen Plan, hier ein Missionsinstitut zu gründen, eingehend vorlegte und durch seine Vermittlung die Ermächtigung der Regierung erhielt zur Verwunderung seiner Freunde und zu seiner großen Freude und Glaubensstärkung. Das Ratsprotokoll vom 26. Juli 1815 lautet folgendermaßen: „Nach Behandlung des Memoriale löbl. Deputaten Collegii, worin dasselbe die Errichtung eines Instituts für Missionäre, unter der Leitung des Herrn Spittler, Sekretär der hiesigen Bibelanstalt empfiehlt, wird: dem Herrn Spittler die Errichtung eines solchen Instituts nach Anleitung dieses Gutachtens bewilligt. Rücksichtlich der Annahme und des Aufenthalts von Lehrern und Schülern aber soll es bei den deshalb bestehenden polizeilichen Verordnungen sein Verbleiben haben!"

Durch diesen erfreulichen Erfolg seines mutigen Vorgehens, zu welchem er nun von allen Seiten beglückwünscht wurde, ließ sich jedoch Spittler keineswegs zu unvorsichtigen Wagnissen hinreißen, wovon nachstehender Brief aus jener Zeit an einen jungen Freund,

der für Gründung einer Missionskolonie begeistert sich an Spittler wandte, ein Zeugnis ablegt. Er schrieb ihm unter anderem: „Handle behutsam und laufe dem HErrn in nichts vor! Was die Leute betrifft, welche sich Dir zu Gefährten anbieten, so prüfe doch genau, ob nicht drückende Verhältnisse oder Arbeitsscheu sie zum Auswandern lüstern machen. Lege ihnen Proben von Verleugnung auf, denn ein Missionar muß ja an Enthaltsamkeit und anhaltende Beschwerden sich gewöhnen, und sieh zu, wie lang sie es aushalten, und wie ihr Glaubensmut und Eifer, in fremde Länder zu ziehen und sich allen Gefahren preiszugeben, wächst und fester wird. Ich denke, ehe ein paar Monate vergehen, wirst Du bei manchen im Klaren sein. Ich bitte Dich, daß Du doch ja nichts erzwingest, sondern unter viel Gebet Dich mit Deinen Verwandten zu ihrer Zufriedenheit auseinander setzest und dann durch die Umstände erkennest, ob Dein innerer Trieb ein göttlicher Ruf sei, und Dir der HErr Bahn macht, Deinen jetzigen Posten zu verlassen."

In diese Zeit nun, wo Basel die gnädige Durchhilfe des HErrn aus so mancher Angst und Not des Kriegs hatte erfahren dürfen, errichtete Spittler und seine Freunde dem HErrn ein Eben-Ezer im September 1815, indem ein Komitee zusammentrat unter dem Titel Missionskollegium, bestehend aus Pfarrer N. Von Brunn, Pfarrer Wenk, Kaufmann Merian, Professor Lachenal, Pfarrer La Roche und Spittler. Spittler äußert dabei: „Unser Präsident soll Jesus Christus sein, der dann mit wenig Knechten mehr ausrichten kann als mit dem größten sessionierenden und debattierenden Collegio. Was die Geldmittel betrifft, so wird uns der Präsident nicht stecken lassen."

Und Er ließ sie wirklich nicht stecken. Es flossen dem wackeren freiwilligen Kassier Merian bald größere und kleinere Gaben zu, trotz der damals teuern Zeit. Und von nicht geringer Bedeutung in jener allgemeinen Notzeit war für dieses junge Werk die damalige segensreiche Wirksamkeit der Frau von Krüdener. Ihr Zuspruch ermunterte viele zum freudigem Geben, und manche wertvolle Gabe an Geld oder Pretiosen wurde damals für diese Sache gestiftet sicherlich als Frucht ihrer unermüdeten Thätigkeit. Das machte Mut und zeigte, daß der HErr die Herzen und Hände zu rechter Zeit öffnen kann. Trotz der allgemeinen Not und Teurung in jenen ersten Jahren hatte die neue Missionsgesellschaft in Basel nicht nur

keinen Mangel, sondern war sogar im stande, der Anstalt Jänike's in Berlin von ihrem Überschuß Beiträge zukommen zu lassen.

Für Spittler war nun die wichtigste Angelegenheit, für die Leitung der Sache den geeigneten Mann zu gewinnen, und da war es ihm denn schon lang eine ausgemachte Sache, daß sich dazu Freund Blumhardt in jeder Hinsicht vorzüglich eignen würde. Spittler hatte natürlich dem lieben Freund, welcher inzwischen als Pfarrer in Bürg (Würtemberg) einen zwar harten, aber nicht völlig unfruchtbaren Boden mit ganzer Hingebung der Liebe und mit mannigfachem Segen bearbeitete, treulich Bericht erstattet über die Vorgänge in Basel und ihn namentlich um seinen Rat bezüglich des Lehr- und Unterrichtsplans gebeten. Mit Freude und großem Interesse für die Sache kam Blumhardt diesem Wunsch entgegen und arbeitete mit Eifer einen Entwurf aus, dessen Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit aufs neue zeigte, mit welch tiefem Verständnis er die Sache erfaßt, und wie wünschenswert es wäre, gerade ihm die Leitung der projektierten Missionsanstalt zu übergeben. Blumhardts Entwurf eines Lehr- und Unterrichtsplans, welchen er Spittler einsandte, wurde von diesem dem Komitee vorgelegt, fand allgemeine Billigung und wurde mit nur wenigen Abänderungen angenommen. Dagegen stellte Blumhardt der dringenden Aufforderung Spittlers, jetzt persönlich der Sache beizutreten und deren Einrichtung und Leitung zu übernehmen, alle möglichen Bedenken entgegen. Erst als Freund Steinkopf aus London, welcher im Interesse seiner Gesellschaft eine Reise nach Deutschland und der Schweiz zu machen hatte, in Basel erschien und dem neugebildeten Komitee seine Ratschläge auf Grund seiner reichen englischen Erfahrungen erteilt und sie namentlich ermuntert hatte, mutig voranzugehen und an Blumhardt als den tüchtigsten und tauglichsten Mann für diesen Posten eine förmliche Berufung ergehen zu lassen und ihm ohne ängstliche Sparsamkeit einen genügenden Gehalt auszuwerfen, da kam die Sache besser in Fluß, und Steinkopf wurde beauftragt, das Berufungsschreiben persönlich an Blumhardt zu übergeben. Nun erst erkannte Blumhardt einen göttlichen Wink, hier zu folgen, und entschloß sich, dem Ruf im Vertrauen auf die Hilfe des HErrn zu entsprechen. Wohl hatte er seit Jahren sich wieder nach Basel zurückgesehnt und hätte längst gern sich einer Sache zur Verfügung gestellt, für welche er von jeher einen mächtigen Zug und eine gewisse innere Ausrüstung in sich

spürte; allein er hatte bisher niemals dessen gewiß werden können, daß es auch der Wille des HErrn sei. Nun aber erhielt er diese innere Gewißheit und konnte mit Ruhe sich in Würtemberg losmachen und sich zur Übersiedlung nach Basel rüsten. Er bat um seine Beurlaubung bei seiner Behörde und erhielt dieselbe nach mancherlei Geduldss- und Glaubensproben, unter Vorbehalt späterer Wiederanstellung im vaterländischen Kirchendienst, im Dezember 1815. Im April 1816 nahm er Abschied von seiner Gemeinde und seinem geliebten Vaterland und trat die damals noch ziemlich beschwerliche Reise nach Basel an in Begleitung eines 25jährigen würtembergischen Bauernsohnes, welcher als der erste Zögling der neuen Anstalt sich gemeldet hatte und sich nun zur Aufnahmsprüfung stellen sollte. Außer diesem Jüngling hatte sich inzwischen eine erfreuliche Anzahl junger Leute zur Aufnahme gemeldet und sieben von ihnen waren tüchtig dazu erfunden worden; es waren zwei Schweizer, vier Würtemberger und ein Kurländer.

Für den Anfang hatte Spittler zum Unterricht der Zöglinge einen Saal im Fälkli zur Verfügung gestellt, während für den Inspektor eine Mietwohnung in Aussicht genommen war, und die Zöglinge in befreundeten Häusern untergebracht werden sollten. Nachdem jedoch Blumhardt im April 1816 in Basel eingetroffen war, und mit inniger Liebe und offenen Armen von den Freunden aufgenommen wurde, sich etwas eingerichtet und seine neue Berufsarbeit mit den Zöglingen begonnen hatte, zeigte sich bald, daß das zerstreute Wohnen gar manche Übelstände mit sich führe und eine Vereinigung von Lehrer und Schülern unter einem Dach höchst wünschenswert sei. Da machte der HErr Weg und Bahn, daß dem Komitee gerade um jene Zeit so reichliche Beiträge für das neue Werk zuflossen, daß dasselbe sich ermutigt fühlte, ein größeres, günstig gelegenes Haus an der Rittergasse, das ihnen um billigen Preis angeboten wurde, zu kaufen und hier die Anstalt in geeigneter Weise unterzubringen. Hier wurde am 26. August 1816 die Anstalt eingeweiht und feierlich eröffnet vom Präsidenten des Missionskollegiums Pfarrer Von Brunn durch eine Ansprache über die Tageslosung Sachar. 4,6, worauf der neue Inspektor Blumhardt auf Grund der verlesenen Hausordnung mit heiligem Ernst die Verpflichtung der Zöglinge vornahm und mit einem brünstigen Gebet den Segen des HErrn für das neue Werk erflehte.

Diese erhebende Feier war für unsern Spittler eine große Freude und Glaubensstärkung und ein thatsächlicher Beweis, daß der HErr sich zur treuen Arbeit seiner Knechte bekennt, wenn sie im kindlichen Glauben und in demütigem Gehorsam auf seinen Wink schauen und die Verherrlichung des Namens Jesu allein im Auge behalten. Voll Lob und Dank gegen Gott gab Spittler seinen Freunden, und unter anderen auch dem teuern Jänike in Berlin Bericht darüber und erhielt von diesem edeln und uneigennützigen Mann die herzlichsten Segenswünsche dazu. „Der HErr schicke Ihnen", schreibt er an Spittler, „viel begnadigte und mit dem heiligen Geist ausgerüstete Jünglinge zu und lasse Basel eine schöne Pflanzschule sein, aus welcher recht viele Brüder mit freudigem Aufthun ihres Mundes den Heiden das Evangelium zu ihrer Seligkeit verkündigen!" So wenig kam diesem ehrwürdigen Missionsveteran in den Sinn, durch das Aufblühen des neuen Werks in Basel, dessen Erhaltung ihn doch eine bedeutende Abnahme seiner Einnahmen, welche in den letzten Jahren oft schon gefährdet schienen, mit ziemlicher Sicherheit erwarten ließ, mißstimmt oder beängstigt zu werden, daß er vielmehr in einem eingehenden Schreiben dem Centrum in Basel in rührender Weise dankt für die bisherigen reichlichen Spenden an sein Missionswerk, welche ihn besonders während der drückenden Kriegsjahre so ungemein getröstet haben, und beifügt: „Das Feld unseres HErrn ist groß und immer noch der Arbeiter zu wenig! Noch einmal sage ich: vergiß es nicht, meine Seele, was Gott dir durch Basel Gutes gethan! Der HErr, der jeden Trunk Wassers belohnt, sei auch hierin Ihr reichlicher Vergelter; angelegentlich empfehle ich mich Ihrer schätzbaren Liebe und verbleibe durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi Ihr Johannes Jänike."

Um jene Zeit schrieb Spittler an seinen Schwager Bahnmaier: „Nun sind wir emsig beschäftigt mit der Einrichtung unseres neuen Missionsinstituts. Schon Jahre lang lag mir diese Sache auf dem Herzen, aber ich mußte scheint's warten, bis die Stadt bombardiert wurde. Da war der Zeitpunkt gekommen, wo die Zustimmung dazu erlangt werden konnte. Unser nächster Wunsch ist nun, daß wir tüchtige Zöglinge erhalten. Wir hoffen, daß Blumhardt nun eine Missionszeitschrift herausgiebt, wodurch das Publikum nähere Kenntnis von der Wichtigkeit der Mission erlangen kann. Dieser Gegenstand

wird von uns Christen viel zu wenig beachtet. In welchem Zustand würden wir uns befinden, wenn keine Missionare nach Europa gekommen wären? Baron von Stakelberg logierte kürzlich einige Wochen bei mir. Da er auf seiner pädagogischen Reise auch nach Tübingen kommt, so wird es mich freuen, wenn Ihr ihn aufnehmen könntet. Der liebe Mann kann einmal viel wirken für Rußland ꝛc. Die Erwerbung des Basler Bürgerrechts macht mir gegenwärtig viel Arbeit, so daß ich neben allem anderen oft kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Ich spüre es empfindlich, daß mein Gehilfe Kellner mich verlassen hat. Da mich der HErr bei der Conscriptionssache so wunderbar errettet hat, so achte ich es als meine Pflicht, nach Verhältnis meiner Kräfte im Vaterland mich der Notleidenden anzunehmen, denn ohne seine Barmherzigkeit würde mein Gebein längst mit Tausenden meiner Mitbrüder in Rußlands Wüsteneien modern. Sollt' ich aber deswegen als reich oder zu freigebig verschrieen werden, so ist beides unrichtig und hebt sich bei einem jährlichen Einkommen von 60 Louisd'or von selbst auf.. Doch haben wir nichts zu klagen, denn der Segen des HErrn ersetzt alles reichlich und wir bringen uns bei dem gewiß bescheidenen Einkommen so herrlich durch, wie vielleicht manche nicht, die es zu Tausenden haben. Zufriedenheit und Sparsamkeit höher zu achten als Geld, das haben mich meine seligen Eltern gelehrt."

In demselben Jahre wurde Spittler von der Christentumsgesellschaft eine Summe Geldes angeboten zum Erwerb des Basler Bürgerrechts. Allein er lehnte diese Gabe dankbar ab und bestimmte die Summe, als sie ihm zu freier Verfügung zugestellt wurde, zum Grundstock einer Witwen- und Waisenkasse, d. h. für die Witwen und Waisen der Arbeiter im Dienst der Christentumsgesellschaft und der Mission, welche Stiftung noch heute von einer nur vier Glieder zählenden Kommission verwaltet wird (vergl. Riggenbach: Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft, 1882).

Mit welchem Eifer damals schon Spittler für die Sache der Mission zu „betteln" verstund, geht aus einem Briefchen jener Zeit hervor. Spittler hatte sich unter anderen auch an eine Jungfrau Ochs gewendet um eine Unterstützung des Missionsinstituts. Diese sandte Spittler durch eine dem Spittler'schen Haus befreundete Jungfrau Eglinger sechs Louisd'or und schrieb dazu: Es sei doch

ſchade, daß Spittler nicht ein Pfarrer geworden ſei, er könne beſſer predigen als mancher ſtudierte Pfarrer.

Allein neben dieſer Arbeit für die neugegründete Miſſionsanſtalt wurde die Pflege der alten Liebeswerke nicht verſäumt. Beſonders war er ununterbrochen thätig für die Ausbreitung der Bibel- und Traktatgeſellſchaft und erhielt durch ſeine vielſeitigen Verbindungen nach allen Richtungen hin reiche Gelegenheit, dieſe „heilenden Waſſer“ in gar viele Kanäle hineinzuleiten und das ausgebrannte Erdreich damit zu bewäſſern. Durch ſeine Verbindung mit den Freunden Legrand und Vater Oberlin auch auf die geiſtige Armut und Verödung Frankreichs aufmerkſam gemacht, ſuchte er auch dieſen lieben Freunden im Steinthal bei der Bibelverbreitung in dieſem Lande zu helfen, und machte den Vorſchlag, einen reiſenden Lehrer oder Evangeliſten unter die ſo ſehr vernachläſſigten Brüder in Frankreich zu ſenden, der dort durch Verkündigung und Ausbreitung des Wortes Gottes für größere Verbreitung der Erkenntnis und Liebe Chriſti thätig wäre. Ferner forderte Spittler den Sohn Oberlins, Henri, auf, ein franzöſiſches Miſſionskomitee zu gründen, um beſonders unter den Proteſtanten Frankreichs eine geiſtige Verbindung der zerſtreuten Glieder des Leibes Chriſti herzuſtellen, und bald konnte ihm Oberlin berichten, daß der HErr ein ſolches Werk ſchon vorbereitet und eingeleitet habe, indem ſchon in jenen Gebirgen die häuslichen Miſſionsbeſuche, wozu Legrand beſonders Anlaß gab, zur Bildung von Vereinen geführt haben, welche einen geſegneten Geiſtes- und Herzensverkehr unter den Brüdern zu unterhalten unabläſſig bemüht ſeien, namentlich durch Gründung eigener Gebetsſtunden unter den Erweckten. Ja, Henri Oberlin trat im April 1816 voll Eifer für die Sache des HErrn eine Reiſe über Epinal und Lyon an, um den Zuſtand der evangeliſchen Chriſten in ſeinem Vaterland kennen zu lernen. Von dieſer Reiſe aus ſandte er Spittler intereſſante, wenn auch oft recht wehmütige Berichte. Es heißt unter anderem da: „Unſer Land iſt zu einem geiſtlichen Sibirien geworden; man ſollte uns in den Stand ſetzen, recht viele Neue Teſtamente und Bibeln unter unſere Zeitgenoſſen im franzöſiſchen Vaterland auszuteilen, und Traktätchen zum Verſchenken. Im Departement Hautes Alpes findet er es herrlich, die chriſtlichen Glaubensbrüder anzufaſſen und zu erbauen, während in den Sevennen, wo der Arbeitsfleiß und die Induſtrie bis zur Bewunderung weit getrieben wird, auch der Seiden-

Wein- und Obstbau blüht, der irdische Sinn bei den Einwohnern alle höheren ewigen Interessen erstickt und die Lebensfünklein am Erlöschen sind. Doch war im allgemeinen diese Reise sehr gesegnet und bildet die Gründung eines französischen Bibelkomitees zu Waldbach im Steinthal den würdigen Schlußstein. Damit hatte freilich H. Oberlin, dessen Konstitution eine gar schwächliche war, sein Tagewerk hienieden vollendet und durfte bald eingehen zu seines HErrn Freude.

Im Jahr 1816 fand Spittler Gelegenheit sich thätig und hilfreich zu zeigen auf einem andern Missionsgebiet. Er lernte mehrere überaus eifrige und für die Bibelverbreitung aufrichtig begeisterte katholische Geistliche näher kennen, welche mit ihm hernach eine sehr denkwürdige Korrespondenz unterhielten, ihn immer wieder um Neue Testamente, Gebetbücher und Jugendschriften angingen und dabei nicht genug rühmen konnten, welch ein Segen dadurch gestiftet werde. Es war dies besonders Pfarrer Wyß in Kleinlützel, ein trefflicher und ganzer Charakter, der mit heiterem Mut und voller Begeisterung für die leibliche und geistige Not seiner Gegend in die Schranken trat und in Spittler bald seinen treuen Beistand und Ratgeber verehrte. Seine zahlreichen schriftlichen Berichte an Spittler sind köstliche Zeugnisse eines ächt evangelischen Sinnes und einer reinen, geheiligten Begeisterung für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Bald konnte er schreiben: „Fünf Pfarrer meiner Nachbargemeinden haben angefangen, die eifrigsten Verteidiger des Evangeliums zu werden. Möge der HErr diesen guten Hirten Kraft und Mut erhalten! Ich werde, so Gott will, eher mein Leben lassen, als aufhören zu zeugen und zu arbeiten.“ So stellte dieser treue Zeuge das Licht des Evangeliums, das ihn selbst durchstrahlt hatte, treulich auf den Leuchter, damit es allen leuchte, die im Hause sind. Sein Andenken bleibe im Segen!

Durch Pfarrer Wyß wurde Spittler auch mit dem katholischen Pfarrer Probst zu Hofwyl näher bekannt. Auch mit diesem eröffnete er bald eine sehr ausgiebige Korrespondenz und durfte ihm bei Verbreitung des Wortes Gottes vielfache Handreichung thun. Eine Menge Dankesschreiben dieses würdigen Geistlichen zeigen, wie groß die geistliche Not, aber auch wie groß der Hunger nach dem Brot des Lebens unter den Katholiken war. Ein Buchhändler aus Luzern bestellte 400 Herzbüchlein und ebenso viele Thomas à Kempis;

und Studenten der Theologie in Luzern erbaten sich heilige Schriften. Ähnliche Bitten von Katholiken kamen aus Burg, Todtnau, Solothurn, Schliengen, Sarnen, Lachen, Bern, Zug 2c., wo vielfach durch Goßners Schriften ein Feuer angezündet worden war, das Spittler durch Versendung von heiligen Schriften und Traktaten zu unterhalten eifrigst bemüht war. Eine ungemein reiche Korrespondenz, die uns darüber vorliegt, gibt uns ein Bild davon, daß gerade in jener Zeit in der katholischen Kirche ein wunderbares Fragen und Verlangen nach dem lauteren Wort Gottes sich kund gab, das damals in manchen ernsten Christen die kühne Hoffnung erweckte, es könnte vielleicht bald die Zeit anbrechen, wo die Herzen der Christen in den zertrennten Kirchen wieder vereinigt würden. Auch Spittler war dieser Gedanke nicht fern. Allein diese sanguinische Hoffnung wurde bald getrübt durch eine Menge trauriger Berichte über Anfeindungen und heftige Verfolgungen, welche da und dort ausbrachen. Viele Testamente und andere christliche Schriften wurden gesammelt und verbrannt und gegen die freimütigen Geistlichen von Seiten des Episcopats strenge Verwarnung und Strafandrohung erlassen.

Sehr bedauerlich war es, daß in die Feindschaft der römischen Eiferer auch ein Teil der Reformierten mit einstimmte, welchen schon längst die Thätigkeit der deutschen Christentumsgesellschaft ein Dorn im Auge war, und welche nun besonders den Verkehr Spittlers mit den katholischen Geistlichen in der gehässigsten Weise zu deuten suchten. Diese sogenannten Aufklärer unter den Reformierten, vorherrschend Vertreter der unglaubigen Presse, suchten fortwährend durch feindselige Artikel Spittlers Thätigkeit in den Augen der Reformierten zu verdächtigen, besonders mit Rücksicht auf die Bibelverbreitung. Allein Spittler schwieg still und war nur um so eifriger in seiner Arbeit, die der HErr auch segnete. „Der HErr streitet für uns," schreibt er an Bahnmaier, „und gibt Sieg, wie uns das segensreiche Fortschreiten unserer Gesellschaft zeigt."

---

7. Beuggen.

Jene Zeit mit ihren dunkeln Schatten des Blutvergießens, der Hungersnot, der Gottesvergessenheit und Feindschaft wider die Sache des Reiches Gottes war auf der andern Seite, wie wir schon oben

gesehen haben, hell beleuchtet durch ein lebendiges Regen des Geistes, das wie ein Morgengruß nach dunkeln Nächten der friedlosen, blutgetränkten Erde einen Tag des Friedens verkündete. Die Männer, welche um das Wohl und Wehe der Menschheit sich bekümmerten, empfanden ein tiefes Bedürfnis, einander näher zu treten und darüber zu beraten, wie man die Lücken verzäunen und die Dämme ausbessern könne, welche von den Strömungen der Zeit überall Not gelitten hatten, ja, wie man in seinem bescheidenen Teil am Aufbau einer neuen Zeit mithelfen könne. Wir haben schon früher gesehen, wie in Spittlers Haus in dieser Hinsicht das sogenannte Kämmerli allwöchentlich eine Anzahl gleichgesinnter Männer der verschiedensten Stände zusammenführte, um die Zeitverhältnisse zum Gegenstand ernster Besprechung zu machen. Die erstaunliche Thätigkeit der gottbegeisterten Frau von Krüdener veranlaßten manchen, der bisher in der Stille sich verborgen gehalten, zu einem offenen Heraustreten und Einstehen für die Reichsgottesarbeiten, ohne sich gerade für die Art und Weise ihres Christentums zu begeistern. Sie war es namentlich, welche die äußere Veranlassung gab, daß zwei Männer in jener Zeit in nähere Verbindung zu einander traten, deren Freundschaft und Gemeinschaft sich auf die beiderseitige brennende Liebe zum HErrn und seiner heiligen Reichssache gründete und für die Folge eine so innige und fruchtbare wurde, daß der Lebensgang des einen ohne denjenigen des andern überaus lückenhaft erscheinen müßte. Wir meinen Spittler und den damaligen Schuldirektor Zeller in Zofingen. Der edle Biograph Zellers hat daher in seiner ausgezeichneten Arbeit „Chr. H. Zellers Leben" nicht unterlassen Spittlers Bild und besonders sein Verhältnis zu Zeller in so musterhafter Weise zu zeichnen, daß wir auf dieses wahrhaft wohlthuende und glaubenstärkende Werk nicht dringend genug hinweisen können. Dort lesen wir, wie Spittlers erster Brief an Zeller (pag. 136) den Zweck hatte, dessen Erkundigungen über die Thätigkeit der Frau von Krüdener zu beantworten, was zur Folge hatte, daß sich Zeller entschloß dieser ungerechterweise geschmähten Frau in einem Aufsatz aufs wärmste sich anzunehmen und lieblose Richter derartiger Liebesthätigkeit öffentlich zu warnen. Mit dieser ersten Korrespondenz zwischen Spittler und Zeller hatten diese beiden Männer eine Verbindung angeknüpft, die sich rasch befestigte und zu einer lebenslänglichen und so innigen sich gestaltete, daß im Lauf

des späteren Lebens und Wirkens fast keiner von beiden etwas unternahm, ohne es mit dem andern gründlich durchberaten zu haben, wovon die Masse von Briefchen und Flugblättchen, welche später zwischen Basel und Beuggen hin- und herflogen, von denen uns mehrere tausend noch vorliegen, überaus wertvolle Belege geben.

Auf Spittlers Bericht über die in Basel begonnene Missionssache folgt eine Einladung an Zeller, die neugegründete Missionsanstalt kennen zu lernen, welcher er um so lieber folgte, als er mit Blumhardt schon von der Universität Tübingen her befreundet war. Bei diesem Besuch Zellers in Basel, im Oktober 1816, durch welchen dieser von der Wichtigkeit der Missionssache einen so tiefen Eindruck erhielt, schlossen diese drei ihrem Naturell nach gar verschiedenen Männer einen Freundschaftsbund in dem HErrn, dessen reine und geheiligte Harmonie für sie selbst und für viele ihrer Mitmenschen die segensreichsten Früchte trug.

Damals wurde auf einem Spaziergang, den Spittler mit Zeller auf der Pfalz, jener herrlichen Terasse hinter dem Münster in Basel, machte, im Anblick der großartigen Natur des betrübten Zustandes so vieler vaterländischen Schulen, der traurigen Lage so vieler verwahrlosten Kinder und der Notwendigkeit gedacht, in ähnlicher Weise, wie jetzt für die Heidenwelt Missionsanstalten errichtet werden, auch für die heidnisch gesinnte Christenheit Anstalten zur Ausbildung christlicher Lehrer zu gründen. In solche Gespräche vertieft gingen sie lange auf und ab, bis die Abendkühle und die inzwischen hereingebrochene Nacht sie nach Hause trieben. Der Wunsch, sagt Thiersch, in welchem damals die beiden Freunde sich vereinigten, war das Saatkorn, aus welchem zunächst die segensreiche Anstalt in Beuggen hervorwachsen sollte.

Im Juni 1817 schrieb Spittler an seinen Schwager Bahnmaier, damals Professor in Tübingen, daß er schon lange mit dem Gedanken umgehe, es sollte ein Schullehrer-Missionsinstitut gegründet werden, allein er wisse noch nicht, wenn und wie der HErr Weg und Bahn dazu mache; es leben jetzt so wenig Franke mehr, die den nötigen Glauben haben. Etwas später fragt er ihn an, ob ihn der vaterländische Sturm nicht nach Basel treibe? Es sei Platz für ihn genug vorhanden, auch Arbeit, und wo Arbeit ist, schreibt er, ist auch Brot. „Nur geht es bei uns sehr apostel- und missions-

mäßig und nicht professorats- und dekanatsmäßig zu. Weil der HErr so gnädig das Missionsinstitut durchgebracht in drangsalvoller Zeit, so wage ich den Vorschlag, ein Missionsschullehrerinstitut einzurichten. Ich sprach mit Zeller in Zofingen darüber; den hat die Sache so ergriffen, daß er bereits einen Plan entwarf, den ich Dir sende von Stuttgart aus, damit Du ihn mit Steudel prüfest. Die Idee dabei ist folgende: wahrhaft fromme und erweckte Jünglinge zu Schullehrern zu bilden, die nicht nur für die Heiden, sondern auch für die Heidenchristen der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs ꝛc. sich begnügen mit geringer Kost und Logis; Feldarbeit unternehmen, wie in Afrika ꝛc. und mehr auf ihren Lohn im Himmel als auf Erden sehen." Nachdem so Zeller den trefflichen Plan für das Unternehmen ausgearbeitet, hätte er gern die weitere Ausführung anderen überlassen, da er selbst, wie er sagt, den Mut nicht in sich fühle mit Frau und Kindern ein Amt mit festem Einkommen zu verlassen und sich etwas Ungewissem hinzugeben. Allein Spittler ließ ihn nicht fahren. Er bat ihn dringend, doch die Hand nicht von der zu gründenden Anstalt abzuziehen und zunächst durch Bearbeitung geeigneter Lehrbücher mitzuhelfen. Er selbst suchte nun mit Eifer ein Komitee zu bilden und hatte die Freude, daß am 31. Oktober 1817 sieben Männer sich vereinigten, um die erste Komiteesitzung des neugegründeten Armenschulvereins zu halten. Es waren dies Pfarrer Wick als Vorsteher, und die Herren Pfarrer Kraus, Konrektor Laroche, Kandid. Legrand als Aktuar, Stähelin-Christ, Sarasin-Heusler und Spittler. Seinem lieben Zeller teilt er alles, was vorgegangen war, mit und schrieb ihm unter anderem: „Der, welcher den Plan gemacht, wäre der beste Vorsteher, heißt es überall; fahret daher fort die Sache im Gebet zu bewegen. Ohne Komplimente zu machen, wirst Du selbst einsehen, daß Du am besten für die Anstalt passest. Mache Vorschläge! es müssen Gedanken gewechselt werden, und so wenig es pressiert, so muß doch alles seinen Anfang nehmen. Wie viele Opfer werden irdischen Zwecken gebracht, und wie wenige eigentlich für himmlische. Dies könnte uns einst reuen in der Ewigkeit. Drum laß uns wirken, so lange es Tag ist!"

Allein einem so vorsichtigen, bedächtigen Mann wie Zeller kostete es vorerst noch einen harten Kampf, so energisch vorzugehen, wie Spittler es von ihm erwartete. Es mußte bei ihm noch zu

einer inneren Gewißheit kommen, daß in dieser Sache für ihn ein wirklicher Ruf vom HErrn liege, und diese Gewißheit ward ihm erst dann zu Teil, nachdem er eine Reihe von inneren Erfahrungen gemacht, welche ihm nach lange vergeblichem Suchen den vollkommenen Frieden des Herzens und die Versiegelung seines Gnadenstandes in ganz herrlicher und so beseligender Weise brachte, daß er noch in seinem hohen Alter so lebendig, als wäre es erst gestern gewesen, sich jener Erlebnisse erinnerte, die uns Thiersch in seinem Leben des näheren schildert, und er von nun an in der Kraft eines neuen Lebens eine höhere Befähigung für sein Amt und eine freudige Bereitschaft im Dienst seines HErrn alles aufzuopfern, in sich fühlte. Dieser Art war die Erfahrung, die er um die Osterzeit des Jahres 1818 machen durfte und die ihm in Verbindung mit manchen äußeren Ereignissen, die ihm in jener Zeit in Zofingen in den Weg traten, es erleichterten, seinen dortigen Posten mit einem anderen zu vertauschen, der mehr Glaubenskraft erforderte, aber auch mehr Frieden und volle Lust brachte, für das Reich Jesu Christi thätig zu sein.

Um dieselbe Zeit erhielt Spittler von englischen Freunden der Bibelgesellschaft: Owen, Pinkerton, Steinkopf und verschiedenen andern die aufmunterndsten Briefe und Beiträge für die Schulsache. Ein anderer englischer Freund, mit dem er die Sache durchgesprochen hatte, schrieb ihm von Paris aus: „Bei uns findet die Schulsache vollen Beifall. Allein für eine bloße Idee kann ich nicht Geld sammeln, wie Du glaubst. Der Plan ist noch nicht zur Reife gediehen, dafür gibt der fromme Engländer nichts her. Laß erst die Sache dastehen, dann zeichnen wir tüchtig."

Inzwischen hatten die Freunde in Basel die Sache energisch zu fördern gesucht. Auch hier gings nicht ohne Dunkelheit und Schwierigkeit, wie Spittler an Zeller schreibt: „Wir müssen eben warten, bis sich eins ums andere entwickelt. Unser Glaube muß geübt und ins Gebet getrieben werden, ehe er siegen kann." Doch bald schreibt er wieder: „Letzten Palmsonntag gab mir ein Frauenzimmer ein Osterei für unsere Schulsache, bestehend in einer schweren, goldenen Tabaksdose, 25 Louis d'or im Wert, mit dem Auftrag, es damit zu machen wie Frau v. Oetynhausen mit dem Brillantring, nämlich solche durch eine Verlosung zu verwerten." Diese Dose kam dann wirklich zur Verlosung und zwar, da der Gewinner sie jedesmal wieder zurückgab, dreimal, und brachte in kurzer Zeit die

Summe von 300 Louis d'or ein, welche Summe den ersten größeren Fonds bildete für die projektierte Schullehreranstalt.

Spittler hatte ferner den ganzen Plan und Zweck der zu gründenden Anstalt dem Erziehungsrat in Basel mitgeteilt und dazu den Zeller'schen Entwurf vorgelegt mit der Bitte um hohe Genehmigung der Sache. Allein so freundlich und anerkennend auch die erste Antwort lautete, so ablehnend fiel schließlich der erst nach langem Warten erfolgte Entscheid aus.

Doch auch das entmutigte Spittler nicht, vielmehr war er überzeugt, es sei jetzt Pflicht sich ans Ausland mit seiner Bitte zu wenden. Man faßte zuerst das eben jetzt käufliche Schloß Bürgeln ins Auge, stund aber bei näherer Prüfung der lokalen Verhältnisse davon ab und dachte nun an das in der Nähe von Rheinfelden hart am Rhein gelegene Schloß Beuggen, und bat die badische Regierung um Überlassung dieser Gebäulichkeit für den fraglichen Zweck. Auch hier wurde man von der Regierung in Freiburg zuerst abgewiesen.

Nun reifte der Entschluß im Schoß des Komitees, die Angelegenheit womöglich persönlich dem Großherzog in Karlsruhe vorzutragen, und Spittler ließ sich willig dazu abordnen, falls ihn Zeller begleiten würde. Zeller willigte ein, und so traten am 21. Oktober 1819 diese beiden Männer mit Gottvertrauen aber nicht ohne Herzklopfen vor den Großherzog und trugen ihm persönlich ihr Anliegen vor. Die überaus huldvolle Aufnahme und Gewährung ihrer Bitte, welche nun erfolgte (vergl. Zellers Leben), diente ihnen nicht allein zu großer Freude, sondern besonders zu mächtiger Stärkung des Glaubens, um das neu begonnene Werk getrosten Muts an die Hand zu nehmen und zur Ehre des HErrn allein zur Ausführung zu bringen.

Beuggen sollte nun die doppelte Bestimmung erhalten, eine Erziehungsanstalt für arme christliche Schullehrer zu werden und zugleich eine Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder zu sein.

Nun wurde Zeller förmlich zum Inspektor berufen, und jetzt vermochten ihn weder eigene Skrupel noch allerlei Einwürfe von außen her zurückzuhalten. Er bat um seine Entlassung in Zofingen, erhielt sie und siedelte am 17. April 1820 nach Beuggen über, nachdem notdürftig das alte in höchst verwahrlostem Zustand befindliche Schloß gesäubert und das Hauptgebäude in bewohnbaren Stand versetzt worden war.

Eine edle Freundin Spittlers, die verwitwete Frau Professor Fäsch, hatte sich bereit finden lassen, gleichzeitig mit Zeller ins Werk zu stehen und die Haushaltung mit den drei ersten Schullehrerzöglingen zu eröffnen. Diese ehrwürdige Freundin Beuggens blieb der Sache treu bis an ihr seliges Ende.

Immerhin hatte das Beuggener Leben in seinen Anfängen viel Schweres für Zeller, und wenn er in einem Moment, wo viele kleine Schwierigkeiten auf ihn eindrangen, ausrief: „O Spittler, es ist nicht alles Poesie in Beuggen!“ so kann man sich vorstellen, wie tief er in die Prosa und die kleinlichen Dinge des Lebens herabsteigen mußte. Andererseits erlebte er die Freude, daß sich das Haus bald füllte und die Schreiner nicht genug Bettstellen und Schultische anfertigen konnten. Der Geschäftsumtrieb wurde immer größer und die Korrespondenz mit Spittler immer lebhafter. Oft mußte Spittler allem aufbieten, ihn bei gutem Mut zu erhalten und immer wieder aufzurichten. So schrieb er ihm einmal auf einen sehr sorgenvollen Brief: „Schon wieder einen ganzen Monat vorwärts! Nur Mut gefaßt, es ist nicht alle Tage wie gestern! Nur immer nach oben geschaut! Dein gestriger Tag, so schwer und sauer er Dir geworden, war doch ein Segenstag! Z. und L. konnten mir nicht genug rühmen. Diesmal glaube ich fremdem Bericht mehr als dem Deinigen, Du niedergeschlagener Kommentur! Wegen der Knabenarbeiten kam mir in den Sinn, man könnte sie auch stricken lehren. Ich habe in meiner Jugend es ebenfalls gelernt, kann es freilich nicht mehr, doch habe ich in der Fremde meine Strümpfe selbst geflickt und Knöpfe angenäht. Gib Acht, es findet sich gewiß Arbeit!“ 2c.

Später schreibt Spittler an Zeller: „Da die früher so teure Orgel im Spahlenhof soll verkauft werden, so dachte ich, das gäbe ein schönes Stück für euern Lehrsaal, und eröffnete für diesen Zweck eine Subscription bei Freunden, denen derartige Beiträge nicht weh thun. Bereits habe ich fünf Louisd'or in Händen und hoffe die Operation wird gelingen.“

Am 22. Juni 1820 fand das erste Jahresfest und die feierliche Einweihung der Anstalt im alten Lehrsaal des Schlosses in Beuggen statt in Anwesenheit vieler Freunde aus nah und fern. Auch Dr. Steinkopf aus London war gerade im Lande und freute sich Zeuge der schönen, reich gesegneten Feier sein zu dürfen. Am

Schluß der Feier wurde Zeller zu seinem neuen Amt von Pfarrer Wick zu St. Peter in Basel in feierlichster Weise eingesegnet.

Spittler besonders war voll Lob und Dank über das bisher Erlebte und rief aus: „Der HErr sei hochgelobt für den herrlichen festlichen Tag, den Er uns geschenkt hat!"

Zu den auswärtigen Freunden, mit denen Spittler in der Angelegenheit Beuggens besonders fleißig korrespondiert hatte, und dessen Rat und Urteil ihm besonders wert war, gehört der fromme und geistvolle Antistes Geßner, Professor der Theologie in Zürich, ein Schwiegersohn Lavaters und Nachfolger des Antistes Heß. Spittler hatte Geßner schon im Jahr 1815 kennen gelernt während der vielen Truppendurchmärsche durch Basel, wo ihm Geßner, damals Pfarrer in Zürich, eine Anzahl christlicher Schriften zur Verteilung unter die Soldaten gesandt hatte. Spittler dankte ihm dafür und schrieb ihm unter anderem: „Seit einigen Wochen fühlte ich mich angetrieben, Ihnen eine Angelegenheit, das Reich Gottes betreffend, vorzulegen, als ich heute auf meinem Pult unerwartet beiliegendes Sonntagsblatt aus dem Jahr 1799 von Ihrem sel. Schwiegervater Lavater vorfand. Ein Freund hat mirs hingelegt, ohne daß ich darum wußte. Die Nathansprache unseres unvergeßlichen Lavater ergriff mein Herz so tief, daß ich gleich bei mir beschloß: Jetzt in Gottes Namen willst Du schreiben, der Entschluß steht in Gottes Hand! Sie wissen, daß der sel. Herr Pfarrer Huber bis an seinen Tod 1806 ein Sonntagsblatt herausgegeben; nachher führte dasselbe niemand fort. Erst im Jahr 1812 erschien wieder ein solches unter der Leitung des Herrn Pfarrer Von Brunn. Mehrere Geistliche versprachen Schriftbeiträge, allein sie waren alle zu beschäftigt und konnten nicht gehörig dafür sorgen, so blieb dieses Blatt immer verwaist. Endlich nahm es der redliche Freund Kellner für einige Zeit in die Hand. Da er aber so viel Mystisches mit einfließen ließ, so sank bei vielen Lesern der Kredit, und endlich reiste er ja mit Madame Krüdener von hier ab. Dann fristete Herr Pfarrer Thurneysen, welcher kein Amt, hingegen eine Buchdruckerei hat und Verleger des Blatts ist, demselben einstweilen das Leben, und ich wurde gebeten, von unseren einlaufenden Aufsätzen etwas abzutreten, was ich gern gethan; allein da wir unsere eigene Schrift, die Sammlungen, haben, so kann dies in die Länge nicht fortgehen und man muß sich entweder mit allem Ernst desselben annehmen oder es

eingehen lassen, was doch schade wäre, da die Kosten sich gerade decken. Bei Verbreitung so vieler schlechten Schriften wird niemand in Abrede ziehen, daß ein Blatt derart, wenn es Worte zu seiner Zeit enthält und von einer geübten und gesalbten Feder redigiert ist, gewiß zeitgemäß wäre. Dazu kommt noch, daß im künftigen Jahr die „Stunden der Andacht" aufhören sollen und zu gleicher Zeit Stillings Stimme durch den „Grauen Mann" verstummt, so daß ein gutes Sonntagsblatt um so mehr auf Absatz zu hoffen hätte. Worin nun meine Bitte an Sie besteht, darüber werden Sie sich klar geworden sein, nämlich: ob Sie nicht Vater dieses verwaisten Kindes werden möchten? Gewiß fühlen Sie mit mir, daß wir in einer Zeit leben, wo Weck-, Straf- und Ermunterungsstimmen notwendig sind, und wo können wir diese besser vernehmen lassen, als in einem Sonntagsblatt? Hören Sie aus mitfolgendem Brief, wie in unserem lieben Schweizerland das Christentum sinkt und ein neues Heidentum sich bildet. Sollten nicht die Dinge genannt werden, woher dieses Elend kommt, wohin es führen wird und wie noch geholfen werden kann? Denn wahrlich, kommen die Menschen nicht zu Gott und zu der Bibel zurück, so helfen alle menschlichen Unterstützungen nichts! Wieviel ließe sich in einem Sonntagsblatt über die jetzigen Zeiten und Begebenheiten sagen! Nun genug! Es sei dem HErrn überlassen, wie Er Sie anweisen wird! Zürnen Sie nicht meiner Freimütigkeit!"

Bald folgte eine günstige Antwort von Geßner, wofür ihm Spittler herzlich dankt und unter anderem folgendes beifügt: „Wenn nun unter der Leitung des HErrn dieses Sonntagsblatt solche Verbreitung fände, daß nach Abzug der Druckkosten ein Überschuß bliebe, so wäre meine Meinung die, daß derselbe dazu verwendet würde, einige fromme Jünglinge zu Schullehrern auszubilden, um sie dem so verlassenen Glarnerlande zuzusenden. Denn nicht der Buchhandel, sondern das Reich Gottes soll den Nutzen haben, wenn je im Merkantilischen etwas zu gewinnen ist bei christlichen Schriften. Meine Hoffnung ist immer die, daß im folgenden Jahre ein Schullehrerinstitut errichtet werden könne, besonders seit der wackere Schuldirektor Zeller in Zofingen bei seinem kürzlichen Besuch sich mit mir darüber unterhalten hat."

Später schreibt Spittler an Geßner: „Daß Sie sich entschlossen haben, Hand an dieses Werk zu legen, dafür segne Sie Gott in

Zeit und Ewigkeit! — Sehen Sie, welch schöne Gelegenheit bietet ein solches Blatt, darauf aufmerksam zu machen, wie alles Elend von der Abweichung von den Geboten Gottes herrühre, und wie man nur durch Buße und Glauben wieder zu Ihm komme. Wenn nicht wieder auf die alte Art reformiert wird, wie damals in der Reformation, und die Geistlichen nicht durch ihre Kirchenältesten und die Obrigkeit kräftig und bibelgemäß unterstützt werden, so kann weder in Städten noch in Dörfern je eine gründliche Besserung erfolgen."

Im März desselben Jahres schreibt Spittler: „So haben Sie denn in Gottes Namen den Anfang zum Sonntagsblatt gemacht, und ich schreite nun getrost zum Druck, obschon noch nicht hinreichend Subscribenten unterzeichnet sind. Die Leute wollen das Blatt zuerst sehen; und ich begreife dies doppelt, weil das ältere Sonntagsblatt den Kredit mißbraucht hat; nun muß das jüngere dies büßen und gutmachen."

Endlich im Monat November schreibt Spittler an Geßner: „Nun kann ich Ihnen melden, daß mein heißester Wunsch, den ich längst auf der Seele trug, eine Missions-Schullehreranstalt errichtet zu sehen, in Erfüllung gegangen ist. Gestern Abend in feierlichster Stunde und unter Anrufung des göttlichen Segens ist der erste Grundstein gelegt worden. Ein Komitee hat sich für diesen Zweck vereinigt und Zeller entwarf den ersten Plan. Wir haben die Benennung „Freiwillige Armenschullehreranstalt" angenommen. — Sie wissen, daß es längst mein Wunsch war, den etwaigen Überschuß des Blattes einem solchen Institut zu widmen; und es kommt jetzt ganz darauf an, ob Sie als Verfasser desselben in diesen Vorschlag einwilligen. Sobald das christliche Publikum weiß, daß diese Schrift der Erhaltung einer gemeinnützigen Anstalt dient, so finden sich gewiß hinlänglich Liebhaber."

Auf Geßners freundliche Zustimmung schreibt Spittler voll Dank: „Sie haben mir durch Ihr liebevolles Abtreten des Sonntagsblatts an unsere kleine Anstalt große Freude und Erleichterung verschafft, Gott wolle Sie tausendfältig dafür segnen!" 2c. Die damalige Korrespondenz zwischen Geßner und Spittler war ungemein belebt und ergiebig. Alle paar Tage wurden Briefe gewechselt. Spittler war es teils Pflicht, teils Bedürfnis, diesem Wohlthäter und Freund des Unternehmens alles mitzuteilen und ihn auf dem

Laufenden zu erhalten und in allen wichtigen Angelegenheiten seinen Rat sich zu erbitten. Als Anfang 1818 in Basel der Stempel eingeführt wurde, hieß es, daß auch das Sonntagsblatt demselben unterworfen werde. Man that alle möglichen Schritte, dies abzuwenden; die Sache kam vor den Rat und wurde bewilligt. In ein eigentlich vertrauliches Verhältnis traten diese beiden Männer nachdem Spittler Geßner recht eigentlich bestürmt hatte, einen unparteiischen Aufsatz über Beuggen zu schreiben, der so trefflich gelang, daß Spittler bald hernach im Namen des Komitees ihm dafür den wärmsten Dank aussprechen durfte. Da heißt es unter anderem: „Ich fühle mich der Liebe nicht wert und danke Dir von Herzen für dieselbe.“ Oft freilich gab es auch schärfere Kontroversen, denn ihre Anschauungen waren oft recht verschieden. Allein das gute Einvernehmen wurde nie gestört. Vielmehr scheint diese Korrespondenz etwas dazu beigetragen zu haben, daß Geßner später als Antistes in eine ganz positive Richtung eingelenkt hat.

Zehn Jahre hatte Geßner dieses Sonntagsblatt redigiert, als er teils wegen vermehrter Amtsgeschäfte, teils wegen Mangels an Abonnenten dessen müde ward und im Oktober 1826 an Spittler schrieb: „Soeben habe ich in Gottes Namen das letzte Manuscript für das Sonntagsblatt vollendet und zum Schluß ein Abschiedswort an meine Leser gerichtet. Möge Gott geben, daß es nicht umsonst geschrieben worden sei.“ Obwohl nun das Blatt als solches aufhörte, so blieben beide Männer dennoch treu verbunden im Wirken für das Reich Gottes und standen ununterbrochen in sehr freundschaftlicher Beziehung zu einander.

Beuggen wurde inzwischen ein wahrer Sammelplatz von Freunden aus nah und fern. Die größte Anziehungskraft lag im Zeller'schen Ehepaar, mehr als in der Anstalt selbst. Das Komitee glaubte Erleichterung schaffen zu sollen und warf die Frage auf, wie man den vielen Besuchen Einhalt thun könne. Die Sache war nicht so leicht. Da kam Spittler auf die Idee, eine kleine Wirtschaft zu gründen zum Besten der Anstalt, jedoch mit ganz getrennter Verwaltung. Herr Dr. Stückelberger war so freundlich die Mühe der Oberaufsicht zu übernehmen. Zu gleicher Zeit errichtete Spittler einen Kaufladen, welchen die Herren Ryhiner und Legrand verwalteten. Beide Unternehmungen blühten in der That eine Reihe von Jahren und trugen der Anstalt einigen Gewinn ein. Allerdings

heißt es später in einem Brief Spittlers: „Viel Geschäft und Verdrießlichkeit ist mit dem Wirtshäusli und der Handlung. Ich denke ans Aufgeben.“ Dies geschah; das Wirtshaus wurde aufgehoben und der Laden in andere Hände übergeben. Spittler lebte so völlig mit seinem Freund Zeller und der Anstalt Beuggen, daß er alle ihre Anliegen vollständig zu den seinigen machte. Er stiftete eine eigene Kommission für Versorgung der Beuggener Kinder nach ihrer Konfirmation. Durch seine ausgebreitete Korrespondenz wurde es ihm nicht schwer, die Anstalt allenthalben bekannt zu machen und besonders ihren Zöglingen zur Anstellung zu verhelfen. Auch suchte er im Ausland Hilfsvereine für die Anstalt zu gründen. Im April 1824 zog der erste Beuggener Zögling mit mehreren Missionszöglingen in Gesellschaft des Baron von Abercaß nach Rußland ab, und Spittler gab ihm mit besonders bewegtem Herzen seinen Segen auf die Reise, „und der HErr selbst zog mit,“ wie er später schreibt.

Spittler wußte aber seinen Freund Zeller auch zu allen möglichen schriftstellerischen Arbeiten zu gebrauchen, über welche dieser bei aller Freundschaft und Liebe nicht immer entzückt war. Bald waren es kleinere oder größere Aufsätze oder Flugschriften, bald ein Gelegenheitsgedicht, das er sich von ihm erbat, so daß Zeller nicht selten darüber ungeduldig zu werden anfing. Doch konnte dies der Liebe niemals Eintrag thun. Einst hatte Spittler ihn gebeten, ein christliches Wanderbüchlein für Handwerksbursche zu schreiben, um solches denjenigen Handwerksgesellen, die im Fälkli das Neue Testament als Geschenk der Bibelgesellschaft erhielten, beigeben zu können. Darüber schrieb ihm Zeller folgendes: „Dein Projekt mit einem Wanderbüchlein hat schon etwas Gutes gestiftet, noch ehe es geboren war. In der ersten Aufwallung glaubte ich unmöglich Zeit zu finden und ward dadurch veranlaßt meine Zeit einzuteilen und genauer zu durchsehen. Ich fand nun, daß es meiner Korpulenz nichts schade, wenn ich alle Tage eine Stunde am Schlaf abbreche. So habe ich nun, wenn mich Gott ein Jahr erleben läßt, 365 Stunden gewonnen. Dieser Gewinn bleibt aber unter uns, und Du darfst es meinem Freund C. F. Spittler Nr. 1449 nicht ausplaudern, sonst pränumeriert er gleich darauf und dann muß ich noch eine Stunde täglich abbrechen, was mir zuletzt doch mein Leibübel deuten möchte. Doch muß ich Dir sagen, daß Du mir mit

der Wanderbuchidee eine wahre Freude gemacht haſt. Der Gedanke lebt ganz in meinem Gemüt, wäre er nur ſchon ausgeführt. Möge das Schriftlein, wenns dazu kommt, ein gutes Lichtlein werden auf dem Weg der armen Handwerksburſchen durch die Wüſte der Welt!"

Eine große Gefahr drohte der Anſtalt Beuggen durch ſich ſtets wiederholende Verſuche von ſeiten der Katholiken, das Schloß Beuggen zu anderen Zwecken zu verwenden. Zeller und ſeine Freunde fühlten ſich dadurch oft ſehr beunruhigt, und Spittler dachte daher immer wieder daran, das ganze Anweſen käuflich zu erwerben und eine Kolonie dort zu gründen. So ſchrieb er um jene Zeit an einen wohlhabenden Engländer, William Allen, in London, welcher längere Zeit bei ihm in Baſel verweilt hatte und beſonders für die Negeremancipation ſehr thätig war, unter anderem: „Wir ſchauen mit Augen des Glaubens das Bild einer Armenkolonie, die nicht nur die Zweige der Erziehung der Armen umfaßt, ſondern auch die Mittel beſitzt, dieſelben zu verſorgen. Dazu aber wäre erforderlich, das ſchöne Gut Beuggen zu kaufen, das für unſern Plan in jeder Hinſicht ſehr paſſend wäre. Ich nehme mir nun die Freiheit Sie anzufragen, ob Sie uns nicht mittelſt eines Darlehens zum Ankauf dieſes Guts behilflich ſein wollten? ꝛc." Auch Zeller ſelbſt war ſehr für dieſen Spittler'ſchen Plan eingenommen und ſchreibt darüber an Spittler: „Ein Ankauf von Beuggen mit Kolonierechten wäre etwas ſehr Erwünſchtes, doch müſſen wir noch weitere Winke abwarten." Und ſo war es auch; die Sache kam vorerſt nicht zur Ausführung, da weitere Winke fehlten. Doch zog ſich der Plan, Beuggen als Eigentum erwerben zu können, durch die zwanziger Jahre hin, und Spittler ließ ſich das Warten nicht verdrießen. Auch waren ihm bereits namhafte Vorſchüſſe für den Fall des Kaufs zugeſagt. Er korreſpondierte darüber auch mit den Brüdern in Würtemberg, und dieſe rieten ſo entſchieden von dem Projekt mit all den Konſequenzen ab, daß Spittler es endlich auf die Seite legte, zumal auch von Karlsruhe her man dieſem Plan keineswegs gewogen war.

In jenes Jahr der Überlegung fiel der Beſuch der beiden Profeſſoren v. Raumer und Ranke, deren perſönliche Bekanntſchaft für Zeller und Spittler vom größten Intereſſe war. Raumer, der bekannte Geolog und Pädagog, ſtand mit beiden ſchon mehrere Jahre

im Briefwechsel. Er hatte eine Zeitlang in Pestalozzis Institut verweilt und ward später in Berlin und Breslau als Professor der Mineralogie angestellt. In den Befreiungskriegen befand er sich als Freiwilliger in Blüchers Hauptquartier. Als Professor in Halle wirkte er bis 1823, wo er aus politischen Gründen seinen Abschied nahm, und schloß sich dem Dittmar'schen Erziehungsinstitut in Nürnberg an. Von dort aus schrieb er nach Beuggen und Basel, er wünsche mit Ranke einen Besuch bei Zeller und Spittler zu machen und, wie er schrieb, „1 Joh. 1, 8 in Bezug aufs Anstaltsleben recht zu verfolgen." Dieser Besuch war in mehr als einer Hinsicht interessant; es kam nämlich bei dieser Gelegenheit noch ein weiterer Plan Spittlers zu Tag, für den Fall daß Beuggen gekauft werden könnte. Ranke erzählt in seinem Leben S. 312: „Spittler, dieser merkwürdige Mann, bewegte in seinem Innern mit großer Lebendigkeit edle und in das Weite gehende Gedanken und Entwürfe, während man äußerlich nichts davon ahnte, bis die Zeit zur Ausführung gekommen war. In Beuggen eröffnete er uns seine Gedanken über eine Erziehungsanstalt für Söhne aus höheren Ständen, die dort gegründet werden solle. Er hatte Raumer und mich zu diesem Werk ausersehen und glaubte, daß unsere Anstalt viel besser in Beuggen als in Nürnberg gedeihen könne. Nach seiner Art hatte er sich längst mit diesem Gedanken getragen und die Sache in ihren Einzelheiten überdacht."

Obschon nun dieser Plan nicht zur Reife gelangte, so knüpfte sich doch an den Besuch dieser beiden Männer eine recht gesegnete Verbindung. Spittler verlebte mit Raumer herrliche Stunden, und Raumer, dieser originelle Mann, fühlte sich ungemein wohl in den geheimnisvollen Räumen des Fälkli, in dessen Schlupfwinkeln er sich täglich verirrte und immer wieder im Scherz ausrief: „Spittler, laß doch einen Plan machen von Deinem Haus!"

Die mancherlei Pläne mit Beuggen, welche zwischen diesen Männern Spittler, Zeller, Ryhiner, Dr. Barth und andern zuweilen auf dem lieblichen Rebhügel oberhalb Beuggen durchgesprochen und beraten wurden, sind später im Freundeskreis mit dem Namen „Hügelgesichte" oft wiedererzählt und von Dr. Barth in einem Gedicht besungen worden, aus dem hier einige Verse stehen mögen.

Hügelgesicht.

1. Vom Hügel, den das stille Thal beschauet
Wandt' ich ernst den gedankenvollen Blick,
Als vor der Sonne Kraft das Eis gethauet,
Auf der Vergangenheiten Bild zurück.
Die Tage, die dies feste Haus gebauet,
Und dieses Hauses mannigfach Geschick,
Dies alles stand in einem langen Zuge
Vor meinem Aug mit der Gedanken Fluge.

6. Ja auch mein Geist, schau in der Zukunft Zeiten
Und tröste dich des treuen guten HErrn.
Er wird gewiß noch manches vorbereiten
Und Bäume wachsen lassen aus dem Kern.
Der HErr wird uns mit seinen Augen leiten
Und in der dunkeln Nacht mit seinem Stern.
Es ist noch Raum da, Raum zu großen Dingen
Die Er beginnen wolle und vollbringen.

8. Ich steig herab von dieses Nebo Höhen
Und warte still, bis Gott uns ferner winkt.
Ich freue mich, die Hand des HErrn zu sehen,
Vor der mein Geist in Anbetung versinkt.
Einst werden seine Segen stärker gehen,
Wenn seines Reiches Licht uns heller blinkt.
Bis dahin tröstet uns im Erdenstaube
Sein Stab und Stecken, Hoffnung und der Glaube!

---

8. Sorge für Juden und Griechen.

Für Spittler war der göttliche, alle umfassende Liebesratschluß, wie ihn der Apostel Paulus Röm. 12, 10 (kein Unterschied unter Juden und Griechen) uns beschreibt, nicht nur längst zu innerer Gewißheit, sondern zum täglichen äußern Antrieb geworden, und es lag ihm in den Worten des Apostels, diesem reichen Missionstext: „Wie sollen sie aber glauben (V. 12), von dem sie nichts gehöret haben; wie sollen sie aber hören ohne Prediger" 2c., eine tägliche Mahnung, sich aller zu erbarmen und für alle etwas zu thun. Es ist sehr bezeichnend, daß Spittler nicht allein bei der Anregung einer Heidenmission und bei der täglichen Arbeit für Mission unter

der heidnischen Christenheit stehen blieb, sondern auch für Juden und Griechen etwas zu unternehmen sich stets getrieben fühlte.

Schon im Jahr 1812 hatte Spittler nach Goßners Weggang von Basel (vgl. Goßners Leben von Dalton, pag. 115) in seinem eigenen Hause (Fälkli) die Zimmer, welche Goßner bewohnt hatte, für eine neu hergerichtete Judenschule benützt. Er hatte darüber an Goßner Bericht erstattet, und Goßner schrieb ihm damals: „O Du Spittler! was fängst Du noch alles an? Wart, die Juden werden Dir kommen! Ich mußte freilich lachen und sagte mir: Das sieht dem Spittler gleich! Doch freut es mich sehr; mache Du nur fort, die Zeiten werden immer wichtiger." Näheres über die Veranlassung, Organisation und Dauer dieser Schule ist uns nicht bekannt. Wir finden nur noch unter dem handschriftlichen Nachlaß Spittlers ein Schreiben an Herrn Deputat Ochs, in welchem es unter anderem heißt: „Kaum hätte ich es ahnen dürfen, daß mein geringer Versuch, israelitische Knaben zu erziehen, einen so glücklichen Fortgang gewinne und die Aufmerksamkeit Ew. Wohlgeboren auf sich ziehen werde. Darf diese zarte Pflanze sich ferner Ihres Wohlwollens und Schutzes erfreuen, so steht zu hoffen, daß Gott ihr das Gedeihen schenke."

Im Oktober 1820 gründete Spittler einen „Verein zur Förderung des Christentums unter den Juden", dessen Komitee zusammengesetzt war aus den Herren Pfarrer Nikolaus Von Brunn, Pfarrer Wilhelm Köllner, Pfarrer Übelin, Burckhardt-Imhof, Karl Renz, Forcart-Respinger und C. F. Spittler. Über diesen Verein schreibt Spittler selbst im Jahr 1823 folgendes: „Unser im Namen des HErrn zusammengetretener Verein beschloß gleich anfänglich, seine Wirksamkeit vorzüglich, jedoch nicht ausschließend, auf die israelitischen Kinder und besonders auf die armen und verlassenen unter denselben zu beschränken. Mehrere bittere Erfahrungen, die wir schon mit erwachsenen jüdischen Individuen machen mußten, bestärken uns mehr und mehr in dem Entschluß, hauptsächlich auf die Kleinen zu wirken und diese dem Sünderheiland in die Arme zu tragen, daß Er sie segne. — Weil es uns aber bis zum Herbst 1822 an einem Lokal zu einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt fehlte, und wir doch nicht unthätig bleiben wollten, so haben wir vom Anfang des Jahres 1821 an jeden Monat ein geschriebenes Heftchen von 3/4 Bogen unter dem Titel: „Religiöse Judenkorrespondenz an christliche Juden-

freunde in der Schweiz und Deutschland" ausgegeben, damit es auch durch diese in die Hände der Juden kommen möchte. Außerdem teilen wir an erwachsene Juden, die es annehmen wollen, Neue Testamente und kleine Traktätchen in jüdisch-deutscher Sprache aus, wo und so viel uns der HErr Gelegenheit dazu schenkt! — Von keinem Volk der Welt werden der Missionssache mehr Hindernisse in den Weg gestellt, als von dem jüdischen; dies ist allgemein anerkannte Wahrheit. Wir wollen aber nicht sowohl auf die Schwierigkeiten, als vielmehr auf die allmächtige Hilfe dessen sehen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der das tote Knochenfeld zu seiner Zeit schon zu beleben wissen wird."

Im März 1823 schreibt Spittler an seinen Freund Geßner in Zürich: „Die Aussichten für eine Judenanstalt sind noch dunkel." In demselben Brief beklagt er sich bitter über De Wettes „heidnische Vorlesungen" von der Kanzel herab, die doch sonst den Missionaren versagt sei. In einem solchen Vortrag habe De Wette unter anderem den Ausspruch gethan: „Christus ist in die Welt gekommen, die Rolle eines Messias zu spielen." Dazu fügt Spittler die Bemerkung: „Ich werde ewiger Feind solcher Menschen bleiben, bis sie sich zu Christo bekehren! Denn nur in Ihm ist Heil und Seligkeit, und Jammer und Verderben in der verfluchten Neologie, die Kinder und Kindeskinder für Zeit und Ewigkeit unglücklich macht."

Dekan Joh. Linder aus Zyfen, welchen Spittler für die Sache der Juden zu gewinnen suchte, war zwar kein Mitglied der Freunde Israels, so wenig als einer anderen Missionsgesellschaft; doch interessierte er sich für die Sache sehr und schrieb sogar im Jahr 1847 einen kleinen Traktat: „Der Judenfreund und der Jude", worin er die Einwürfe, die von Juden gegen das Werk der Judenmission gemacht werden, treffend beantwortet und in der Folge dadurch eine längere Controverse mit einem Rabbiner hervorrief.

Bald hernach jedoch wurde die Gründung einer Judenanstalt von Karl Köllner, dem Sohn des ehrwürdigen Pfarrer Wilhelm Köllner, ernstlich an die Hand genommen. Jener hatte in Würzburg eine Weinhandlung besessen und durch seinen seit 1818 in Basel wohnenden Vater, welcher (vgl. dessen Biographie in „Zweige eines Stammes" von Ed. Hochstetter) Spittler in seiner Arbeit für die Christentumsgesellschaft treulich unterstützte, fleißig Bericht über den Gang der Missionsarbeit in Basel erhalten, und

war dadurch für die Arbeit am Reich Gottes mächtig angetrieben worden. Er unternahm mit seiner Frau im Jahr 1820 eine Reise nach Würtemberg, traf daselbst mit Blumhardt aus Basel und Dr. Steinkopf aus London zusammen. Ihr Einfluß brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, den Weinhandel aufzugeben und irgend ein Werk für das Reich Gottes anzufangen. In Eßlingen lernte er die Familie des kurz zuvor von Dekan Herwig getauften Proselyten Peter Goldberg kennen, und sein Wunsch, etwas für die Juden zu thun, wurde dadurch gewaltig angeregt. Er reiste nach Basel, kaufte in Sitzenkirch in einem lieblichen Schwarzwaldthal bei Kandern ein Gut und eröffnete daselbst eine Anstalt für Erziehung von Judenkindern, welche ihm der Verein in Basel zuwies. Mit großem Eifer und Aufopferung trieb er mit seiner treuen Gattin dieses Werk einige Jahre lang unter mannigfachen Nöten und Schwierigkeiten. Allein nur wenige der aufgenommenen Kinder machten ihm wirklich Freude. Die meisten wurden nach einiger Zeit von ihren Angehörigen wieder weggenommen; auch bereiteten ihnen manche durch ihre Verschlagenheit und Bosheit allerlei Verlegenheiten, die ihn nach 3 Jahren veranlaßten, die Judenanstalt als solche aufzugeben und statt derselben eine Rettungsanstalt für verwahrloste Christenkinder daselbst zu eröffnen. Da füllte sich bald sein Haus, und es blühte diese neue Anstalt eine Reihe von Jahren lieblich heran, bis Köllner hauptsächlich um seiner eigenen Kinder willen dieselbe gleichfalls abgeben mußte.

Inzwischen hatte der Judenverein in Basel manche Änderung erfahren, mit welcher Spittler nicht einverstanden sein konnte. Es gab manchmal Differenzen, die schließlich ihn veranlaßten, sich von der Sache mehr zurückzuziehen. Später trat an seine Stelle der „Verein der Freunde Israels“, welcher die Thätigkeit unter diesem armen Volk auf's Neue aufnahm und noch bis auf den heutigen Tag nicht ohne Segen fortführt.

Aus jenen Jahren datiert auch eine Korrespondenz Spittlers mit dem damals in Rom stationierten Gesandtschaftsprediger Schmieder. An ihn wandte sich Spittler im Namen der Christentumsgesellschaft, um ihn zu veranlassen dahin zu wirken, daß doch etwas Dauerndes und Gott Wohlgefälliges für das Reich Gottes in jener Stadt, wo das damalige apostolische Licht durch den schändlichen Aberglauben wieder verlöscht worden ist, geleistet werden möge. Schmieder be-

richtete ihm von Zeit zu Zeit über den Stand einer von ihm gegründeten kleinen Gemeinde, welche dank der edlen Persönlichkeit des damaligen Papstes und dem Einfluß des ausgezeichneten preußischen Gesandten, Herrn v. Niebuhr, in Ruhe und Stille zu wachsen beginne und, wie er hoffte, ein Pfeiler im Hause des HErrn werde. Bald konnte er von der kirchlichen Feier des heiligen Abendmahls am Reformationsfest berichten und bemerkt dabei: „Noch ein Jahr zuvor konnte man es nur gesprächsweise wagen, sich des Reformationsfestes in der deutschen Heimat zu erinnern. Heute begehen wir es als eine evangelische Gemeinde in Rom mit geistlichen Liedern und dem heiligen Abendmahl ohne alle Verfolgung.“ Auch auf dieses Saatkorn legte der HErr gewiß seinen Segen, und wenn wir in dieser „ewigen“ Weltstadt, welche seit 800 Jahren der Sitz der geistlichen, römisch-katholischen Weltherrschaft ist, von wo aus jeden Keim protestantischer Ketzerei in fanatischer Wut mit Feuer und Schwert zu vernichten kein Mittel unversucht geblieben ist, heute ansehnliche protestantische Gemeinden, Gotteshäuser, Bibel- und Traktatgesellschaften in schöner Zahl aufblühen sehen, so werden wir wohl kaum irren, wenn wir behaupten, daß auch jene stille Arbeit Schmieders, welcher damals als Gesandtschaftsprediger wohl einer der wenigen, vielleicht der einzige in Rom geduldete protestantische Prediger war, etwas dazu beitrug, daß das helle Licht des Evangeliums daselbst wieder auf den Leuchter gestellt wurde, allen Verfolgungen, Bannflüchen und dem ganzen jesuitischen Apparate zum Trutz, aber zum Preis der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit.

Ebenfalls um jene Zeit trat Spittler zum erstenmal in schriftlichen Verkehr mit dem damaligen Direktor der deutschen Hauptschule zu St. Peter in Petersburg, Dr. G. H. Schubert, dem nachmaligen Professor in München, mit dem er in späteren Jahren einen gar innigen und gesegneten Freundschaftsbund schloß, welcher seine Blicke vornämlich nach dem Orient hin richtete.

Dagegen hatte Spittler nicht lange zuvor für dieses Leben Abschied genommen von dem ehrwürdigen Vater Stilling, dessen arbeits- und segensreiches Leben sich im April 1817 abschloß. Schon zwei Jahre zuvor hatte Steinkopf denselben in Karlsruhe besucht und von dort aus an Spittler geschrieben: „Unser verehrungswürdiger Freund Jung lebt noch, und zwar stets thätig; er steht in manchen höchst wichtigen, segensvollen Verbindungen mit verschiedenen Höfen

dieſer Erde, wirkt ins Ganze und wird immer mehr auf das Stillesein, Hoffen, Harren, Dulden hingewieſen, ſieht noch großen, entſcheidenden Veränderungen in der Welt und im Reich Gottes entgegen, erlaubt ſich aber immer weniger, Zeit und Stunde zu beſtimmen, die der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat, und empfiehlt Wachſamkeit und Gebet mit gänzlicher Hingabe in Gottes Willen und Wege.“ Stilling hatte an Spittler ſelbſt ſeiner Zeit einen eingehenden Bericht geſandt über die höchſt merkwürdigen Verhandlungen, die er mit dem Kaiſer von Rußland gehabt, über religiöſe und politiſche Verhältniſſe der Gegenwart und der Zukunft, hatte ihm aber darüber ſtrengſte Verſchwiegenheit anempfohlen. Später teilte er ihm eingehend ſeine Anſicht mit über die Miſſionsanſtalt in Baſel, deren Entwicklung er ſich herzlich freute und ſie als Erfüllung der Weiſſagungen des Herrn Jeſu anſah, welcher will, daß vor ſeiner Zukunft das Evangelium aller Kreatur verkündigt werde. „Mein ſehnliches Wünſchen“, fährt er dann fort, „geht alſo dahin, daß dieſe hochwichtige Sache auf alle nur mögliche Weiſe gefördert werde. Was aber meine eigene Teilnahme an dieſem heiligen Werk betrifft, ſo bitte ich demütig und brüderlich um Nachſicht. Möge man beherzigen, daß ich durch den Segen, den der HErr auf meine armen Schriften gelegt, in einem ausgebreiteten Briefwechſel ſtehe, den ich in keiner Weiſe einſchränken darf. Dazu hat mein himmliſcher Führer meinen Wirkungskreis ſo geleitet, daß ich drei Zeitſchriften: „Der graue Mann“, das „Jährliche Taſchenbuch“ und „Die bibliſchen Erzählungen“ auszufertigen habe und dies fortſetzen möchte, ſo lange der HErr Leben und Geſundheit ſchenkt, gar nicht zu reden von dem vielen täglichen Überlauf der Augenpatienten aller Art aus den nächſten und entfernteſten Gegenden, deren ich keinen unbedient weggehen laſſe. Da werden Sie leicht erachten können, daß ich am Schluß meines 75. Jahres mich nach ſo vieler Ruhe ſehne, als ich in meinem vollgedrängten Wirkungskreis nur habhaft werden kann. Die Einkehr und das Stilleſitzen mit Maria zu den Füßen Jeſu erfordert doch auch manches Stündlein, um wieder Licht und Kraft zu neuer Arbeit zu ſammeln“ ꝛc.

Etwas ſpäter ſchrieb er an Spittler nur wenige flüchtige Zeilen, worin es unter anderem heißt: „Meine Entkräftung nimmt ſehr zu, ich kann nicht mehr ſchreiben. Ob mich der HErr wieder ſtärken wird, das bleibt Ihm überlaſſen. Empfehlen Sie mich der lieben

Gesellschaft. Ich bin mit inniger Liebe ewig Ihr Bruder Stilling." Dies waren seine letzten Worte an Spittler. Dieser merkwürdige Mann, welcher unzähligen Menschen das leibliche Auge geöffnet, war gewiß in vollem Recht, den Geistesblick ebenfalls zu schärfen für das Verständnis des tiefen Planes Gottes, zu dem er das Volk zurückzuführen bedacht war. Nachdem sich Stillings Seheraugen und sein Mund für dieses Leben geschlossen, klagt Spittler oft auf's Tiefste, daß das prophetische Zeugnis verstummt sei und keine Stimme sich erhebe, die in so freier Sprache und mit so väterlicher Liebe des Volkes Sünden nenne und rüge, wie dies Stilling in seinem „Grauen Mann" schon vor der Zeit der französischen Revolution (1795) gethan, als er die Vergötterung der Vernunft in ihrer Ohnmacht und Elendigkeit zeichnete.

Ein sehr kostbares Material aus jener Zeit nach der Gründung der Basler Missionsanstalt bildet die zahlreiche Korrespondenz zwischen Spittler und der edlen Anna Schlatter, mit welcher Spittler durch seinen Freund Goßner näher bekannt worden war. Sobald die Korrespondenz eröffnet war, wanderten fortwährend die neuesten Nachrichten über die zuweilen sehr bedrängte Lage der drei Glaubenszeugen Goßner, Boos und Lindl und ihre jahrelangen Verfolgungen, zwischen Anna Schlatter und Spittler hin und her. Im Jahr 1818 schreibt sie an Spittler: „Wollen Sie, lieber Bruder Spittler, sich nicht auch einmal nach St. Gallen führen lassen vom HErrn, der Sie doch im Geist mit uns verbunden hat. Ich sähe Sie so gern auch einmal von Angesicht, und wenn Sie nicht im Felsenhof bei Vater Steinmann viel besser aufgehoben wären, so böte ich Ihnen gern ein Zimmerchen an, mit Bett und Leuchter, Stuhl und Tisch, samt Prophetenkost, wie 2 Könige 4, 10 eine zwar reiche Frau dem Elisa thät. Reich würden Sie mich und mein Haus zwar nicht finden, aber Sie würden dazu beitragen, daß wir mit Freuden sprächen: Wir haben Gott und genug! Nun, ich hoffe, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." Spittler folgte nicht so bald dieser Einladung; dagegen hatte Anna Schlatter im Jahr 1820 Veranlassung nach Basel zu kommen, um ihren Sohn Jakob durch Spittlers Vermittlung in die Anstalt Zellers nach Beuggen zu übergeben. Damals logierte sie im Fälkli und freute sich, das Spittler'sche Ehepaar persönlich kennen und lieben zu lernen. Im Rückblick auf diesen Aufenthalt schreibt sie später in einem Brief an Spittler:

„O Ihr mir vom HErrn geschenkten, teuern Geschwister! Ich kann keine Worte finden, Euch meinen Dank und meine Liebe auszusprechen und vereinige mich mit Euch allen im Geist zu den Füßen unseres Herrn Jesu, der uns mit seinen durchgrabenen Armen zusammenhalten wird in seiner Liebe.“ Später schrieb sie einmal: „Innige persönliche Vereinigung mit Jesu geht mir über alles. Ich kann fast nichts mehr genießen, was nicht auf Christum selbst, auf seine Person, seine Vereinigung mit uns hinzielt. Er ist doch allein alles, und alles außer Ihm ist Kot!“

Es wäre aus dieser Zeit noch eine schöne Anzahl sehr gehaltvoller Korrespondenzen Spittlers mit bedeutenden Männern zu erwähnen. Sie gäben einen interessanten Einblick in das damalige Verkehrsleben und die Thätigkeit Spittlers und seiner Freunde. Allein wir müssen es uns hier versagen und erwähnen nur noch einer besonders segensreichen Vereinigung der fünf Freunde: Zeller, Handel, Bahnmaier, Blumhardt und Spittler, welche im Jahr 1817 in Basel stattfand.

Diese fünf Freunde waren mit ihren Frauen, die sich gleichfalls näher befreundet hatten, in Basel zusammengekommen und hatten daselbst einen Bruderbund in dem HErrn geschlossen, um gemeinsam gegen die Macht des Unglaubens zu wirken. Handel war damals Lehrer und Hausvater am Missionshaus, Blumhardt Inspektor daselbst, Zeller in Beuggen, und nur Bahnmaier fehlte noch im engen Kreis. Auch ihn suchte Spittler herbeizuziehen und wagte es sogar einmal, den bekannten Staatsrat Ochs in Basel anzufragen, ob nicht bei einer etwaigen Neubesetzung der theologischen Professur Bahnmaier in Vorschlag gebracht werden dürfte, was jedoch damals abgelehnt wurde, und auch von Bahnmaier selbst, der um jene Zeit mit Freudigkeit und reichem Segen in Tübingen als Professor der Homiletik und Pädagogik wirkte, nicht gewünscht wurde.

Dagegen wurde Bahnmaier im Jahr 1819 in ganz unerwarteter Weise aus diesem ihm so sympatischen Wirkungskreis herausgerissen durch die Ungnade seines Landesherrn, die er sich als Rektor der Universität zuzog durch eine freimütige Ansprache, die er in jener politisch bewegten Zeit zur Beruhigung der Gemüter der Studierenden in Tübingen gehalten hat. Die Folge war für Bahnmaier die sofortige Abberufung von Tübingen und seine Versetzung auf das Dekanat Kirchheim unter Teck. Er war dabei ohne

Zweifel das Opfer geworden von Ränken einer damals herrschenden Hofpartei, und lange konnte er es daher nicht verschmerzen, auf so leichtfertige Weise aus seiner Arbeit an der akademischen Jugend, für welche er ganz besonders begabt war, und aus einem gesegneten Zusammenarbeiten mit gleichgesinnten Kollegen unverdienterweise entfernt zu werden. Doch söhnte er sich nach und nach, je mehr er diese Fügung als eine göttliche und nicht menschliche erkennen lernte, damit aus und wirkte nun in Kirchheim noch 22 Jahre mit unverkümmerter Freude für das Wohl der Gemeinde und Schule, besonders für die Erziehung der Jugend in weitem Umkreis. Gott hatte ihn offenbar diesen Weg geführt, um seinem Wirken neue Bahnen zu eröffnen. Sein Herz war von nun an der Bibel- und Missionssache mit aller Entschiedenheit zugewandt und er schrieb in jener Zeit an Spittler: „Du sollst hören, daß ich für die Sache Gottes und Christi jetzt viel eifriger wirke. Ich habe das Bedürfnis empfunden nach dem Vaterhause hin, wo wir einst alle miteinander wohnen werden." Bahnmaier wurde von nun an mehr als bisher der treue Berater und Freund Spittlers bei all seinen Unternehmungen und stund ihm brüderlich zur Seite, wo es sich darum handelte, in irgend einer Angelegenheit behilflich zu sein oder einen seiner vielen Schützlinge, die ihm Spittler zusandte, leiblich oder geistlich zu fördern oder zu erquicken. „O lieber Bruder!" schreibt er ihm ums Jahr 1827, „fordere! fordere! was ich für solche Zwecke der Liebe thun kann, so lange ich noch etwas vermag, thue ich es herzlich gerne! Es eilt der Tag, — es kommt die Nacht, in der niemand wirken kann, und mich drängt und treibt's besonders jetzt für die unbezahlbare Schuld meines Lebens zu geben, was ich noch kann." Solch ein Anerbieten ließ sich Spittler nicht zweimal sagen. Er ergriff die treue und erfahrene Bruderhand des geliebten Schwagers besonders dankbar, als die Sache der Griechen an ihn herantrat und der HErr ihm die Freudigkeit schenkte für diese Angelegenheit eine Reihe von Jahren seine ganze Energie einzusetzen.

Bekanntlich hatte Griechenland schon lange nach Befreiung von dem fast 400jährigen Joch der Türken gestrebt. Im Jahr 1814 hatte sich in Odessa ein Geheimbund angesehener Männer gebildet, welcher das Volk selbst, sowie auch das Ausland für die Befreiung ihres griechischen Vaterlands zu begeistern aufs eifrigste bestrebt war. Es wurden dadurch mehrere kühne Aufstände und eine Reihe von

heldenmütigen und blutigen Kämpfen hervorgerufen, aber bei der großen Uneinigkeit der Griechen selbst wurde statt eines günstigen Erfolgs nur die unmenschlichste Grausamkeit von seiten der Türken wachgerufen, und das schöne Griechenland war nach und nach einer namenlosen Verwüstung preisgegeben, bis England, Frankreich und Rußland im Verein die Freilassung Griechenlands von der Pforte verlangten und als dies verweigert wurde, dieselbe mit starker Hand erzwangen, vornämlich durch die Seeschlacht bei Navarin, in welcher die türkische Flotte völlig vernichtet wurde. Allein in dem auf diese gewaltsame Weise befreiten Lande sah es überaus trostlos aus! Die Not war grenzenlos; und in allen europäischen Ländern wetteiferte man, mit Gaben aller Art die äußere Not zu lindern. Spittler aber ging neben dem allem die geistliche Not dieses Volks weit mehr zu Herzen, und besonders das Schicksal so vieler Griechenkinder, welche während den sechsjährigen Befreiungskämpfen in die entsetzlichste Gefangenschaft geraten waren. Allenthalben suchte man für diese armen Sklavenkinder Teilnahme zu erwecken. Es sollten, dachte er, so viele wie möglich losgekauft und christlich erzogen werden, damit sie später etwa in Verbindung mit tüchtigen Missionaren dazu beitragen könnten, auf die geistige Wiedergeburt des Volks hinzuwirken und besonders durch möglichste Verbreitung des Wortes Gottes und thätige Liebe dem tief gesunkenen Volke wieder aufzuhelfen. So bildete sich auf Spittlers Anregung ein Verein mit dem Namen: „Verein zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen", der in Basel freudigen Anklang fand und auch vom Ausland vielfach Teilnahme erfuhr. Im Jahr 1826 wurden von diesem Verein zwei junge, eifrige, in Basel ausgebildete Missionszöglinge ausgesandt, um den religiösen Zustand Griechenlands näher zu erforschen und Vorschläge zu machen. Es wurden ferner zunächst zwölf Griechenknaben aus der Sklaverei losgekauft und mit dieser kleinen Schar im Jahr 1827 die sogenannte Griechenanstalt in Beuggen begonnen. Die Zahl dieser Knaben vermehrte sich nach und nach bis auf 28. Bahnmaier war sehr thätig für diese Sache und hatte die Freude in Pfarrer Christof Möhrle einen aufopfernden Lehrer und Erzieher für diese Anstalt zu gewinnen.

Im Februar 1827 schreibt Bahnmaier an Spittler: „In Eile eine angenehme Nachricht für Eure Griechenanstalt! Ihr wollt eine Haushälterin für dieselbe. Es ist hier eine Pfarrwitwe von etwa

46 Jahren, Frau L. Sie hat viel in ihrem Leben durchgemacht, ist sehr wackeren und rüstigen Geistes; sie hat ein nach Thätigkeit strebendes Temperament, nur einen Sohn, der in der Fremde ist. Diese bot sich an, die Ökonomie der Griechenanstalt zu besorgen, fordert keine Belohnung als freie Kost und Logis, will auch die Reise auf eigene Kosten machen. Sei so gut und schreibe mir bald. O, wäre ich bei Euch! Wie gern wollte ich zu allem helfen, was solche Dinge fördern und zustande bringen kann! Aus der Ferne gehts freilich schlecht und langsam genug!" Später schreibt er unter anderem: „Hätte ich ein gutes neugriechisches Wörterbuch und Grammatik, ich lernte selbst Griechisch, um für Euch zu wirken; ich wollte es bald los haben. Küsse mir den kleinen Pausanias und alle die lieben Kleinen! Gott segne die Knaben alle. Ach, daß doch auch Töchter losgekauft würden!" Auch Zeller war für die Sache begeistert und sang in froher Hoffnung auf ein herrliches Gedeihen dieses Unternehmens eine Reihe feuriger Griechenlieder.

Durch diese Griechensache trat Spittler mit einer Anzahl neuer Freunde in nähere Verbindung, von denen manche ihm in wärmster Bruderliebe durchs ganze Leben verbunden blieben und sich mit ihm zu einer Reihe anderer Reichsgottesarbeiten im Lauf der Jahre zusammenschlossen. Unter ihnen nennen wir zunächst den bekannten geistvollen unerschrockenen J. W. Linder, Pfarrer in Zyfen und später Oberstthelfer in Basel (vergl. dessen Biographie von seinem Sohn). An ihn hatte sich Spittler gewandt wegen Gründung einer Zeitschrift für die Griechensache. Linder schlug Spittler vor, statt einer Zeitschrift eine Kinderschrift zur Unterstützung der Griechensache herauszugeben mit Beiträgen von vielen Freunden der Sache. „Auch Bilder," schreibt Linder, sollten dabei sein. Einer zeichnet Gruppen zweckmäßiger Sachen fürs Aug. Vielleicht könnte auch das griechische Christentum selbst geschildert werden, ein Cyrillus und Methodius, welche in Griechenland das Christentum verbreitet haben; man könnte auch aus Reisebeschreibungen manches Passende dazu wählen. Ich bin etwas ungehalten, daß man sich mit der Zeit entschuldigt. Die Ausrede darf ich nie brauchen; denn die Zeit läßt sich ja nehmen, wenn uns ein Auftrag wichtig genug ist. Wenn das größte Opfer, das der Zeit, woran wir so arm sind, gebracht ist, so stehe ich für ein halbes Dutzend Landpfarrer, die wenigstens Steine herzutragen, und wenn dann der Bruder mit seinem „Fälkleinsauge" hinten und

vornen beim Bau ist, so wirds wohl gehen." Später schreibt ihm dieser Freund aus Zyfen: „Du, Spittler, hast einen kosmopolitischen Beruf; ich respektiere ihn an Dir und begehre Dich deshalb nicht zu schulmeistern; denn der HErr thuts am liebsten selbst, wo es nötig ist. Aber ich habe ihn nicht; ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist" (1 Kor. 7, 20—24).

Meta Heuser-Schweizer, von welcher eine Anzahl herrlicher Briefe an Spittler vorliegen, schrieb um jene Zeit bei Übersendung eingesammelter Liebesgaben für die Griechensache: „Wie haben wir Gott gelobt, als uns Ihr Aufruf Ihres Griechenvereins zukam! Sollte nicht an dem durch langes Elend durchpflügten Acker der Same des Evangeliums kräftige Wurzel fassen? Bei den Einwürfen kalter Berechnung, die sich gegen das Werk erheben, tönt mir im Herzen: Wer will die Tage geringer Anfänge verachten! Eine eigene, ergreifende Freude war es mir, in Ihrem Aufruf Ihren Namen und den Namen von Professor De Wette in freundlichem Verein beisammen zu sehen; ich dachte ans Lebensbuch und freute mich mancher Hoffnung. Was sollen wir auch von Ihm nicht bitten und hoffen dürfen, der das blutige Lösegeld für alle dargebracht hat!"

Aus einem Brief von Professor Krafft in Erlangen an Spittler vernehmen wir, daß man auch dort für die Griechensache eifrigst thätig war. Krafft selbst will den Prospekt der Anstalt durch die Professoren auch unter die Studenten bringen, um diese zur Teilnahme anzuspornen. Auch mit Krafft korrespondierte Spittler fortwährend bis zum Jahr 1836.

Dekan Herwig in Eßlingen, welcher sich der Judensache treulich angenommen, sandte auch für die Griechensache von Zeit zu Zeit sein Scherflein und aufmunternde Zuschrift, und bat Spittler immer wieder, ihm fleißig über seine Arbeit im Reich Gottes zu berichten.

Im August 1826 schreibt Spittler an Geßner in Zürich: „Der neue Griechenverein hat De Wette nun auch der Missionssache näher und dadurch in eine angenehme Korrespondenz mit Blumhardt gebracht. Noch habe ich etwas auf dem Herzen, das mir sehr wichtig ist" 2c. Im Verlauf des Briefs bittet er nun Geßner, er möge es vermitteln, daß der ehrwürdige Vater, Antistes Heß, die väterliche Güte und Liebe habe, ein Schreiben an unsern religiösen Griechen-

verein ergehen zu lassen, worin er ihn ermahnt, aufmuntert und segnet. Welch ein Segen, fährt er fort, für unsere Stadt, wenn De Wette und Hagenbach ganz für den HErrn gewonnen werden könnten. Bei Ihm ist kein Ding unmöglich!"

Wir brechen hier ab und bemerken nur noch, daß die Griechenanstalt einige Jahre später, nachdem mehrere Knaben gestorben, sowie eine größere Anzahl ausgetreten und in die Heimat zurückgekehrt war, nach Basel verlegt wurde, wo sie in sehr beschränkter Gestalt im Fälkli noch einige Zeit fortdauerte, bis sie im Spätjahr 1832 ganz aufgehoben wurde. Der Rest der Knaben wurde von verschiedenen christlichen Freunden zu weiterer Erziehung in Familien aufgenommen. Einige Knaben sind später sicherem Vernehmen nach in ihrem Vaterland zu Amt und Würden gelangt. Was diese Liebessaat im Ganzen für Frucht hervorgebracht, das wird einst der große Tag des HErrn offenbaren.

---

9. De Wette.

Die Griechensache resp. die Teilnahme an dem Griechenverein in Basel war es vornämlich, welche Spittler in ein näheres, freundschaftliches Verhältnis zu jenem bedeutenden Mann brachte, dessen Berufung an die Basler Universität in ihm zunächst einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und ihn veranlaßt hatte, in höchst charakteristischer Weise ihm entgegenzutreten. Prof. Dr. Wilh. Mart. Leberecht De Wette war dieser Mann, welcher geboren den 12. Januar 1780 in Ulla bei Weimar zuerst als Docent und wenige Jahre nachher als Professor der Philosophie in Jena, im Jahr 1809 als Professor der Theologie in Heidelberg, und von 1810—1819 in Berlin eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete. [Im Übrigen verweisen wir auf die resp. biographischen Notizen von Hagenbach 1860. Holzmann, allgemeine deutsche Biographie V. 101—105, Wiegand 1879. Rudolf Stähelin 1880.] Wie wir der trefflichen Charakteristik von Prof. R. Stähelin in einer Gedächtnisrede auf den 100jährigen Geburtstag De Wettes im Jahr 1880 entnehmen, war De Wette ein Mann von hoher Begabung, mächtiger Energie und unbegrenzter Wahrheitsliebe. Es war in ihm die Be-

geisterung und der Trieb nach einer umfassenden philosophischen Erkenntnis zugleich mit dem Bedürfnis nach der genauesten Prüfung des Thatsächlichen, dem eindringendsten, historischen Forscherſinn verbunden, und analytisches und synthetisches Denken, kritischer und künstlerischer Sinn gleich sehr in ihm entwickelt. Er hatte sich mit großem Eifer und nicht geringem Erfolg zunächst Arbeiten der damals auch in Jena vertretenen kritisch historischen Richtung zugewandt und eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht, deren theologische Bedeutung durch seine im Jahr 1810 erfolgte Berufung an die neugegründete Universität in Berlin gewürdigt wurde. Hier in Berlin war sowohl seine persönliche als seine schriftstellerische Wirksamkeit zu einer so mächtigen Entfaltung gelangt, daß sowohl seine Schüler als seine Kollegen an der Universität, worunter damals namentlich Schleiermacher hervorragte, ihm die größte Hochachtung und Anerkennung zollten.

Nicht minder als seine wissenschaftlichen Leistungen zeichnete ihn jedoch auch seine edle Gesinnung, sein sittlicher Charakter und die Tiefe seines Gemüts aus (wie Stähelin sagt) und er wußte die Theorie in die engste Beziehung zum Leben, die Religion zu den sittlichen Aufgaben zu setzen, und hoffte von ihrer Erneuerung die Wiedergeburt der Kirche, ja des ganzen Volkes. Er begrüßte daher auch die neue Kräftigung des Volksgeistes nach den Befreiungskriegen als den ersten Anbruch der von ihm herbeigewünschten besseren Zeit. Allein statt einer Besserung brach jene höchst traurige Zeit herein, wo die politische Leidenschaft gewisser nach Freiheit ringenden, von den Machthabern aber mit Gewalt niedergehaltenen Elemente sich zum Kampf der Verzweiflung berechtigt glaubten, welcher in der Ermordung Kotzebues durch Karl Sand in unheilvollster Gestalt zum Ausbruch kam. Diese entsetzliche That gab den Regierungen das Signal zu rigorosem Verfahren gegen manchen Ehrenmann, der, ohne irgendwie diesen Meuchelmord rechtfertigen zu wollen, für den unglücklichen Thäter sein Mitleid an den Tag legte (vergl. Bahnmaiers Schicksal), oder gar die öffentliche Meinung zu einer milderen Beurteilung des Verbrechens zu stimmen suchte. De Wette hatte es gewagt, die ihm befreundete Mutter Sands in einem Brief zu trösten und darin versucht, um das Andenken ihres Sohnes wenigstens in seiner Familie vor Entehrung zu schützen, die Beweggründe seiner That und seine sonst tadellose Vergangenheit in ein

günstigeres Licht zu stellen. Da traf ihn, ähnlich wie Fries in Jena, Arndt in Bonn und Bahnmaier in Tübingen, wie ein plötzliches Ungewitter die Ungnade seines Fürsten; er wurde ohne weitere Untersuchung seines Amtes entlassen und zog nun in eine Art Verbannung, wo er bis zu seiner Berufung nach Basel sich in der Stille mit litterarischen Arbeiten beschäftigte, unter anderem die Briefe Luthers herausgab. Im Jahr 1822 wünschte man in den leitenden Kreisen in Basel eine allgemeine Reorganisation der Universität zu bewirken, und suchte nach einem tüchtigen, geraden und unabhängigen, dieser Aufgabe gewachsenen Organisator. Von mehreren Seiten wurde De Wette empfohlen, und zwar nicht nur von seinen theologischen Gesinnungsgenossen, sondern sogar von streng bibelgläubigen Männern wie z. B. Pfarrer Stein in Frankfurt, welcher mit Spittler nahe befreundet war. Und obgleich im Schoß des Erziehungsrates in Basel selbst über diese Wahl ein Kampf entstund, indem ein Teil dieser Behörde mit Rücksicht auf die kritische Stellung De Wettes zur heiligen Schrift entschieden gegen seine Berufung war, so wurde die Berufung dennoch an ihn erlassen und von ihm mit Freuden angenommen. Das Votum, mit welchem ein Teil des Erziehungsrats von Basel, vornämlich die Vorsteher der Basler Kirche gegen De Wettes Berufung Verwahrung einlegten, gründete sich auf drei Punkte, welche gegen De Wettes Schriften geltend gemacht wurden:

1. Werde darin die Autorität der heiligen Schrift geleugnet, sofern sie nicht Vernunftwahrheit enthalte.
2. Die Echtheit der Bücher werde darin willkürlich beurteilt und vielfach geleugnet.
3. Manche biblische Lehre, auf welche die Basler Kirche sich gründe, werde willkürlich verworfen.

Zum Beweis dieser Anklagepunkte wurde eine große Zahl Citate aus De Wettes Schriften zusammengestellt, welche allerdings in den Augen von Nichttheologen, in dieser Weise aufgefaßt, höchst bedenklich erscheinen mußten, wenn auch dieselben vielleicht in ihrem Zusammenhang betrachtet und als rein wissenschaftliche Untersuchung ins Auge gefaßt, weniger Anstoß erregen mochten. Der Protest der orthodoxen Geistlichen wurde nicht erheblich genug befunden, um berücksichtigt zu werden. Die Mehrheit blieb Sieger. Die Folge davon war eine große Unruhe unter der Bevölkerung. Namentlich

waren es die Mitglieder der Christentumsgesellschaft, Spittler und seine Freunde, denen es eine ausgemachte Sache war, daß mit De Wettes Auftreten in Basel gefährliche Irrlehren Eingang finden werden, und denen bangte vor dem schlimmen Einfluß, den dieser Mann ausüben möchte nicht allein auf die Theologie Studierenden, sondern besonders auch auf die Missionszöglinge, welche an den öffentlichen Lektionen der theologischen Professoren Teil nahmen.

Spittler wandte sich an seinen Freund, Pfarrer Stein in Frankfurt, und drückte seine Verwunderung aus, daß er es über sich gewonnen, De Wette zu empfehlen, dessen Schriften doch nach dem Urteil erfahrener Theologen so vieles Bedenkliche enthielten. Stein gab darauf Spittler eine beruhigende Antwort: Er begreife Spittlers Besorgnisse in gegenwärtiger Zeit, wo sich allerlei Großes vorbereite. Doch könne er die Versicherung geben, daß De Wette ein vortrefflicher, treuer und wahrhaftiger Charakter sei, der ohne Zweifel aus einem Saulus ein Paulus werde. Er halte ihn für den geistvollsten unter den jetzt lebenden, deutschen wissenschaftlichen Theologen, der geeignet sei, wie sonst keiner, auf den alten Trümmern der Kirche etwas neues aufzubauen. In Basel werde dieses so bedeutenden Mannes Kraft am sichersten Verwendung finden für das Reich Gottes 2c.

Auch an Anna Schlatter, welche mit De Wette in brieflichem Verkehr stand, und für welche dieser wegen ihrer Glaubenskraft und der Tiefe ihrer christlichen Erkenntnis eine hohe Verehrung an den Tag legte, wandte sich Spittler in seiner Bekümmernis und erhielt von ihr die Nachricht, daß sie an De Wette darüber geschrieben habe und ihn auf manche Widersprüche in seiner Dogmatik mit den klaren Zeugnissen der heiligen Schrift aufmerksam gemacht, aber keine Antwort darauf erhalten habe. Sie mahnt die Basler Freunde zur Vorsicht und warnt vor Erbitterung. Ähnlich sprach sich auch der ehrwürdige Prälat Klaiber in Stuttgart in einem Schreiben an Spittler aus und riet ihm, in der Stille die Sache dem HErrn zu befehlen.

Inzwischen trat De Wette im Jahr 1822 seine Professur in Basel an und betrat im selben Jahr nach langer Zeit zum erstenmal wieder die Kanzel und legte in einer gewaltigen Pfingstpredigt ein auch seinen bisherigen stillen Gegnern beruhigendes Zeugnis ab. Im Jahr 1825 wurde er förmlich ordiniert als Glied der Basler

Kirche, verpflichtete sich dabei auf die Basler Konfession und trat zugleich als Mitglied in den Kirchenrat. — Um diese Zeit erschien der zweite Teil seines Lehrbuchs der historisch kritischen Einleitung in die Bibel und erregte aufs neue großes Aufsehen durch manche ein bibelgläubiges Gemüt schmerzlich berührende Äußerung, welche sich darin vorfand, besonders seine Kritik über die Himmelfahrt Christi, von welcher es unter anderem heißt: „Die Himmelfahrt Christi, welches Wunder heutzutage kaum dem Roheſten noch zusagen kann" 2c.

Wie derartige Kundgebungen mit den Verpflichtungen eines Lehrers und Führers zukünftiger Geistlicher und eines wirklichen Kirchenrats zu vereinigen sei, war vielen frommen Männern unbegreiflich und sehr beunruhigend; und man fragte sich, ob es nicht Pflicht sei, De Wette selbst darüber ernstliche Vorstellungen zu machen, oder ob es vielleicht gar Pflicht sei für jeden, dem der Stadt Bestes am Herzen liege, vor solchen offenbaren Irrlehren öffentlich zu warnen. Lange Zeit wagte niemand einen entscheidenden Schritt zu thun, und De Wette, welcher davon hörte, daß man gegen seine häretischen Publikationen etwas im Schilde führe, schrieb in einer von ihm redigierten wissenschaftlichen Zeitschrift unter anderem: „Die Zionswächter bedienen sich mitunter versteckter, heimlicher Mittel, schleichen sich in die Häuser (2 Tim. 3, 6), raunen den Schwachen und Ängstlichen ihre Klagen und Verdächtigungen ins Ohr, und untergraben so das Vertrauen, welches öffentliche Lehrer genießen" 2c.

De Wette stund in jenem Jahr auch mit Bahnmaier in Korrespondenz, ohne es zu wissen, daß er der Schwager Spittlers sei. Bahnmaier hatte De Wette offen seinen kritischen Standpunkt gegen das Evangelium gerügt und ihm die gänzliche Verschiedenheit von seiner und De Wettes theologischer Denkungsart mitgeteilt, aber ebenso offen seine Liebe zu ihm ausgesprochen. Dies erweckte in De Wette Vertrauen zu Bahnmaier, und er öffnete, wie Bahnmaier berichtet, ihm sein Herz von der guten wie von der fehlerhaften Seite und bat ihn um Rat, wie er sich seinen Gegnern in Basel gegenüber verhalten solle. Bahnmaier gab ihm ohne allen Zweifel den besten Rat. Welcher Art derselbe war, ist uns nicht bekannt. Dagegen entnehmen wir einem Schreiben aus jener Zeit, daß Bahnmaier gleichzeitig seinen Schwager Spittler dringend bat, nicht an der Redlichkeit De Wettes zu zweifeln und ihm nicht schroff entgegen-

zutreten. Allein Spittler hielt es für seine Pflicht sich De Wette gegenüber jetzt offen auszusprechen. Er richtete an ihn ein ebenso freimütiges als dringendes Schreiben, worin er ihn darauf hinwies, wie schon viele aufrichtige Christen an den Lehren, wie sie De Wette seit Jahren in seinen Schriften publiziere, schweres Ärgernis genommen haben, indem dadurch das Volk leicht an der heiligen Schrift und dem Glauben irre werden müsse. Er möge doch, um viele darüber angefochtenen Gemüter zu beruhigen, und größeres Ärgernis abzuwenden, diese gefährlichen Lehren, um die es sich besonders handle, zurücknehmen und öffentlich bekennen, daß er nunmehr anderer Ansicht geworden sei, und insbesondere der Konfession, auf welche er in Basel verpflichtet worden sei, nicht zuwider lehre. In jenem Schreiben heißt es unter anderem: „Wenn ich überlege, welche Summe empfangener Wohlthaten nach Seele und Leib ich meinem HErrn und Heiland zu verdanken habe, und wie treu Er so manche in seinem heiligen Wort gegebene Verheißungen auch an mir erfüllt hat, so müßte ich ja allem Christengefühl abgestorben sein, wenn es mich nicht tief in der Seele schmerzen sollte, daß Männer, die vermöge ihrer Stellung seine ersten Verteidiger sein sollten, Ihn so herabwürdigen, und zum bloßen Menschen machen können. Ich werde daher nicht schweigen und kein Ansehen der Person fürchten. Nur Gott und sein Wort haben wir zu fürchten, vor dessen gerechtem und heiligem Richterstuhl wir früher oder später einst beide erscheinen werden." 2c. Diesem Schreiben war als Beilage beigegeben:

1. eine Zusammenstellung der wichtigsten Differenzpunkte zwischen der biblischen Lehre und den Schriften De Wettes.
2. eine Art Protest, von einer Anzahl Basler Bürger unterzeichnet, gegen einige der gravierendsten Stellen seiner Schrift: de morte Jesu Christi expiatoria.

Die Antwort De Wettes ließ nicht lange auf sich warten. Er wies in derselben darauf hin, daß es sich in den citierten und angefochtenen Stellen aus seinen Schriften zunächst um schwierige Untersuchungen und rein wissenschaftliche Fragen handle, welche leicht mißverstanden werden können von Laien; sodann gab er zu, daß er über manche Stellen seiner früheren Schriften jetzt anders denke als damals und nach Form und Inhalt sie heute anders fassen würde; dagegen protestierte er entschieden gegen den Vorwurf, als

taste er damit die Gottheit Christi an oder verbreite überhaupt widerchristliche Lehren in seinen Schriften. Er nennt es eine Verleumdung, den Verfasser einer Schrift nach einzelnen aus dem Zusammenhang genommenen Stellen zu beurteilen und weist die Forderung eines öffentlichen Widerrufs seiner angefochtenen Lehren des Entschiedensten zurück.

Damit gab sich jedoch Spittler nicht sogleich zufrieden. In einem späteren Brief weist er De Wette hin auf die gewaltige und berechtigte Beunruhigung, in welche eine große Zahl glaubiger Christen durch seine Schriften versetzt worden sei, welche keineswegs nur Laien, sondern teilweise sehr bedeutende Theologen seien, die in der Sache ein Urteil haben. Es wäre die Sache den Laien weniger wichtig, wenn De Wette nur als Professor der Hochschule hier wäre und nicht als wirklicher Kirchenrat. Als solcher sei er dem Volke, d. h. den Gliedern der Kirche über seinen Glauben und seine Lehre Rechenschaft schuldig, und diese finde sich in seinen Schriften und öffentlichen Vorträgen in Kontrast mit dem Glaubensfundament des Volks, der heiligen Schrift. Er selbst, Spittler, liebe den Streit keineswegs, fürchte ihn aber auch nicht, wenn es sich um die Wahrheit und den Glauben handle. Er hoffe, daß De Wette noch einmal als Gelehrter den Ungelehrten die Hand reiche und bekenne: „Zum Seligwerden ist für alle nur Ein Weg, und das ist der durch Jesum Christum, den gekreuzigten, nun aber auferstandenen Sohn Gottes, dem alle Ehre gebührt und vor dem alle Kniee sich beugen müssen ꝛc. Gott gebe," schließt er, „daß unsere gegenseitige Erklärung zu einem Ihm wohlgefälligen und uns beruhigenden Ziel führen möge!"

Wenige Tage darauf erhielt Spittler von De Wette eine kurze aber ruhig gehaltene Zuschrift, worin Letzterer die Überzeugung ausspricht, ein Briefwechsel führe nicht zum gewünschten Ziel, und es wäre ihm nur denkbar durch eine Besprechung, zu welcher er gern bereit sei, ihn über seine Lehre zu beruhigen. Spittler bat darauf De Wette um die Erlaubnis zu einer solchen Unterredung, und erhielt von ihm dazu eine Einladung auf den folgenden Tag. Eine solche fand denn auch wirklich bei De Wette statt, und wir wissen davon nur so viel, daß sie mehrere Stunden gedauert, daß dabei gegenseitig mit großer Offenheit und heiligem Ernst, aber in aller Ruhe eingehend die Differenzpunkte durchgesprochen, dann noch manches über die Missions- und Beuggener-Anstalt verhandelt wurde, und

daß De Wette am Schluß der Besprechung Spittler die Hand drückte mit der Versicherung, die Unterredung habe wirklich Gutes bezweckt und eine Wiederholung derartiger Zusammenkünfte sei ihm sehr erwünscht.

Voll Lob und Preis gegen den HErrn kehrte Spittler nach Hause und hatte die Freude zu beobachten wie De Wette (wie Stähelin sich ausdrückt), Fortschritte machte im „Positiven und kirchlich Bestimmten." Beide Männer lernten sich gegenseitig mehr und mehr lieben und hochschätzen, was manche vorhandene Briefe bezeugen. De Wette wurde vor allem eines der thätigsten Mitglieder des Griechenvereins, und beteiligte sich außerdem gemeinsam mit Spittler an einer Reihe von Liebeswerken, welche in jener Zeit ins Leben traten. Im Kampf gegen die in der Folgezeit herrschend werdende Philosophie (Strauß 2c.), welche den christlichen Glauben zu untergraben drohte, trat De Wette mutig und frei in die Schranken und sprach es in einer im Jahr 1848 erschienenen Schrift öffentlich aus: „Ich weiß, daß in keinem anderen Namen Heil ist als in Christo Jesu dem Gekreuzigten, und daß es nichts höheres gibt, als die in Ihm verwirklichte Gottmenschheit und das von Ihm gepflanzte Reich Gottes." So ging Spittlers oben erwähnter Wunsch an De Wette in reichem Maß in Erfüllung. Welch hohe Verdienste De Wette sich um die Universität Basel, besonders um die theologische Fakultät erwarb durch seine ausgezeichnete wissenschaftliche Kraft, seine große Treue und seine bewundernswürdige Vielseitigkeit, ist hinlänglich bekannt. (Vergl. die Gedächtnisrede Stähelins an seinem 100jährigen Geburtstag.) Er wurde Rektor derselben in den Jahren 1823, 1829, 1834 und 1849. Wiederholte ehrenvolle Berufungen nach Deutschland schlug er aus und blieb Basel 27 Jahre lang treu bis zu seinem im Jahr 1849 erfolgten seligen Heimgang. Seine Witwe blieb lebenslänglich mit dem Spittler'schen Hause innig verbunden, und nahm später, als sie ihren Wohnsitz in Genf aufgeschlagen hatte, bei ihren Besuchen in Basel ihr Absteigquartier mit Vorliebe im Fälkli, wo sie sich stets heimisch fühlte, um, wie sie oft äußerte, der Geburtsstätte so vieler Werke christlicher Liebe, für welche sie stets eine offene Hand und warmes Interesse hatte, möglichst nahe zu sein.

10. De Valenti.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, welche mit Spittler in nähere Verbindung traten und für ihn und seine Reichsgottesarbeiten, eine Zeitlang wenigstens, von hoher Bedeutung geworden sind, war Dr. Ernst Joseph Gustav de Valenti.

Wir besitzen über das Leben dieses interessanten und eigentümlich begabten Mannes eine kurze, treffliche Lebensbeschreibung von der Hand eines ehemaligen Schülers, und finden eine kurze freie Zeichnung dieses schwer verständlichen Charakters in Chr. H. Zellers Leben von H. Thiersch.

De Valenti wurde geboren im Jahr 1794 im Sachsen-Weimarschen. Seine Mutter war eine Deutsche, sein Vater italienischer Abkunft. Schon als Knabe zeigte er eine ganz ungewöhnliche Beweglichkeit des Geistes, rasche Auffassung und ein feuriges Temperament. Ganz besonders leicht lebte er sich in die alten klassischen Sprachen ein, so daß er dieselben in seltenem Grade beherrschte und sie ihm noch in seinem hohen Alter höchst geläufig waren. Mit Begeisterung und Leichtigkeit studierte er Medizin und erreichte sein Ziel, obwohl seine Studienzeit durch seine Teilnahme als Freiwilliger an dem Befreiungskrieg von 1813 unter Friedrich Wilhelm IV. ruhmvoll unterbrochen wurde, in verhältnismäßig kurzer Zeit, mit Ehren, indem er sein Examen mit Glanz bestand. Er war, wie Thiersch sagt, im Rationalismus erzogen und von lauter Rationalisten umgeben, ein völliger Weltmensch und verheiratete sich schon in seinem 23. Lebensjahr (1817), noch als Student, mit Ernestine v. Trebsdorf, einer Dame von ungewöhnlichen äußeren und inneren Vorzügen und ausgezeichneter Bildung. Leider aber hatte er dabei die Gefahr übersehen, in welche ihn diese Verbindung stürzen könnte. Die Veranlassung, seine Frau kennen zu lernen, hatte ihm nämlich deren Bruder gegeben, welcher an heftigem Wahnsinn leidend ihm eine Zeitlang zur Pflege übergeben war, und auf den er selbst einen günstigen Einfluß üben konnte. Er hatte hiebei Gelegenheit gehabt, die Familie näher kennen zu lernen, in welcher mehrere Glieder derselben, und zeitweilig sogar auch die Mutter seiner Frau, an Geistesstörung litten. Nicht lange dauerte es, so erkannte er auch bei seiner Frau die Vorboten dieser Krankheit, die bald in voller

Stärke ausbrach und sie nicht mehr verließ bis zu ihrem Tode im Jahr 1842. Im Jahr 1818 hatte sich ihm, nachdem er in Sulza seinen ärztlichen Beruf begonnen, eine lachende Zukunft eröffnet. Er hatte ungewöhnliches Glück in seiner Praxis, lebte in guten Verhältnissen, war wegen seines geistreichen Wesens und hohen musikalischen Talents allgemein beliebt und begehrt; die paradiesische Gegend an den Ufern der Ilm und Saale, seine nicht leicht zu ermüdende Körperkraft, dies alles hatte seinen damaligen Wirkungskreis, wie er selbst sagt, in einen wahren Lustgarten umgewandelt. Aus diesem für die Ewigkeit und die Sache des Reiches Gottes völlig blinden Lebensgenuß rüttelte ihn der HErr plötzlich auf durch einen einfachen, aber tiefernsten Nachtwächterruf, den er nachts von einem Krankenbesuch zurückkehrend vernahm und der ihm tief ins Herz einschnitt. Seine Erweckung und Umkehr zu völliger Übergabe an den HErrn fiel in diese Zeit, und er selbst beschreibt seinen Zustand in einer trefflichen Schrift, die den Titel führt: Feierabendbüchlein für alle, die sich nach der wahren Ruhe sehnen. Er fing nun an, andern zu verkündigen, was er selbst gefunden, und es bildete sich eine wunderbare Erweckung durch die von ihm gehaltenen Versammlungen in jener durch den Rationalismus geistig ausgehungerten Gegend. Mit wahrer Begeisterung suchte er Alten und Jungen, zu Haus und auf der Straße das Evangelium anzupreisen, und von allen Seiten strömten Scharen herbei, um von ihm etwas für die Seele zu empfangen. Da brachen allerlei Verfolgungen über ihn herein, die ihm und denen, die durch ihn erweckt worden waren, zur Übung und Läuterung dienten. Die Versammlungen wurden obrigkeitlich verboten und schließlich De Valenti mit einem seiner Freunde vor Gericht gestellt, und weil man ihm nichts Staatsgefährliches nachweisen konnte, wurde er für verrückt erklärt und ins Gefängnis geführt. Hier studierte er fleißig die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, die ihn mächtig stärkten und förderten. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt, legte er sein Amt in Sulza nieder, hörte in Halle und Berlin theologische Vorlesungen und nahm hernach einen Ruf des Grafen von der Recke an, der ihn nach Düsselthal als Hausarzt berief. Seine unheilbar erkrankte Frau hatte er inzwischen anderwärts in sorgfältige Pflege übergeben.

Im Jahr 1830 hatte er in Berlin um die Erlaubnis nachgesucht, zum theologischen Examen daselbst zugelassen zu werden.

Allein er erhielt eine abschlägige Antwort vom Ministerium, da er als Sektierer und Unruhestifter angesehen wurde.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Düsselthal, wo er vorherrschend seinem ärztlichen Berufe oblag, entschloß er sich, denselben ganz niederzulegen und nahm die Einladung Spittlers an, mit dem er schon seit 1823 korrespondierte, und dem er sich selbst wiederholt zur Verfügung gestellt hatte, event. zur Verwendung auf dem Missionsfeld, nach Basel zu kommen und hier noch förmlich Theologie zu studieren. In Basel, wo er im August 1831 anlangte, fand er Arbeit genug bei Spittler, indem er bei der Redaktion der Sammlungen und bei allen möglichen anderen christlichen Unternehmungen freudig Hand anlegte. Während dieser Zeit wurde er auf Spittlers Wunsch von Professor De Wette über seine theologischen Studien privatim geprüft, und wurde ihm bei dieser Gelegenheit für die meisten Fächer ein gutes Zeugnis ausgestellt; insbesondere fand er ihn im Hebräischen gut bewandert und gewandt im Übersetzen des Neuen Testaments. Dennoch wurde seiner Bitte um Ordination nach vorhergegangenem Examen vom Kirchenrat in Basel vorerst nicht entsprochen.

Spittler hatte schon im Jahr 1818 bei der Behörde um Erlaubnis gebeten, die stets wachsende Missionsbetstunde, welche bisher im Fälkli gehalten worden war, in die nahe Martinskirche verlegen zu dürfen, war aber wegen der Konsequenz, auch mit Rücksicht auf die abgeschlagene Bitte der Frau v. Krüdener abschlägig beschieden worden. Spittler erneuerte seine Bitte mehrere Jahre nach einander und erhielt schließlich die Erlaubnis hiezu. Nachdem De Valenti sich in Basel eingelebt hatte, übernahm er diese Abendstunden in der St. Martinskirche, welche vielen zu bleibendem Segen geworden sind.

Da um jene Zeit durch die Revolution von seiten der Landschaft innerhalb Basels Mauern eine sehr gedrückte Stimmung herrschte, so hielt es De Valenti für seine Pflicht, in seinen Ansprachen gegen das herrschende, kleinmütige, verzagte Wesen seine Stimme zu erheben. So rief er einmal in einer Stunde aus: „Wie kommt es doch, daß so viel Klagen und so wenig Lobgesänge in Basel ertönen? In dieser gesegneten Stadt so wenig Lob Gottes und so wenig Dank? Das kommt eben daher, weil die meisten das Klagen lieb gewonnen haben und als Unterhaltungsmittel brauchen! Es ist eine Art geistliche Hypochondrie, eine Mode, die immer klagt und

seufzt und am Ende doch die Arznei nicht nimmt und die Diät verschmäht. Ich habe dieses Wesen durchschaut und muß dagegen zeugen. Soll ich ein fruchtbarer Tröster sein, so muß ich erst die Wunden sondieren und dann Öl und Wein hineingießen; denn der Schaden ist verzweifelt böse. Wenn ich die hiesigen Christen bloß amüsieren und unterhalten, ihnen auf eine fromme Art die Zeit vertreiben und bloß wie David vor Saul auf der Harfe spielen soll, so will ich lieber Doktor bleiben, ja viel lieber will ich Bauer sein! Und was soll dieses schlaffe, faule Wesen in der jetzigen furchtbar großen Zeit? Jetzt heißt es: Rüstet euch ihr Christenleute!" 2c.

Welch heiliger Ernst es ihm war, ein Zeugnis für den HErrn abzulegen ohne Menschenfurcht, zeigte er damals auch damit, daß er dem Pfarrer einer benachbarten Gemeinde, welchen er am Pfingstmontag an der Spitze einer lärmenden Menge junger Landleute von G. nach T. zurückkehren sah, einige Tage hernach einen ernsten Mahnbrief schrieb, in welchem er ihn brüderlich aber mit großer Bestimmtheit zur Umkehr und zum Anschluß an gläubige Geistliche mahnt, was, wie es scheint, von gutem Erfolg war, indem der betreffende Pfarrer ihm hernach für seinen wohlgemeinten Verweis sehr dankbar sich bezeugte.

Im Jahr 1833 machte De Valenti längere Zeit Besuchsreisen, sogenannte Missionsreisen, in die nähere und fernere Umgebung und hielt Erbauungsstunden, welche an Vielen sehr gesegnet waren. Er gab über dieselben an Spittler regelmäßig und oft gar interessante Referate, aus denen der große Eifer dieses Mannes sich deutlich abspiegelte.

In jener Zeit verfaßte De Valenti die beiden Bände seines „Wanderbüchleins für alle, die sich nach der Heimat sehnen", sowie verschiedene andere kleinere Flugschriften und unterstützte Spittler in seiner weitläufigen Korrespondenz. Namentlich aber stund ihm die Idee einer zu gründenden Pilgermission, wie Spittler sie bereits in Österreich begonnen hatte, lebendig vor der Seele, wie denn auch im Jahr 1834 in Riehen wirklich der Grund zu einer kleinen Pilgermissionsschule gelegt wurde, worüber wir in einem späteren Abschnitt weiter berichten werden. Und auch als er in Riehen seinen Wohnsitz genommen hatte, betrachtete er doch Spittlers Haus in Basel als seine eigentliche Heimat. Häufig lenkte er auch seine Schritte nach Beuggen, wo er sich an Zeller sehr brüderlich anschloß und von diesem gleichfalls geschätzt und geliebt wurde.

Um jene Zeit erschien in dem von ihm redigierten „Grauen Mann“ aus seiner Feder ein Aufsatz, welcher die damalige politische und geistige Not beleuchtete und in scharfen Ausdrücken darauf hinwies, wie durch demagogische Umtriebe von deutschen Flüchtlingen, welche in Basel gastliche Aufnahme gefunden hätten, der äußere und innere Friede Basels bedroht sei. Durch diesen Aufsatz fühlten sich zwei akademische Lehrer, welche allerdings aus Deutschland kommend in Basel an der Universität Anstellung gefunden hatten, Dr. De Wette und Dr. Jung, persönlich angegriffen und klagten De Valenti an, und es kam zu einer gerichtlichen Verhandlung, die äußerst merkwürdig verlief und selbst gegen Erwarten De Valentis dessen Freisprechung zur Folge hatte. Als De Valenti beim Herausgehen aus dem Gerichtssaal die beiden Ankläger freundlich und versöhnlich entgegenkommend anreden wollte, lud ihn Jung zu sich ein zu einer Besprechung, während der andere, De Wette, sich von ihm abwendend ihm zurief: „Ich verachte Sie.“ Darauf bemerkte De Valenti ruhig: „Ich verachte Sie nicht, ich habe Sie herzlich lieb; das weiß der HErr. Soli Deo gloria!“

Die Pilgerschule De Valentis in Riehen dauerte nur zwei Jahre, von 1834—36. Spittler wollte nämlich einige Komiteemitglieder zuziehen, während De Valenti die Sache allein mit Spittler fortführen wollte. Diese Differenz führte in der Folge zum Bruch. De Valenti zog auf Einladung der evangelischen Gesellschaft nach Bern und gründete dort eine mit wenigen Zöglingen beginnende Evangelisten-Anstalt in apostolischer Einfachheit und Armut. Diese Anstalt, „zur Hoffnung auf der Enge bei Bern“ genannt, kam nach und nach in liebliche Entwicklung. Es nahmen an dem gründlichen Unterricht auch Studierende der Theologie von der Berner Universität Teil und erhielten reiche Förderung. Hier in Bern legte nämlich De Valenti im Jahr 1837 auch ein förmliches theologisches Examen ab, wodurch er für seine Anstalt und seine Thätigkeit überhaupt die obrigkeitliche Anerkennung und eine bürgerliche Sicherstellung erlangte und vor Verfolgung mehr geschützt war. Geheimrat Bunsen, welcher De Valenti sehr gewogen war, besuchte seine Anstalt öfters und stellte ihr ein günstiges Zeugnis aus. Manche tüchtige Leute gingen aus der Anstalt hervor; die Mehrzahl wurden Lehrer, die neben ihrem Lehrerberuf Evangelisation treiben sollten. Nach dem Tod seiner gemütskranken ersten Frau verband sich De Valenti in zweiter Ehe

mit Jukunde, Tochter des Pfarrers Von Brunn, die ihm als treue Gefährtin in frohen und trüben Tagen zur Seite stund und viele Trübsale heldenmütig tragen half. Gleichzeitig mit der Verlegung der Evangelistenanstalt nach Bern gründete er im Verein mit Dr. Niehans eine Anstalt für Gemüts- und Nervenkranke.

In den ersten Jahren seines Berner Aufenthalts korrespondierte De Valenti noch manchmal und in zärtlichster Weise mit Spittler. So schreibt er einmal an ihn: „Es thut mir im Herzen innig wohl, mich in Christo mit Dir zu unterhalten. Jeden Tag habe ich wenigstens einige Stunden, wo mich das Heimweh nach meinem Basler Weinbergsplätzchen mächtig ergreift und mich fast zu aller Arbeit untüchtig macht." Allein nach und nach fing bei ihm ein Zustand und eine Stimmung an die Oberhand zu gewinnen, die auch für seine nächsten Freunde schmerzlich und bedenklich wurde. Er gründete unter anderem eine Zeitschrift, „Licht und Recht" betitelt, in welcher er alle möglichen christlichen Vereine und Diener des HErrn der Reihe nach öffentlich angriff, zurecht wies und in der schärfsten Weise verurteilte. De Valenti hatte es nämlich längst verdrossen, daß sein aufrichtig gemeinter Protest gegen rationalistische und antichristliche Strömungen von den Gläubigen, selbst von seinen nächsten Freunden überhört zu werden schien. Er war, wie Thiersch richtig sagt, einer der wenigen, welche Schleiermachers und Hegels Irrlehren und ihren schädlichen Einfluß auf das geistliche Amt und das christliche Leben durchschauten, und den die Lethargie oder gar die Kompromisse von positiver Seite diesen Wogen des Unglaubens gegenüber geradezu empörten. Bei seinem reizbaren und feurigen Temperament und seinem allerdings oft krankhaft gesteigerten Gefühl der Überlegenheit ließ er sich nun dazu hinreißen, statt fortzufahren in ruhiger Zeugenkraft im Kampf gegen den Unglauben, wirkliche Kinder Gottes und Mitarbeiter am Weinberg des HErrn öffentlich zu rügen und jede Schwäche der Brüder mit einem höchst unchristlichen Hohn und Sarkasmus derart an den Pranger zu stellen, daß er darüber nicht nur die Klugheit, sondern schließlich die Liebe völlig aus den Augen verlor, und damit auch nach und nach den Kredit derart einbüßte, daß man ihn als einen kranken, unnahbaren, aber auch unheilbaren Zeloten im Lager der Freunde und Feinde mehr und mehr mied. Eben hier zeigte Spittler die Kraft der wahren Liebe. Er gab ihn nicht auf, obgleich De Valenti auch ihn nicht

geschont, vielmehr in fast unbegreiflicher Weise angegriffen und verurteilt hatte.

Seine öffentliche und höchst bedauerliche Streitigkeit mit Blumhardt ist bekannt. Keiner seiner Freunde blieb verschont. Er achtete zuletzt auf keinerlei Warnung mehr, bis er sich in einem geistigen Zustand befand, der für jedermann unheimlich wurde und an Geistesstörung grenzte. Da begann für ihn eine Zeit schwerer Heimsuchung und innerer Zerknirschung. Er fühlte sich eine Zeitlang völlig hilf- und ratlos und gab sich selbst verloren. In diesem Zustand, in welchem ihn nur seine treue Gattin recht zu behandeln und zu verstehen wußte, fing er an seine alten Freunde, die er fast alle ohne Ausnahme von sich gestoßen hatte, um Verzeihung zu bitten. Ein ergreifendes Schreiben, welches seine edle Frau in seinem Namen in diesem Sinn an Spittler richtete, veranlaßte diesen sofort, den alten Freund aufzusuchen und ihm Trost aus Gottes Wort zu bringen. Spittler traf ihn in einem überaus gebrochenen Zustand und hatte Mühe ihn davon zu überzeugen auf Grund des Wortes Gottes, daß auch für ihn bei Gott noch Gnade und Vergebung der Sünden durch das Blut Christi zu erlangen sei. Wie ein Kind ergriff er nach und nach die Trostworte und richtete sich wieder daran auf; ja, er konnte sich in der Folge auf die Besuche des Freundes Spittler, der fast der einzige war, der ihn mit der rechten Liebe behandelte und bei ihm Eingang fand, aufrichtig freuen. Mit großer Treue eilte Spittler immer wieder zu ihm und ließ nicht nach, bis er innerlich davon überzeugt war, daß der HErr ihm seinen Gnadenschein wieder ins Herz leuchten ließ und ein ruhiger und friedlicher Zustand an die Stelle der vieljährigen, peinlichen Unruhe getreten war. Nach vielen schweren Heimsuchungen nach außen und innen, wozu körperliche Gebrechen aller Art und zunehmende Schwäche traten, rief ihn der HErr am 8. Februar 1871 heim, und er entschlief mit festem, kindlichen Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum sanft und selig in einem Alter von fast 77 Jahren.

11. Pilgerstraßen- und Pilgermissions-Projekte.

Wie wir schon oben gesehen haben, hatte Spittlers Idee von der Gründung einer Pilgermission kaum bei Jemand so große Sympathie und soviel Verständnis gefunden, wie bei Dr. De Valenti. In dem Begriff des Pilgermäßigen lag für Spittler vor Allem das, was er für notwendig hielt, um im Sinn des Heilands sein Werk auf Erden zu treiben. Von einem „Straßenbauprojekt" Spittlers lesen wir zum erstenmal in einem Schreiben an seinen Freund Dr. Hahn in Lausanne aus dem Jahr 1829. Dieser edle Mann hatte daselbst eine Reihe von Jahren in großem Segen als Lehrer gewirkt, hatte aber wegen seines ernsten Christentums und seines freimütigen Bekenntnisses viel Schweres, ja sogar Verfolgung und zuletzt Ausweisung aus der Stadt zu erdulden, worüber er Spittler eingehenden Bericht gab. Spittler lud ihn ein, nach Basel zu kommen, bot ihm sein Herz und Haus an und forderte ihn auf, sich an einem neuen „Straßenbau" zu beteiligen, den er im Auge habe, wobei es aber freilich gar einfach und pilgermäßig zugehen müsse. Dieser projektierte Straßenbau soll ein Weg werden für fromme Pilger, welche als Lehrer oder Handwerker oder Landbauer nach dem südlichen Rußland zu ziehen geneigt wären. Es sollte nämlich, um solchen Pilgern oder Missionaren, welche dorthin gesandt würden, die Reise möglichst zu erleichtern, auf dem Wege dahin eine Reihe von Pilgerposten angelegt werden, wo dieselben unentgeltlich oder wenigstens möglichst billig Aufnahme und Verpflegung fänden.

Es war dies jene Zeit, wo der bekannte Missionar Zaremba im Auftrag der Basler Missionsgesellschaft zunächst bei den deutschen Kolonieen in Südrußland, und später vorherrschend im Kaukasus von Schuscha aus, seine treue und gesegnete Arbeit trieb. Durch Zaremba erhielt Spittler fleißig Bericht aus jener fernen Gegend, und die immer wiederkehrende Bitte, tüchtige, christlich gesinnte Handwerker und Lehrer dahin zu senden. Jene deutschen Kolonieen, welche insbesondere unter der Regierung des frommen, evangelisch gesinnten (obwohl der griechisch-katholischen Kirche angehörigen) Kaisers Alexanders I., auf die Ermunterung der Frau von Krüdener hin, besonders durch Auswanderer aus Süddeutschland und der Schweiz zahlreichen Zuzug erhalten hatten, erfreuten sich nämlich wohl eines

äußeren Wohlstandes; allein in religiöser Hinsicht stand es daselbst nicht gut, und längst hatten die dort wohnenden evangelischen Christen dringende Bitten nach Basel gelangen lassen um Bibelverbreitung und evangelische Prediger.

Es wäre vielleicht hier der Ort etwas näher auf die persönlichen Verhältnisse Zarembas einzugehen; allein der Raum gestattet dies nicht, und wir müssen verweisen auf das interessante Büchlein „Leben und Wirken des Missionars Dr. Felician v. Zaremba" von K. Lebderhose, aus dem wir vernehmen, in welch merkwürdiger Weise Zaremba mit Spittler zuerst in Berührung kam, wie diese beiden Männer in der Begeisterung, für die Sache des HErrn mit allen Kräften einzustehen, sich zusammenfanden und um die köstliche Perle der Liebe und Gemeinschaft Jesu alles willig, ganz und rückhaltlos hingaben, und sich gegenseitig mit einer Liebe umfaßten, die sie lebenslang aufs innigste verband, und die gewiß in die Ewigkeit hinein reichte. Zaremba selbst äußert sich hierüber also: „In Spittlers Haus fand ich eine Liebe, wie ich sie in der Weise und in dem Maß noch nie kennen gelernt hatte;" und am Schluß seiner Biographie lesen wir, wie mächtig besonders nach Spittlers Heimgang sich in Zaremba die Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem kund gab, so daß er sich von jener Zeit an fast wie ein Gefangener betrachtete, der nach seiner Befreiung aus dem Kerker seufzt.

Zaremba namentlich war es, welcher jenes obengenannte Straßenbauprojekt Spittlers völlig verstand und billigte und allenthalben für dasselbe Teilnahme zu erregen suchte, und wie wir aus seinen Briefen vernehmen, dafür herzlich betete.

Einige Jahre später erwähnte Spittler in einem Brief an den damaligen Pfarrer in Kornthal, späteren Prälaten Kapff, eines ähnlichen „Straßenbauprojekts" nach den Heidenländern, in denen die Missionsbrüder arbeiten, und wünscht dazu, daß die lieben Freunde der Missionssache es in Erwägung ziehen möchten, in welcher Weise man am besten Reisestationen für die Brüder, welche für die Sache des Reiches Gottes zu reisen haben, errichten könnte, damit dabei nicht so viel Geld verreist werde.

Aber nicht allein nach den Heidenländern hin plante Spittler solche Straßenbauten oder Reisestationen, sondern auch durch die vielfach heidnische Christenheit hin sollte für die Friedensboten Weg und Bahn gemacht werden nach dem prophetischen Wort Jes. 57, 14;

62, 10 (Machet Bahn! machet Bahn!). So suchte er in den vierziger Jahren einen Fonds zu sammeln für die Reisekosten tüchtiger, gläubiger, theologisch gebildeter Prediger, welche sich dazu hergeben würden, von Zeit zu Zeit, teilweise zu eigener Erholung, vor allem aber um dem Reiche Gottes zu dienen, Reisen zu unternehmen in solche Gegenden, wo nur rationalistische Geistliche sich finden, und daselbst Gastpredigten zu halten, wo event. Missionsprediger nicht so leicht Zutritt finden würden. Er schreibt darüber an seinen Freund Pfarrer Werner: „Schon oft beschäftigte mich der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, daß auch Missionare oder Reiseprediger unter die Christenheit gesandt werden könnten. Wenn mehrere tüchtige Prediger sich dazu hergeben würden, von Zeit zu Zeit diese und jene Gegend zu bereisen und Gastpredigten zu halten, und wenn man ihnen dabei, da die meisten wohl nicht reich sind, eine kleine Unterstützung zusagen würde; da sollte sich dann eine kleine Reiseprediger-kommission bilden, wie wir eine Kolportage-kommission haben, welche die Prediger zu zweckmäßigen Reisen einladen und ihnen das nötige Geld dazu geben würde. Mit unserem Inspektor sprach ich darüber, er ist ganz für die Sache und will Mitglied der Kommission sein und auch Vorschläge zu Reisen machen. Auf diese Weise könnte in der Stille mit Gottes Beistand viel geschehen, und wäre nichts auffallendes dabei, weil jeder Prediger wieder in seinen Beruf zurücktritt und seine Reise nur als eine Erholungsreise erscheinen würde. Manche Rationalisten würden kein Bedenken tragen, einen solchen Reisenden einmal eine Gastpredigt halten zu lassen, was er einem Missionsprediger nicht so gerne erlauben würde. Zum Kassier bei dieser Kommission möchte ich die Herren Merian und Bischoff bitten, und zu weiteren Mitgliedern die Herren Oberst-helfer Linder, Pfarrer Legrand, Pfarrer Stockmeyer und unsern Inspektor (Hoffmann), — was halten Sie davon? Wollen Sie nicht auch beitreten? Halten Sie aber nichts darauf, so sagen Sie mir's offen und frei! Das Ganze würde, wie die Kolportage, unter der Missions-komitee stehen, um dadurch einen festen Haltpunkt zu erlangen. Da viel auf Gastfreundschaft zu hoffen ist und die Prediger doch wohl nicht vornehm reisen würden, sondern hoffentlich im Pilgermissions-sinn, so könnten die Kosten nicht hoch sein."

Aus seiner Korrespondenz geht deutlich hervor, daß solche Projekte nicht bloß vorübergehende Gedanken des ideenreichen Mannes

Spittler waren, sondern daß er die Sache stets bei sich fortbewegte, mit Freunden vielfach beriet und in der verschiedensten Weise Hand anlegte, die Pläne zur Ausführung zu bringen, und überaus erfreut war, wenn hie und da die Sache Anklang fand, oder zu der Ausführung sich Mittel und Wege zu bieten schienen. So schrieb er im Oktober 1843 an Pfarrer Werner voll Lob und Dank: „Wie wunderbar erweckt der HErr das Interesse für seine Sache! Ein Mann in Augsburg hörte Zaremba reden und wurde davon so ergriffen, daß er tausend Gulden gab für reisende Missionsprediger, da er dringend wünsche, solche Reisen möchten immer fortgesetzt werden. So leitet der HErr die Herzen der Menschen wie Wasserbäche!" Auch werden wir später sehen, daß diese Gedanken und Pläne eigentlich den gesunden Keim bildeten für die spätere Entwicklung der Inneren Mission in dieser Richtung.

Noch müssen wir eines Straßenbauprojekts erwähnen, dessen Durchführung Spittler später wohl am meisten beschäftigte und eine Zeitlang auch trotz vielfacher Anfechtung von den verschiedensten Seiten und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem Projekt entgegenstellten, wunderbar gelingen zu wollen schien, hernach aber leider scheiterte an den ungeheuren Geldopfern, die es erforderte. Wir meinen die sogenannte Apostelstraße zwischen Jerusalem und Gondar. Wir werden seinerzeit auf dieses merkwürdige Projekt zurückkommen, bemerken aber hier schon, daß heute, wo die Verhältnisse des Orients um ein Beträchtliches klarer geworden sind, von Sachverständigen, ja selbst von bedeutenden Politikern die Überzeugung ausgesprochen wird, daß wenn damals Spittler in jenem wirklich großartigen Projekt von seiten der Christenheit Unterstützung gefunden hätte, viel Elend und Not und Opfer an Menschenleben und Geld erspart worden und man wohl in der Christianisierung und Civilisierung Afrikas einen guten Schritt weiter gekommen wäre. Haben doch die Vorgänge der letzten Jahre, insbesondere der höchst traurige Ausgang des englischen Feldzugs nach dem Sudan, der mit dem Heldentod des edlen General Gordon sein tragisches Ende erreichte, und die verschiedensten Mißerfolge europäischer Waffen auf afrikanischem Boden deutlich gezeigt, daß gegen die furchtbare Macht des Heidentums und gegen die entsetzlichen Greuel barbarischer Völker auch die höchstentwickelte Kultur und die raffinierteste Kriegsführung erfolglos bleiben, und nur die Kraft des Wortes Gottes,

welches durch das Werk der Mission in diese Länder hineingetragen wird, im stande ist, die Länder und Herzen der Völker aufzuschließen und bleibenden Sieg davon zu tragen.

Aufs engste zusammenhängend mit diesen Projekten tauchte in jener Zeit, vornämlich in den Jahren 1831 und folgenden in Spittlers Geist seine erste bestimmte Pilgermissionsidee auf, welche ihn von jetzt an fast ununterbrochen beschäftigte und in seiner Lieblingsanstalt, der heute in so schöner Blüthe stehenden Pilgermission auf St. Chrischona und so manchen von derselben ausgegangenen Werken der Liebe und des Glaubens eine würdige Verwirklichung fand. Im Grunde waren Spittlers Prinzipien dabei dieselben, wie er sie schon bei Gründung des Missionsinstituts im Jahr 1815 im Auge gehabt und den Brüdern dargelegt hatte. Dieselben wurden jedoch damals durch die Gegenvorschläge des vorsichtig überlegenden Blumhardt, welche sich besonders auf Dr. Steinkopfs Urteil und englische Muster stützten, aus dem Feld geschlagen und kamen jetzt erst wieder zur Geltung, als es sich um die Gründung der Pilgermission handelte. Längst war es ja das brennende Verlangen Spittlers gewesen, das Wort Gottes so reichlich als möglich, namentlich auch unter dem katholischen Volk zu verbreiten. Dazu sollte kommen, daß christliche Handwerker, welche nach diesem Wort Gottes lebten, durch Wort und Wandel und Verbreitung guter Schriften unter der katholischen Bevölkerung ihr Licht leuchten ließen.

Im Jahr 1827 machte Spittler den ersten Versuch von Pilgermission, indem er junge Handwerker aus dem Basler Jünglingsverein veranlaßte, nach Frankreich, Belgien und Österreich zu ziehen und, wo ihnen der HErr Gelegenheit dazu gebe, auf ihrem Beruf treu zu arbeiten, auch daneben mit den Leuten, mit denen sie in Berührung kämen, von dem Heil in Christo Jesu zu reden und, wo es angehe, Traktate, Bibeln und Neue Testamente zu verbreiten. Wir haben oben gesehen, wie Spittler bei dieser Arbeit in De Valenti eine Zeitlang einen verständnisvollen Gehilfen und Freund fand, der den Begriff einer Pilgermissionsthätigkeit mit solcher Begeisterung erfaßte, daß er nach und nach verschiedenen Arbeiten im Reich Gottes, bei denen er sich beteiligte, und verschiedenen Orten, wo dieselben getrieben wurden, mit Vorliebe den Namen „Pilger" vorsetzte, was auf Einfachheit und Niedrigkeit hindeuten sollte, in der das Werk des HErrn allenthalben getrieben werden soll. Und das war denn

auch ganz Spittlers Sinn und Wunsch. Arm und klein und mit dem steten Bewußtsein der Fremdlingschaft auf dieser Erde sollten alle, die in diese Sache eintreten wollten, für den HErrn arbeiten und zu dem geringsten Dienst im Reich Gottes bereit sein.

Es wurde schon in den ersten Jahren dieser Art von Pilgermissionsarbeit manches Gute gewirkt und besonders in Wien und in anderen Städten Österreichs Seelen für den HErrn gewonnen und das Verlangen nach dem Wort Gottes geweckt und genährt. Aber auch Verfolgung blieb nicht aus, worüber besonders die glaubensmutigen Brüder Ankele und Mühlhäuser, beides geborene Würtemberger und Mitglieder des Basler Jünglingsvereins, welche in Österreich in großem Segen wirkten, aber in der Folge in Gefangenschaft gerieten und später des Landes verwiesen wurden, interessante Berichte an Spittler erstatteten. Ebenso schrieb ihm schon im Jahr 1824 ein gewisser gottesfürchtiger Maler Prestele, welcher sich in München aufhielt und dort Neue Testamente und Goßner'sche Schriften in seiner meist katholischen Umgebung verbreitete, daß er allerlei Verfolgung zu erdulden habe, daß ihm die Schriften von der Polizei konfisciert worden seien und ihm selbst Stadtverweisung angedroht worden sei. Doch konnte er ihm zwei Jahre darauf günstigere Nachricht geben. Er machte unter anderem die Bekanntschaft des Professor Krafft in Erlangen, in welchem er einen vorzüglichen Jünger Jesu kennen lernte, der durch ihn von der Griechensache hörte und sofort daran ging, auch einen solchen Verein zu gründen in München und Gaben für diese Sache zu sammeln. Im Jahr 1829 berichtete derselbe an Spittler von einer zahlreich besuchten Versammlung, an welcher Pfarrer Bomhardt von Augsburg, Professor Schubert und Professor Schnorr sich beteiligten. Bald darauf spricht er seine Freude aus über das Projekt Spittlers, in Deutschland umher Stationen zur Aufnahme von Sendboten der Pilgermission zu errichten und erklärte sich selbst bereit, in seinem Hause jeder Zeit solche Pilger aufzunehmen und zu bewirten. Als weitere Station empfiehlt er das Haus eines christlich gesinnten Postmeisters in Schwabhausen, zwischen München und Augsburg, der gleichfalls gern herberge.

Im Jahr 1831 schreibt Spittler an seinen Freund Köllner in Sitzenkirch über ein ehemaliges Mitglied des Basler Jünglingsvereins: „Haller arbeitet bei München unter zehn katholischen Gesellen, die ihn lieben und achten. Wie viel könnten doch unsere jungen

Handwerker für den HErrn wirken und Ihm Seelen gewinnen, wenn sie auf ähnliche Weise sich gebrauchen lassen wollten!"

So kam in ihm immer bestimmter der Plan zur Reife, christlich gesinnten jungen Leuten, welche gesonnen wären in die Fremde hinauszuziehen und dort nicht allein in ihrem irdischen Beruf tüchtig zu werden und ihr tägliches Brot zu erwerben mit ihrer Hände Arbeit, sondern auch, wo es irgend möglich wäre, dem HErrn zu dienen wie ein Paulus, zuvor einen guten biblischen Unterricht und damit einen Schatz des Wortes ins Gedächtnis und Herz zu geben, aus welchem sie ohne Scheu ihren Mitmenschen aus Liebe zum HErrn in aller Einfalt und Bescheidenheit, aber im Vertrauen auf den Befehl und die Verheißung des HErrn 1 Tim. 4, 12. 13; Luk. 12, 8. 12; Röm. 10, 9. 10 reichlich mitteilen könnten. Auch der einfachste Bruder, meinte Spittler, könnte ja so, wenn er nur eine warme Liebe zu Jesu habe, seine Verwendung finden und als „Pilger" zu den geringsten Diensten im Reich Gottes sich gebrauchen lassen. Wie manchen jungen Mann lernte damals schon Spittler kennen, der aus inniger Liebe zu seinem Heiland sich bereit zeigte, für die Sache des Reiches Gottes etwas zu thun, und doch konnte er in die Missionsanstalt nicht aufgenommen werden, weil ihm die nötige Begabung fehlte, den für diese Anstalt vorbereitenden Studiengang zu durchlaufen. Auch solchen Leuten wünschte Spittler Gelegenheit zur Arbeit im Reich Gottes zu verschaffen und ihnen womöglich eine einfache aber gründliche biblische Vorbereitung zukommen zu lassen.

Allein er war mit diesen Gedanken auf Geduld und aufs Warten angewiesen, und von manchen seiner Freunde, denen er seine Pläne auseinander setzte, erhielt er etwa folgenden Bescheid (von Friedrich Legrand in Foudan, 1836): „Die Pilgermission ist eine schöne Idee, aber die Bildung der dazu erforderlichen Handwerksbursche, ohne daß ihre Seelen dabei Schaden leiden, begreife ich nicht. Insofern sie nicht ihren Beruf dabei treiben, geraten gewiß die meisten in unerträglichen geistlichen Stolz, der nicht mehr auszurotten ist." Es war im Jahr 1826, als ein junger Mann aus Thüringen, Namens Denner, bei Spittler eintrat und bei ihm gastliche Aufnahme fand. Derselbe war auf einer Kollektenreise begriffen für die bekannte Erziehungsanstalt des edlen Legationsrat Johannes Falk in Weimar. Dieser hatte nach der Schlacht bei Leipzig (1813), ergriffen von dem furchtbaren Elend, das er um

sich sah, Knaben und Jünglinge in großer Zahl gesammelt, um sie zu Christen und brauchbaren Menschen zu erziehen (vergl. Thiersch: Zellers Leben pag. 182). Dieses Werk hatte der HErr wunderbar gesegnet, und in der von ihm gegründeten Anstalt hatten viele arme und verlassene Kinder Aufnahme gefunden und waren zu einem ihren Fähigkeiten angemessenen Beruf ausgebildet worden. Auch Denner, der Sohn eines armen Leinewebers aus dem Weimarschen, hatte hier in seinem 16. Jahr liebevolle Aufnahme gefunden, wo er anfangs als Falks Schreiber Beschäftigung fand, von diesem mit besonderer Liebe behandelt und von seinen menschenfreundlichen Ideen ergriffen und durchdrungen wurde, aber leider seine Sehnsucht, weiteren Unterricht zu erhalten, nicht stillen konnte. Falk suchte ihn eben für seine Anstalt, bei der er ihm mehr und mehr behilflich werden sollte, brauchbar zu machen und ihm Menschenkenntnis und Lebenserfahrung zu verschaffen, und übertrug ihm, als einem seiner vertrautesten Schüler, die Ausführung einer Reise durch Deutschland, teils um Subskribenten zu sammeln für ein von Falk herausgegebenes Werk, teils um der Anstalt neue Freunde und Beförderer zu erwecken. Im Jahr 1825 mußte Denner eine zweite Reise nach Holland antreten zu demselben Zweck, und der HErr segnete diese Reise. Ehe er von derselben zurückkehrte, erlag in Weimar Johannes Falk am 26. Februar 1826 einer schweren Krankheit. Denner kehrte nun nach Weimar zurück traurig und unschlüssig was er nun thun solle. Seinen heißen Wunsch noch Theologie zu studieren unterdrückte er im Blick auf das Werk, für welches er bisher gearbeitet und Freunde zu gewinnen gesucht hatte, und beschloß so bald als möglich eine dritte Reise für die Anstalt anzutreten, und zwar durch Bayern, Würtemberg und die Schweiz zu reisen. Nachdem er Bayern und Würtemberg durchwandert, gelangte er über Schaffhausen und Beuggen nach Basel. Hier wandte er sich zuerst an Spittler und erfuhr bei demselben die liebevollste und teilnehmendste Aufnahme und Beratung. Über Spittler äußerte er sich selbst also: „Spittler ist ein wunderbarer Mann, der unter dem Schein der Einfalt große Weisheit und weit aussehende Pläne zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden verbirgt, welchem blühende Anstalten, deren Idee er Jahre lang im Stillen mit sich herumtrug, ihre erste Entstehung verdanken, und der, sobald in andern die Sache geweckt und zur Ausführung gekommen ist, sich wieder in seine Klause zurückzieht, als wäre nichts

geschehen und er kaum dabei beteiligt. Er war in der Hand Gottes auch das Werkzeug, durch welches mir eine Thür geöffnet wurde, in welche ich eintreten konnte, um den Versuch zu machen, ob ein zwanzigjähriger Jüngling auch noch den wissenschaftlichen Forderungen der Zeit genügen und Theologie studieren könne." So gesegnet nämlich seine Wirksamkeit auf dieser dritten Reise für das Falk'sche Institut auch war, so konnte Denner den Wunsch, Theologie zu studieren, nicht ganz unterdrücken; und als ihn eines Tags Spittler fragte, ob er beabsichtige beim Falk'schen Institut stets zu bleiben, eröffnete er ihm, daß er des Reisens herzlich müde sei und gern den Versuch machte, Theologie noch zu studieren. Da war denn Spittler gleich bereit Hand zu bieten. Er riet ihm dann auf seiner Rückreise seinen Schwager, Dekan Bahnmaier, an den er ihm Empfehlungen mitgab, in Kirchheim u. Teck zu besuchen, welcher ihm gewiß gern den nötigen Rat und Wegweisung geben würde. Und so geschah es. Denner vollendete seine Reise durch die Schweiz, traf im September in Kirchheim u. Teck ein und fand dort die liebevollste Aufnahme und den Rat, sobald als möglich nach Erledigung seiner Geschäfte in Weimar nach Kirchheim zurückzukehren, um nun mit Eifer die vorbereitenden Studien zu beginnen. Von nun an waren Spittler und Bahnmaier unablässig thätig, für Denners Ausbildung zu sorgen, wobei Spittler treulich für Aufbringung der Studienkosten sorgte, während Bahnmaier Denner durch seine gastfreundliche Aufnahme und treue Nachhilfe und Beratung im Dekanathaus zu Kirchheim eine zweite Heimat bereitete, wofür sich Denner selbst durch seine große Treue und Fleiß dankbar erzeigte. Bahnmaier urteilte einmal in einem Brief an Spittler über Denner also: „Denner macht mächtige Fortschritte in den Sprachen und allen übrigen Fächern. Er ist ein eigentümliches Sprach- und Geschichtsgenie. Was er zweimal gelesen hat, kann er wörtlich auswendig." Mit unglaublichem Eifer und Beharrlichkeit arbeitete sich Denner durch die größten Schwierigkeiten hindurch, bis es ihm der HErr gelingen ließ, eine Prüfung nach der anderen glücklich zu bestehen und ein tüchtiger Theolog und ein eifriger, treuer Seelsorger zu werden, als welcher er in großem Segen in mehreren württembergischen Gemeinden wirkte. (Vergl. darüber sein Leben, herausgegeben von Dr. Merz, 1860).

In ähnlicher Weise wie für Denner war Spittler um dieselbe

Zeit für einen anderen sehr talentvollen jungen Mann väterlich besorgt, den der HErr ihm unerwartet ins Haus geführt hatte. Ein gewisser junger Lehramtskandidat Dieterle aus Würtemberg hatte sich in großer äußerer und innerer Not an Spittler gewandt und bei ihm Trost und liebende Aufnahme gefunden. Er durfte längere Zeit Spittler in seiner Korrespondenz beistehen, worin er eine musterhafte Umsicht und Tüchtigkeit bewies. In der Folge erhielt er durch Spittlers Vermittlung eine anfangs zwar untergeordnete, aber für seine innere Entwicklung förderliche Schulstelle in Würtemberg und wirkte nachher als trefflicher und besonders in christlichen Kreisen hochgeschätzter Lehrer an verschiedenen größeren Gemeinden mit großem Segen und durfte besonders auch an seinen Kindern, bei denen Spittler zum Teil Patenstelle übernommen hatte, viel Freude und Gottes reichen Segen erfahren. Er blieb mit Spittler lebenslänglich in rührender Weise dankbar verbunden, wie aus seiner reichen Korrespondenz mit Spittler in den Jahren 1828 bis 1862 hervorgeht, welche von wunderbaren Lebensführungen und Gnadenerweisungen des HErrn gegen diejenigen, die sich an Ihn halten, überaus viele und schöne Züge enthält.

Zu dieser stillen aber vielseitigen Arbeit, besonders aber mit Rücksicht auf seine Pilgermissionsbestrebungen, erhielt Spittler manche liebliche Ermunterung und Zustimmung von gar verschiedenen Seiten. Unter den zahlreichen Zuschriften erwähnen wir hier nur noch ein Briefchen aus dem Jahr 1830 von der Hand der bekannten Louise Lavater, welche unter anderem schreibt: „Eine lange gewichtige Zeit ist hingeschwunden, seit ich im Jahr 1811 das Vergnügen hatte, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Aber seither habe ich mich oft herzlich gefreut, wenn ich inne wurde, auf wie mannigfache Weise Sie vom HErrn als sein Werkzeug für sein Reich gebraucht werden. Sie, verehrter Freund in dem HErrn, bleiben ja gerne in seinem Dienst, wenn auch das Tagewerk immer schwieriger wird. Unter dem Schatten seiner Flügel ruht man sich einst wieder aus von des Tages Last und Hitze."

Ja auch für Spittler wurde das Tagwerk nicht leichter, sondern immer ernster, aber auch immer gesegneter, wie uns der folgende Abschnitt zeigen wird.

12. Politische Stürme und ihre Folgen.

In dem mit jedem Jahr sich erweiternden Freundeskreis Spittlers stand ihm kaum einer brüderlich so nahe, wie der damalige Pfarrer und Professor der Theologie und nachmalige Antistes Geßner von Zürich. Auch mit ihm fand sich Spittler zum erstenmal zusammen auf dem Gebiet der Arbeit fürs Reich Gottes. Ohne eine solche Veranlassung würden beide Männer, welche so überaus verschieden waren in ihren äußeren Führungen und ihren Naturanlagen, einander kaum angezogen haben, indem auch ihre religiösen Anschauungen und der Standpunkt, von dem aus jeder die Verhältnisse beurteilte, damals sehr verschieden waren. Spittler, dessen christliche Liebe Männer von exclusiv konfessionellen Gesinnungen und Pietisten gleichmäßig umfaßte, ließ sich durch die streng kirchliche Richtung Geßners nicht abhalten in ein inniges brüderliches Verhältnis mit ihm zu treten, nachdem er sich einmal mit ihm auf dem gemeinsamen Boden der Begeisterung für die Sache des HErrn und den Glauben an Jesus Christus den Sohn Gottes geeinigt wußte. Wie wir aus der trefflichen Biographie Geßners, verfaßt von Dr. Finsler, vernehmen, stammte die Bekanntschaft dieser zwei Männer schon aus dem Anfang des Jahrhunderts. Sie standen früh in fleißiger Korrespondenz wegen allerlei christlicher Schriften und hatten auch gemeinsame Beziehungen zu den Freunden in London. Genauer wurden die gegenseitigen Beziehungen seit dem Jahr 1815 und 1816, nachdem Spittler seinen Freund Geßner, wie wir schon früher im siebenten Abschnitt (Beuggen) gesehen haben, für die Redaktion des Sonntagsblattes gewonnen hatte. Überaus fleißig aber wurde die Korrespondenz zwischen beiden Freunden gepflegt in den sturmbewegten Jahren 1830 bis 1832, wo infolge der Julirevolution, welche in Frankreich losgebrochen war, auch in der benachbarten Schweiz der Geist der Empörung eindrang und zugleich mit berechtigten Wünschen des oft mißbrauchten Volks die Forderungen eines gesetzlosen Radikalismus sich erhoben und in den verschiedensten Teilen des Landes Unruhen, Gewaltthaten und förmliche kriegerische Zustände hervorriefen. Die demokratisch gesinnte Landschaft von Basel erhob sich gegen die regierende Aristokratie der Stadt Basel, von der sie sich zu sehr bevormundet glaubte und erklärte sich von ihr frei;

wer dieser revolutionären Strömung sich nicht anschloß, dem wurde der Krieg erklärt.

Am 15. Dezember 1830 schrieb unter dem Eindruck dieser im Ausbruch begriffenen Stürme Spittler an Köllner in Sitzenkirch: „Herzlich freut es uns, daß Du und die Deinigen wohl, und der HErr Euch in so friedlicher Stille leben läßt, die leider in den jetzigen Tagen nicht bei uns anzutreffen ist. Doch mag es von außen auch noch so sehr stürmen, wenn nur Jesus im inneren Schifflein ruht, so haben wir uns nicht zu fürchten. Vom Einrücken des Landvolks und Thorschließen war vorerst nicht die Rede. An der neuen Verfassung wird thätig gearbeitet, und das Volk hat nun einen größeren Anteil an der Regierung als zuvor. Noch diesen Monat soll eine Tagsatzung in Bern gehalten werden wegen Besetzung der Grenzen; denn der Krieg im Allgemeinen scheint immer näher zu rücken, wenn anders die Revolution in Polen nicht wieder einen Stillstand macht. Das Kommen all dieser Ereignisse soll uns nicht überraschen; sie sind ja schriftmäßig; möchte nur das Anschließen an Ihn, den Friedensfürsten, desto ernster bei uns werden. Was die Unruhe noch mehr vergrößert, das sind die schrecklichen Lügen, die hin und her verbreitet werden. In Freiburg wurde ein gewaltiger Erdstoß verspürt! Auch diese Zeichen gehören zum Ganzen, sind aber nur denen wichtig, welche die rechten Ohren dafür haben."

Daß Spittler unter diesem mit jedem Tag sich steigernden Ansturm politischer Aufregungen und Erschütterungen seine stille Arbeit nicht vergaß, davon zeugt ein Brieflein, das er wenige Tage nach dem vorigen, am 20. Dezember 1830 an Dr. Barth in Möttlingen schrieb. Eine alte Kindsmagd nämlich, welche 12 Jahre im Spittlerschen Pfarrhaus in Wimsheim und Strümpfelbach gedient hatte, war im Jahr 1830 in Möttlingen gestorben. Sie hatte, wie Spittler wußte, oft betend und dankbar an seine seligen Eltern gedacht, die sie trotz mancher Schwachheit wegen ihrer Redlichkeit und Gottesfurcht mit Liebe und Geduld getragen hatten. Zum Andenken an diese alte treue Dienerin stiftete Spittler ein kleines Kapital und übergab es an Dr. Barth mit dem Wunsch, daß es gut angelegt werden sollte und von dessen Zinsen jährlich armen Kindern Bibeln und Testamente gegeben werden. Der Name des Stifters soll den Empfängern verschwiegen bleiben. Wenn Anlaß dazu sich biete, soll an junge Dienstboten mitgeteilt werden, wie der HErr auf

mannigfache Weise die Treue anerkenne, so z. B. habe der HErr Kinder längst verstorbener Eltern neuerdings zum Stiften eines Kapitals angetrieben im Andenken an die Dienste einer alten treuen Kindsmagd. Dies soll dienen zum guten Beispiel, zur Aufmunterung in der Treue und Gottesfurcht.

In den ersten Tagen des Jahres 1831, am 5. Januar, schrieb Spittler an Geßner, der inzwischen als Nachfolger von Antistes Heß zum ersten Pfarrer am Großmünster und Vorsteher der zürcherischen Geistlichkeit und Kirche gewählt worden war, nachdem er ihm zu seinem neuen Amte Glück gewünscht hatte, folgendes: „Wir befinden uns jetzt in leidiger Unruhe und großer Besorgnis eines Überfalls des Landvolks in die Stadt. Drei Thore sind verrammelt, nicht gegen einen auswärtigen Feind, sondern gegen die eigenen Landeskinder! Ist das nicht höchst traurig? Und zwar in einem Land, wo das Evangelium so reichlich und lauter verkündigt wird. Du hast Recht, daß kein Land strafbarer sei als das unsrige; und bei dem allem ist unser treuer Vater im Himmel doch noch so gnädig und barmherzig, und bewahrt vor vielem Unglück. Da die Schweiz jetzt so bewegt ist, und alle Gemüter von nichts als Politik erfüllt sind, so kam mir schon der Gedanke, ob es nicht auch eine wohlthätige und beruhigende Stimmung hervorbringen dürfte, wenn eine Art Hirtenbrief von Dir, dem hiesigen und Schaffhauser Antistes unterzeichnet unter dem Volk verbreitet würde, worin ihr, im Propheten- und Apostelton, als Knechte Gottes, die in seinem Dienst grau geworden, dem Volk ans Herz zu reden versuchtet. Der HErr wird euch gewiß nicht zu Schanden werden lassen und es euch ewiglich lohnen, wenn ihr unserem armen Schweizervolk auch auf diesem Wege die Augen öffnet und ihm saget, daß der Abfall von Christo an allem Jammer Schuld sei; und wo die Furcht vor Gott und seinem Wort weiche, auch die Furcht vor der Obrigkeit weiche. Es wird heutzutage so frei und ernst und unerschrocken für Menschensachen gesprochen und alles gewagt; soll denn dieses nicht viel mehr für Gottes Sache der Fall sein? Sollteſt Du im Gebet Freudigkeit zu dieser Sache bekommen, so ist eine kleine Gesellschaft hier bereit, alle Kosten des Drucks mit Freuden zu bezahlen. Mein Name aber bleibe dabei verschwiegen, sowie auch die Gesellschaft, damit die Sache nicht Verdacht erregt." Am 7. Januar berichtet Spittler an Geßner abermals: „Ein schrecklicher Geist der

Unruhe und Trennung hat das Landvolk ergriffen, und jeden Tag ist der Stadt der Überfall gedroht, so daß die meisten Thore verrammelt wurden und alle Bürger unter die Waffen sich zu begeben haben. Selbst unsere guten Missionszöglinge sah ich heute zum erstenmal mit Ober- und Untergewehr sich zu dem ihnen angewiesenen Hauptmann begeben. Das Herz möchte einem bluten. Doch herrscht in der Stadt gottlob Ruhe, Ordnung und Einigkeit, nur ist alles in banger Erwartung; sowie die Sturmglocken läuten, werden die auf den Wällen aufgestellten Kanonen gegen unsere Landsleute gerichtet. Möchte der HErr diesen Jammer verhüten und noch einmal Gnade geben! Der eifrige und furchtlose Diakonus Linder hat beiliegendes Schreiben an sein Mitkapitel projektiert, und unser würdiger Antistes hat sogleich ein Stadtkapitel zusammenberufen, das beschlossen hat, sogleich beiliegenden Hirtenbrief zu drucken und in der Stadt und auf dem Land auszubreiten. Der Verfasser ist der wackere Oberstthelfer Burckhardt. Alle Tage wird nun in der Martinskirche Betstunde gehalten und es strömt dazu eine große Schar herbei. Der HErr hat dies sichtbar gesegnet. Er wird alles wohl machen! — Denke, drei Geistliche waren verstockt genug, gegen diesen Kapitelschluß zu protestieren und dies zu Protokoll zu geben mit der Bemerkung, man mache sich lächerlich, da die Stadt ohnehin schon im Ausland als fromm verschrieen sei. Ists da ein Wunder, wenn des HErrn Gerichte ausbrechen? Wenn Lehrer so reden, was soll man von ihren Zuhörern erwarten? Ach, Er erbarme sich dieser Elenden und lasse sie auch noch zur Erkenntnis kommen! Solltest Du vom Geist getrieben werden, einen allgemeinen Hirtenbrief für das Schweizervolk zu schreiben und ausgehen zu lassen, so wird er gewiß für tausend Seelen ein Trost und Balsam werden; aber sprich als Prophet und schone der Sünden des Volks und seiner Oberen nicht! Thun wir Buße, auch nur ein Teil, so wird der HErr Einigkeit und Frieden geben!"

Auch an seinen Schwager Bahnmaier in Kirchheim gab Spittler in jenen Tagen Bericht über die schwierige Lage der Stadt Basel und erhielt von ihm folgenden schönen Trostbrief: „Liebe Geschwister! Psalm 91 (Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet ꝛc.). Als ich mitten im Predigtstudium durch Euern Brief die unerwartete Nachricht von der bei Euch ausgebrochenen Revolution erhielt, traten mir diese Worte so kräftig ans Herz, daß ich diesen Psalm zu

meinem Text wählte und mich und die Lieben um mich her dadurch aufrichtete: Warum ist der Fromme in keiner Lage des Lebens verzagt? Antwort: Er verlangt nichts als was der HErr will. Er begehret mein! Er kennet den HErrn, darum fürchtet er nicht die Menschen noch irgend eines seiner Geschöpfe. Er kennet meinen Namen. Er stärkt sich durch Verbindung mit dem HErrn im Gebet. Er ruft mich an und weiß, daß selbst der Tod nicht früher kommen kann als der HErr will, der auch vom Tod erretten kann. Ich will ihn herausreißen und ihm zeigen mein Heil! Diese Gottesworte halten uns aufrecht, es mag gehen wie es will. Sein Rat ist wunderbar, und Er führt alles herrlich hinaus!"

Je mehr die Not und Angst in der Stadt wuchs, desto eifriger war auch Spittler bemüht, seine Mitbürger zum treuen Zusammenhalten und zum Gottvertrauen aufzumuntern und zu thun, was in seinen Kräften stund, um auf die bevorstehende Gefahr sich vorzubereiten. Unter dem 14. Januar erließ er folgenden Aufruf an seine Mitbürger in Basel:

Einladung.

In den gegenwärtigen Tagen der Angst und Gefahr, wo Tausende unserer treuen Mitbürger wetteifern für die gute Sache, für die Wiederherstellung und Beschützung der gesetzlichen Ordnung, der Ruhe und des Friedens in unserem geliebten Vaterland, Gut und Blut aufzuopfern, wer sollte da nicht eilen, mit Freuden zu thun, was nur immer in seinen Kräften steht! Damit nun auch diejenigen redlichen Bürger und Einwohner, welche außer Stand sind, Summen Gelder zu unterzeichnen, oder die Waffen zu tragen, dennoch ihre thätige Teilnahme an den Tag legen können, so hat ein freiwilliger Verein sich gebildet, der jedes Scherflein, es mag größer oder kleiner sein, durch die Endesunterzeichneten mit herzlichem Dank annimmt, und so oft er 100 Franken beisammen hat, alsbald auf das Rathaus abliefern wird. Sollten die Beiträge reichlich genug fallen, so würde man auch einen Teil derselben zur Unterstützung Verunglückter zu Land und Stadt verwenden. Der HErr, in dessen allmächtiger Hand wir stehen, segne alle Vaterlandsfreunde und lasse uns nicht müde werden im Kampf gegen das Böse und im Ringen nach dem Guten!"

Mitunterzeichnet waren dabei:
Pfarrer Von Brunn, Bernh. Socin-Heusler, Conrektor La Roche, Waisenprediger Braun, Kandidat Karl Brenner und C. F. Spittler.

In Zürich hatte Geßner in dieser Zeit, wo die Revolution auch eine gänzliche Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse mit sich führte, keinen leichten Stand; war er doch von Jugend auf mehr aristokratisch als demokratisch gesinnt und fürchtete mit der Verdrängung der Aristokratie in Zürich das Eindringen eines verderblichen Geistes in die Kirche. Selbstverständlich nahm er regen Anteil an der Neugestaltung der kirchlichen Organisation, womit der Große Rat die Synode beauftragte, und mahnte seine Amtsbrüder, bei aller Entschiedenheit und Treue im Amt, doch in den öffentlichen Vorträgen und Predigten die Politik möglichst aus dem Spiel zu lassen oder wenigstens mit der nötigen Zartheit zu berühren, desto mehr aber auf den großen, ernsten Gang der göttlichen Regierung hinzuweisen.

Spittler gegenüber äußerte er sich damals brieflich öfters darüber, daß ihm besonders bei seinem vorgerückten Alter mit den neuen komplizierten Geschäftsverhältnissen, in welche ihn sein Amt jetzt hineinversetzte, sein Beruf immer beschwerlicher werde. Als er in einem solchen Schreiben einst wehmütig über die Abnahme seines Gehörs geklagt hatte, übersandte ihm Spittler schleunigst ein Fläschchen Gehöröl mit der zuversichtlichen Hoffnung, der HErr werde ihm dessen Gebrauch segnen.

Im August 1831 schreibt Spittler an Geßner unter anderem: „Wir durchleben stürmische Zeiten in unserem Kanton. Der HErr hält Gericht zu Stadt und Land 2c. Nur ein Mittel kann uns helfen, und das ist die Buße! Die aufgeklärte Welt aber will davon nichts wissen, bis ihr einst mit Schrecken die Augen aufgehen werden." — An Köllner in Sitzenkirch schrieb er einige Wochen später: „Es ist klar, daß wir so bald nicht zu einer eigentlichen Ruhe kommen werden; die Gemüter sind zu sehr gegen einander erbittert. Es hat wohl auch sein Gutes, wir werden dann nicht so schnell wieder sicher und leichtsinnig." Gleichzeitig meldet er ihm, daß aus Wien gegen 60,000 Menschen ausgewiesen worden seien wegen der immer näher rückenden Cholera, daher die Straßen von Auswanderern bedeckt seien. „Auch hier," fährt er fort, „fängt man an Anstalten gegen diese schreckliche Krankheit zu treffen, La-

zarete sollen präpariert werden. — Die Anstalt in Beuggen soll zum erstenmal visitiert werden vom gemeinschaftlichen Amt und Dekanat in Säckingen und Lörrach. Zeller ist bereit und fürchtet nichts."

Inzwischen hatte die Revolutionspartei der Landschaft in Liestal aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung eingesetzt und war gegen verschiedene Beamte und namentlich Geistliche der Landschaft gewaltthätig vorgegangen. Von der Stadt Basel wurde nun dagegen einerseits energischer eingeschritten, um den Aufruhr zu dämmen, und die provisorische Regierung verjagt, andererseits aber auch die Hand geboten zu einer neuen Verfassung, in welcher der Landschaft größere Rechte eingeräumt wurden. Allein die gemachten Zugeständnisse genügten der aufgeregten Partei nicht, es wurden immer neue und weiter gehende Ansprüche gemacht, welche nun einen zweijährigen Kampf herbeiführten, der im Jahr 1833 zur völligen Ablösung der Landschaft von der Stadt Basel führte. Während dieses leidigen Bruderkriegs traten sehr traurige Zustände der Anarchie in manchen Gegenden der Landschaft ein. Da verschiedene Gemeinden, welche von der Stadt Basel entfernt gelegen waren, der bisherigen Regierung treu geblieben waren, wurden sie vielfach von der Revolutionspartei bedrängt und auf alle mögliche Weise bedroht. Einzelne Orte wurden sogar beraubt und in Brand gesteckt; und als sich eine Anzahl Geistliche weigerten, den von der Regierung in Liestal ihnen diktierten Befehlen nachzukommen, wurden sie aus ihren Gemeinden vertrieben. Diese Männer fanden großenteils in Basel eine Zufluchtsstätte und wurden dieser Stadt durch ihre vielfach freiwillige Arbeit in allen möglichen Werken der Liebe zu großem Segen.

Im April 1832 schrieb Spittler an seinen Freund Köllner in Sitzenkirch: „Noch immer haben wir politische Stürme durchzukämpfen. Es wird stark von Trennung zwischen Land und Stadt gesprochen. Basel hat in der Stadt selbst noch wenig erfahren, aber um so mehr unsere Brüder auf dem Land. Wir müssen mit ihnen manches teilen. Tüllingen ist jetzt ein wackerer Vorposten, und in Beuggen ist ja längst eine Festung angelegt, die Gott immer fester machen wolle, damit ihre Kugeln in allen Landen den Feinden des Reiches Jesu Schaden bringen."

Am 9. Juli 1832 schreibt er an denselben (Köllner): „Politisch haben wir noch immer viel Unordnung. Basel bildet ein Miniaturgemälde für den Zustand des gesamten Europa. Volkssouveränität,

d. h. Unstrafbarkeit des rasenden Pöbels, die rasenden Demagogen an der Spitze ꝛc., das ist die Losung. Neulich hat ein solcher Demagoge an der Spitze eines solchen würdigen Haufens einen Freiheitsbaum errichtet, dessen Dekoration aus dem Pfarrgarten gestohlen worden war. Als der Baum stand, kniete der Souverain vor dem Baum nieder, tanzte sodann um ihn herum und die souveraine Schar folgte ihm."

Am 22. März 1833 berichtet Spittler seinem Freund Köllner von der Gründung des „Christlichen Volksboten" durch mehrere der vertriebenen Pfarrer, Bernoulli, Burckhardt, Linder und Sarasin, und fügt bei: „Gottlob, so weiß der HErr immer in den schlimmsten Zeiten wieder Gutes zu erwecken." Dieser christliche Volksbote hatte zunächst den Zweck, wie uns in dem schönen Lebensgang Sarasins von Sohneshand berichtet wird (Volksbotenkalender 1886), die vertriebenen Seelsorger mit ihren treuen Gemeinden in Verbindung zu erhalten, fand aber bald einen weiteren und gesegneten Wirkungskreis durch die unermüdliche Thätigkeit seines in aller Stille für das Reich Gottes fortwirkenden alleinigen Herausgebers, Sarasin, der dieses beliebte Blatt 42 Jahre lang mit seltener Treue fortführte. Pfarrer Preiswerk lieferte dafür längere Zeit die politischen Artikel. Beide waren gleichfalls mit Spittler sehr nahe befreundet. Preiswerk war ein reichbegabter Theolog und seit 1830 in Muttenz angestellt gewesen. Er suchte nach seiner Vertreibung im Jahr 1833 zuerst als Lehrer der alttestamentlichen Sprache und Exegese in Genf ein Unterkommen am dortigen Predigerseminar, kehrte aber später, besonders auf Veranlassung Spittlers nach Basel zurück, wo er sich wissenschaftlichen Arbeiten widmete und daneben auf Spittlers Wunsch die Erbauungsstunde in der Martinskirche hielt, die ihm nach und nach den Weg bahnte in den regelmäßigen Kirchendienst in Basel. Anfangs hatte er als Gemeindehelfer manche Glaubensproben zu bestehen, bis er später als Hauptpfarrer bei St. Leonhard und 1859 als Antistes die allgemeinste Anerkennung und Verehrung fand. Als Antistes wirkte er mit seltener Begabung und unter großem Segen bis ins Jahr 1871 als treuer Zeuge in seiner Gemeinde (vergl. seine Biographie: Zweige eines Stammes, pag. 11 ff.)

Zu den eifrigsten und mutigsten Geistlichen der Landschaft, welche ihrer bisherigen Obrigkeit treu blieben, gehörte der treffliche Pfarrer Linder von Zyfen, später Oberstthelfer in Basel, dessen

interessanten und vielbewegten Lebensgang sein Sohn eingehend geschildert hat. Mit ihm stand Spittler schon seit dem Jahr 1813 in Korrespondenz, wie wir schon oben gesehen haben (Abschnitt 8) aus Veranlassung der Griechensache. Ihm hatte Spittler im Jahr 1830 geklagt über Mangel an guten Aufsätzen für die „Sammlungen." Damals schon entwickelte Linder in einem Brief an Spittler den weitsichtigen Plan, eine Zeitung zu gründen, welche die Weltbegebenheiten wie auch die Reichsgottesarbeiten verständlich für das Landvolk bespräche, womit er das Programm für den später gegründeten Volksboten gab. Linder schrieb damals einen überaus geistvollen, interessanten Aufsatz über die Basler Angelenheit und sandte ihn als Manuskript (32 Seiten in Quart) an Spittler, der ihn in den christlichen Kreisen cirkulieren ließ und teilweise in den Sammlungen verwendete. Über die Revolution stellte Linder folgende Thesen auf:

I. Jede bestehende Ordnung ist von Gott; ihr muß man gehorchen, zuletzt auch um Gewissens willen.

II. Jede Revolution ist vom Teufel.

III. Gott läßt sie zur Strafe zu.

IV. Sein Reich gewinnt immer dabei, was auch sonst äußerlich vorgehen mag.

Als Spittler in einem späteren Brief Linder um seine Ansicht fragte, ob er etwa Dr. De Valenti als Redakteur der projektierten Zeitschrift für geeignet hielte, äußerte Linder folgende Bedenken:

„1. Kennt man ihn zu wenig.

2. Könnte sein Name der Sache schaden.

3. Seine Gelehrsamkeit, sein lebendiger Witz, seine regsame Phantasie könnte ihn in allem zu weit führen und uns große Not machen; auch polemisiert er in seinen Schriften zu viel. Doch, fügt er bei, habe ich in meiner Unterhaltung mit ihm neulich mehr Demut gefunden als bei mir."

Spittler und De Valenti waren um jene Zeit von Professor De Wette wegen einer öffentlichen Kundgebung scharf und unwürdig angegriffen worden, und Spittler hatte Linder wiederholt gebeten, De Wette deshalb eine schriftliche Rüge zugehen zu lassen. Darauf schrieb Linder an Spittler unter anderem: „Habt ihr nicht gelesen, daß Nathan nicht ging bis ihn der HErr zu David sandte, daß das erst viele Monate nach dem Sündenfall geschah! Seid ihr im Rate

der Wächter? Wisset ihr des HErrn Zeit? Erkennet ihr nicht, daß man in seinem Sinn nicht nur die Jahre, sondern auch die Tage (Joh. 6, 6), ja selbst die Viertelstunden (Joh. 2, 4) abwarten muß, bis es heißt: jetzt! O liebe Brüder! wisset ihr all die Kämpfe, die es mich schon gekostet hat zu schweigen? Kennet ihr die merkwürdige Weise, wie mir der HErr bei Anlässen selbst die Finger auf den Mund gelegt hat? Ich habe heute, merkwürdig genug, von einem achtbaren Landgroßrat einen Brief erhalten, mit der Aufforderung für das mit totaler Trennung bedrohte Land das Wort zu nehmen. Ich weiß nichts zu thun als diesen Brief vor dem HErrn auszubreiten und zu sagen: Ich will Dich fragen, lehre mich! Du hast recht mit dem Zeugnis; man muß aber doch in seinem Herzen Erlaubnis dazu haben. An Lust fehlt es mir gar nicht; aber wo der HErr so laut redet, muß man doch seiner Sache gewiß sein. Glaubst Du nicht, daß zwanzig für einen sind, die täglich rufen: HErr, wie wenn ich liefe! Aber, lieber Bruder, laß Dir auch Geduld schenken! Es ist mit dem Sagen auch nicht alles gemacht; immerhin aber magst Du mit uns beten: HErr, öffne deinen Dienern zur rechten Zeit den Mund!"

Am 3. Januar 1833 gab Spittler mit bewegtem Herzen seinem Freund Köllner Bericht über den seligen Heimgang einer treuen frommen Dienstmagd im Missionshaus und fügt bei: „So wird endlich auch unser Stündlein schlagen. Ach, daß der HErr uns stets wachend und betend erhalten möge!" Etwas später (März 1833) berichtet er ihm über den guten Fortgang einer von ihm veranstalteten Sammlung für die von den Tscherkessen geraubten Kinder im Kaukasus: „Wie doch der HErr das Schreien der Waisen erhört!" Eine andere Sammlung für einen armen Waldenser Schullehrer Beneche hatte gleichfalls einen erfreulichen Fortgang. Am 4. August 1833 gibt er Köllner einen interessanten Bericht über einen Kampf zwischen den Baslern mit den Landschäftlern, der für die Basler unglücklich ausfiel. Die damalige Niederlage der Basler Truppen war für viele angesehene Basler Familien eine überaus schmerzliche, sofern viele davon ihre Angehörigen durch den Tod verloren; und die Folge war die endgültige Trennung zwischen Landschaft und Stadt Basel. Ein Schiedsgericht besorgte die Teilung des Staatsvermögens. Selbst das Korporationsgut der Universität wurde nach der Kopfzahl geteilt und dadurch die Fortexistenz der Universität

stark in Frage gestellt, aber durch die Konstituierung der akademischen Gesellschaft gerettet und gewissermaßen neu gegründet. Basel selbst erhielt nun eine neue Verfassung, die im Wesentlichen heute noch besteht.

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einigen Worten Linders, die wir einem längeren Aufsatz entnehmen, den derselbe damals Spittler zusandte („Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit") und der von Spittler in die Sammlungen aufgenommen wurde: „Unter wahren Christen, die dem Worte Gottes unbedingt Glauben schenken, kann kein Streit darüber sein, daß die aufrührerischen Bewegungen in der Welt aus dem Unglauben und der Selbstsucht entsprungen sind, und daß alle diejenigen unter uns, welche solche Empörungen billigen und ihre Freude daran haben, nicht auf dem Grund des göttlichen Wortes stehen, sondern den Eingebungen einer selbstsüchtigen, fleischlichen Weisheit folgen; denn wo das Licht des göttlichen Wortes nicht mehr leuchtet, da ist Finsternis, da wird das gerade, gesunde Urteil über die Angelegenheiten des Lebens schief, und alle göttlichen und menschlichen Verhältnisse verrückt. In jedem Menschen, der nicht durch das Wort der Wahrheit wiedergeboren ist, steckt ein Aufrührer, der sich nicht nur gegen menschliche, sondern gegen göttliche Ordnung auflehnt und murrt, wenn diese seiner Selbstsucht Schranken setzt. Dieser unbändige Geist des Aufruhrs, der aus dem Abgrund aufgestiegen, und ein Geist der Finsternis ist, kann durch menschliche Mittel nicht gebändigt werden; weder Gesetze, noch Verträge, noch Verfassungen helfen etwas. Es gibt nur ein Mittel zur Beschwichtigung, und das ist das Wort des HErrn, welches in der Buße zu Gott den Trotz des Herzens bricht und im Glauben an Jesum Christum einen kindlichen Geist einflößt. Darum ihr alle, die ihr dem HErrn angehört, lasset uns keine Gelegenheit versäumen, die armen, verblendeten und verführten Menschen auf das Evangelium hinzuweisen, welches eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Unsere Zeit ist eine Zeit schrecklicher Verwirrung, banger Befürchtung und schwerer Versuchung, zugleich aber auch eine Zeit stiller sehnsuchtsvoller Hoffnung für das Reich unseres Gottes und Heilandes."

13. Erste Pilgermissionsschule und Gründung der Taubstummenanstalt.

Das Jahr 1834 brachte Spittler die Freude, den Grundstein zu einer Pilgermissionsanstalt gelegt zu sehen, und zwar zunächst im Pfarrhaus des kleinen Dorfes Feuerbach bei Kandern. Dort hatte der Spittler befreundete Pfarrer Haag angefangen, Jünglinge aus dem Handwerkerstande um sich zu sammeln und ihnen Unterricht in der biblischen und Kirchengeschichte zu geben, und sie besonders tief in das Verständnis der heiligen Schrift einzuführen. Es waren sechs an der Zahl, welche nach genossener Vorbereitung hinausziehen, in ihrem Beruf arbeiten und daneben als Pilgermissionare durch Verbreitung guter Schriften, Gründung und Pflege von Erbauungsstunden wirken sollten. Allein nach kurzer Zeit wurde die kleine Anstalt von der kirchlichen Behörde Haags verboten und Haag selbst seines Amtes entsetzt. Haag war entschlossen sich nun ganz der Sache der Pilgermission zu widmen. Spittler schrieb ihm damals (17. Oktober 1834), er möge diesen Schritt wohl erwägen, ob es auch wirklich der Wille des HErrn sei, wenn er sein Amt niederlege und ganz in den Dienst der Pilgermission trete. Auch seine Frau müsse damit einverstanden sein; er erkenne das Opfer an, das er damit bringe, allein er halte es für seine Pflicht, es ihm in ernste Erwägung zu geben. Haag blieb jedoch bei seinem Entschluß und verließ den badischen Kirchendienst. Kurze Zeit fand der so entlassene Pfarrer mit seinen Zöglingen eine Zufluchtsstätte in dem Schlößchen in Inzlingen bei Lörrach, und später trat De Valenti ein als Hilfe für Pfarrer Haag und erteilte den nötigen Unterricht. Allein auch hier fand sie die badische Behörde und ließ durch das Amt in Lörrach ihnen strenge Strafe ankündigen, wofern die Jünglinge und Lehrer nicht in kürzester Frist diesen Ort verlassen. Scheinbar löste sich so die Sache auf, in Wahrheit aber wurden die Jünglinge nach diesen betrübten Erlebnissen an die Basler Bibelgesellschaft übergeben, wo sie als Kolporteure angestellt wurden und durch treue Verbreitung des Wortes Gottes reichlichen Segen stiften durften. Indessen machte De Valenti Reisen, um Freunde für die Sache der Pilgermission zu gewinnen.

In demselben Jahr war der Bruder von Inspektor Zeller in Beuggen, Karl August, ein begeisterter Anhänger Pestalozzis und angesehener preußischer Schulrat, aus dem preußischen Staatsdienst in den würtembergischen zurückgekehrt und hatte bei einem Besuch in Beuggen die dortige Anstalt zum erstenmal näher kennen gelernt. Was er hier sah und hörte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er beschloß in Würtemberg etwas ähnliches zu gründen. Er erwarb das alte ehemalige Cisterzienser Nonnenkloster Lichtenstern bei Weinsberg, welches schon seit 1544 aufgehört hatte Kloster zu sein und lange Zeit einer völligen Verödung heimgegeben war, richtete hier eine Anstalt ein ganz nach dem Muster Beuggens und berief später zum Inspektor den nachmaligen Schwiegersohn seines Bruders Heinrich, den Pfarrer Ludwig Völter, der in gleichem Sinn und Geist wie Zeller die Anstalt eine Reihe von Jahren leitete. Diese liebliche Anstalt, welche im Januar 1836 mit 12 verwahrlosten Kindern eröffnet worden war, durfte im Juli 1886 das fünfzigste Jahresfest feiern und hat in den fünfzig Jahren ihres Bestehens nahezu 700 arme Kinder erzogen und 300 junge Männer zu christlichen Lehrern ausgebildet und damit reichen Segen gestiftet.

In Beuggen selbst aber war inzwischen eine neue Schöpfung Spittlers ans Tageslicht getreten nach langer Erwägung in der Stille unter fleißigem Gebet und schriftlicher wie mündlicher Überlegung mit Freunden, nämlich die Taubstummenanstalt, welche, nachdem kaum erst die Griechenanstalt das geräumige Lokal der neben dem Schlosse befindlichen, ehemaligen großherzoglichen Domänenverwaltung verlassen hatte, hier einzog in Gestalt von sieben Zöglingen, einem Vorsteher und einem Lehrgehilfen. Die Not so vieler armen taubstummen Kinder, welchen Spittler nicht selten im Leben begegnete, hatte dieser längst in seinem teilnehmenden Herzen bewegt, und die Liebe Christi drang ihn, der Sache nachzugehen und andere christliche Freunde zur Mithülfe zu bewegen. Papa Zeller in Beuggen war anfangs für den Gedanken Spittlers, diese Angelegenheit in Beuggen und von Seiten der Beuggener Komitee in Angriff zu nehmen, keineswegs begeistert; dennoch ließ er sich bewegen zu dem Zugeständnis, daß die neue Anstalt in Beuggen beginne und unter der Oberleitung einer aus der Mitte der Beuggener-Komitee gebildeten eigenen Kommission fortgeführt werde. Im Mai 1833 wurde denn die Anstalt daselbst feierlich eröffnet in Anwesenheit der Kommissions-

mitglieder Herrn Ratsherr Socin, Herrn LeGrand-Heusler und Herrn Spittler. Als Vorsteher war der würtembergische Kandidat der Theologie C. J. F. Klemm berufen worden, an dessen Stelle später der bekannte Pfarrer Jakob Von Brunn trat und die Anstalt leitete bis ins Jahr 1838.

Leider müssen wir's uns versagen, die gedruckte Anzeige über diese Taubstummenanstalt, welche im Dezember 1833 ausgegeben wurde und mit christlicher Liebeswärme das Bedürfnis der Anstalt begründet und sie der Teilnahme empfiehlt, hier im Auszug zu geben. Als Motto ist vorangesetzt das Wort Jesu (Matth. 25, 40): Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan, und der Schluß der Anzeige lautet: „In evangelischem Gehorsam, im Vertrauen auf den HErrn, der auch über die Tauben sich erbarmt und sie erlöset hat, ist die hiesige Anstalt begonnen worden. Der HErr hat sie bisher vielfältig gesegnet. Er möge sein Angesicht ferner segnend über sie leuchten lassen!" Und so geschah es. Der HErr hat sie sichtbar gesegnet bis auf den heutigen Tag. Die mit sieben Kindern begonnene Anstalt wuchs rasch an bis auf 32, zu deren Erziehung und Ausbildung mehrere Lehrer nötig waren. Spittler versäumte keine Gelegenheit, sie mündlich und schriftlich seinen Freunden ans Herz zu legen und hat auch sie treulich auf betendem Herzen getragen. An seinen Freund Köllner, welcher im Jahr 1834 seine letzte Reise zu seinen Kindern machte, welche in Bayern und Nassau wohnten, schrieb Spittler damals nach Frankfurt, er möge doch die neu gegründete Taubstummenanstalt in Beuggen unterwegs den l. Brüdern, wo er es für passend halte, empfehlen. Interessant ist, mit welcher Energie Spittler stets darauf bedacht war, nach Gründung einer derartigen Anstalt für deren Unterhalt zu sorgen, als gälte es die Versorgung eines eigenen Kindes. So wurde er z. B. in jener Zeit von irgend einer Seite auf die Knopfmacherei aufmerksam gemacht, und bewegte daher unabläßig den Gedanken, diese Industrie als eine nicht zu schwierige, nützliche Beschäftigung und lukrative Erwerbsquelle in der Taubstummenanstalt einzuführen, wie aus einer Reihe von Briefen ersichtlich ist.

Als er im Jahr 1839 vernahm, daß in Straßburg eine Knopfmaschine um mäßigen Preis zu kaufen wäre, welche leicht in einem Tag 1500 Knöpfe zu produzieren vermöge, vorausgesetzt, daß die

dazu nötigen Knochen gehörig gereinigt und zubereitet vorhanden wären, so trieb es ihn, eine solche Maschine für Beuggen anzukaufen. Er schreibt darüber an Herrn Ratsherr A. Christ unter anderem: „Herr O. auf dem Heuberg versprach mir das Fett zu 3 Batzen das Pfund abzunehmen, und den übrigen Abgang, Drehspähne 2c. wird Herr Wenk in Riehen zu seinem fabrizierten Knochendünger gebrauchen 2c. Herr Pfarrer Von Brunn Sohn, der das Drehen versteht, glaubt es lasse sich an der Maschine Verschiedenes wesentlich verbessern und die Arbeit den Kindern erleichtern, wodurch das Ganze nach und nach vervollkommnet werden kann." Er bat eine Menge Freunde und Sachverständige um ihr Urteil und Gutachten und ließ nicht nach, bis diese Sache durch den ihm befreundeten trefflichen Fabrikanten Thurneisen-Ryhiner auch vom kaufmännischen Standpunkt eingehend begutachtet war. Dieses Gutachten nun fiel freilich nicht zum Vorteil der Knopfmacherei aus, und die Sache mußte als Industrie für die Taubstummenanstalt unterbleiben, um jedoch später auf Chrischona wieder aufgenommen zu werden, wo dieselbe in Wahrheit die erste Einnahmsquelle für die junge Pilgermissionsanstalt bildete und eine Zeitlang mit Erfolg betrieben wurde. Dennoch hatte die Taubstummenanstalt, wenn auch mit mancherlei Not, doch niemals mit Mangel zu kämpfen. Bei aller Einfachheit und Bescheidenheit gedieh sie fortwährend, und bald wurde in Beuggen der Raum zu klein. Nun zog Spittler eine Verlegung in größere Räumlichkeiten ernstlich in Überlegung. Bald da bald dort zog er ein Angebot in Erwägung, konnte aber immer keinen klaren Wink vom HErrn darin finden, bis ihm eines Tags ein schönes Gut in Riehen von einem reichen Basler um mäßigen Preis angeboten wurde. Die Verwandtschaft, hieß es, wünsche das Gut zu einem guten Zweck verwendet zu sehen und gäbe es zu dem billigen Preis von 40,000 Fr. a. W. ab. Allein diese Summe erschien Spittler für den guten Zweck noch viel zu hoch, und er erhielt die innere Gewißheit, daß wenn Gottes Wille es sei, daß dieses Gut der Sache dienen soll, die Eigentümer mit dem Preis von 20,000 Fr. sich begnügen werden, und so war es auch. Unter der Bedingung der Barzahlung erhielt er dieses Anerbieten und faßte den Mut es unter diesen Umständen in Gottes Namen zu übernehmen. Um aber die Bedingung der Barzahlung erfüllen zu können, mußte er damals außer dem Gut selbst noch sein eigenes Haus zum Fälkli in Basel

als Unterpfand geben, bis ihm der HErr auf wunderbare Weise die für die Anstalt nötigen 20,000 Franken zuschickte. Das Gut wurde nun übernommen und Pilgerhof genannt. Am 26. Oktober 1838 schreibt Spittler an Dr. Barth in Calw, welcher damals die Basler Sammlungen schrieb, unter anderem: „Diesen Monat hatte ich die Übersiedlung der Taubstummenanstalt von Beuggen nach Riehen in den Pilgerhof zu besorgen. Gegen 20 Wagen waren zu diesem Zug erforderlich; ich hätte nie geglaubt, daß das Abbrechen und Aufrichten einer Haushaltung von 25 Personen so viel Geschäft verursachen würde, als ich da erlebt habe. Es wird dies wohl auch meine letzte Arbeit gewesen sein, und wenn die Einrichtung im Pilgerhof vollendet ist, dann mögen andere es fortführen. Dem HErrn aber sei Dank, daß Er mich Elenden würdigt, diesen lieblichen Platz zu seinem Dienst weihen zu dürfen. Doch schreibt er schon am 25. Mai 1840 an Pfarrer Werner in Effringen: „Im Pilgerhof ist jetzt auch eine Kleinkinderschule entstanden. Gott sei Dank dafür!"

Es lag ihm nun daran, für die wachsende Anstalt einen tüchtigen Inspektor zu finden. Der HErr half auch hier über Erwarten. Im August 1838 hatte Schwager Bahnmaier an Spittler folgendes geschrieben: „Meine Ansicht ist, eure Taubstummenanstalt wird so lange nicht etwas Bestehendes sein, als bis ein Mann an der Spitze steht, der bleibend gesichert ist. Schickt einen reifen, frommen Schüler Zellers nach Gmünd, daß er sich dort im Taubstummenunterricht übe, bis ihr ihn in Riehen anstellen könnt." Da hörte Spittler gelegentlich von einem tüchtigen Mann, der als zweiter Lehrer an der großherzoglich badischen Taubstummenanstalt in Pforzheim mehrere Jahre schon segensreich gearbeitet hatte, und beschloß, ihm einen Ruf als Inspektor nach Riehen zugehen zu lassen. Es war dies der treffliche Wilhelm Arnold. Dieser demütige und ausgezeichnet treue Mann wurde nun von Spittler angefragt, ob er nicht geneigt wäre, diesen Posten zu übernehmen. Arnold sprach bald seine Bereitwilligkeit aus, allein es war fraglich, ob ihm seine Entlassung so leicht gewährt würde, und überdies wünschte er auch die Zustimmung seines geistlichen Vaters, des edlen Professor Stern in Karlsruhe, dazu zu erlangen. Auf Spittlers deshalb an Stern gerichtete Bitte, er möge ihm dazu behiflich sein, kam von Stern folgender Bescheid: „Es thut mir leid, daß ich Ihrem Wunsche in Beziehung auf Arnold nicht willfahren kann. Ich hielt es von

meiner Seite nicht für recht, Arnold aufzufordern, Ihre Anstalt deshalb anzusehen, noch hielt ich es für recht, wenn Arnold seine gesegnete Stelle in Pforzheim verlassen wollte. Er wirkt dort in großem Segen, ist gern dort, da seine Verwandten da wohnen, hat durchaus keine Ursache, mit seiner Stelle unzufrieden zu sein, und ist ordentlich bezahlt. Der HErr helfe Ihnen zu Ihren Liebesbestrebungen und lasse Sie den Mann finden, den Er im Auge hat." Spittler war nun nicht der Mann, der sich durch eine solche Erklärung abschrecken ließ, obwohl ihm das Urteil von Stern, mit dem er seit langer Zeit befreundet war, hoch stand. Er schrieb vielmehr an Arnold den Wortlaut von Sterns Brief und fügt bei: „Wenn nun dies auch Ihre Meinung ist, so schreiben Sie es mir nur mit ein paar Worten, damit ich den bestimmten Willen des HErrn daraus erkennen kann, ob unsere Anstalt wirklich ganz von Ihnen abzusehen hat. Denn so sehr ich die Äußerung des teuren Stern respektiere, so glaube ich doch, daß zunächst Sie, lieber Bruder, bei einem so wichtigen Schritt sich zu erklären haben. Mein und meiner Freunde einziger Wunsch geht dahin, einen Mann für diese Anstalt zu finden, der den Heiland von ganzem Herzen liebt, fürchtet und Ihm dient, wie einer Missionsanstalt, d. h. im Glauben und im Vertrauen auf Ihn. (Folgt eine Beschreibung der Verhältnisse.) Diese Notizen gebe ich Ihnen bloß zur Prüfung; es sei ferne von mir, Sie in Ihrem Entschluß irre machen zu wollen, diesen haben Sie einzig vor dem HErrn zu fassen, dessen Willen wir allein dabei erfahren wollen. — — Hiemit grüßt Sie 2c. Spittler." Nach einer kurzen Korrespondenz zwischen Spittler und Arnold gewann denn letzterer die innere Gewißheit, daß dies ein Ruf vom HErrn an ihn sei; und die fast 40jährige treue und reichgesegnete Arbeit Arnolds hat gezeigt, daß ihn wirklich der HErr auf diesen Posten berufen und in der mannigfaltigsten Weise dazu ausrüstete. Im Mai 1839 trat Arnold sein Amt im Pilgerhof in Riehen an und wurde daselbst mit folgendem Liedchen, welches Zeller auf Spittlers Bitte gedichtet hatte, empfangen:

Melodie: „Wie soll ich dich empfangen" (von Spittler vorgeschrieben).

Willkommen aus der Ferne,
Willkomm in unserm Kreis!
Wir grüßen Euch so gerne
Am Ziele Eurer Reis'.

Seht her, hier sind die Armen,
Die Euch der Heiland gibt,
Daß Ihr sie mit Erbarmen
Wie Er liebt, wieder liebt.

Hier ist die Pilgerhütte,
Die Er geöffnet hat,
Daß Er in Eurer Mitte
Erzeige seine Gnad'!
Hier hat die Schwalbe funden
Ein Nestlein warm und still,
Wo Eures Tagwerks Stunden
Der Meister segnen will.

Der Meister, der dem Tauben
Einst öffnete das Ohr,
Der öffnet auch dem Glauben
Das Herz zu Gott empor.
Der lehrt auch Stumme reden,
Der Lahme machet gehn!
Der lehrt auch Kinder beten,
Der Blinde machet seh'n!

Die auf Spittlers Schultern ruhende Schuldenlast von Fr. 20,000 a. W. für den Pilgerhof wurde ihm bald darauf auf folgende merkwürdige Weise abgenommen. Eines Tages reiste Herr Inspektor Arnold mit seiner Frau nach Freiburg, um einen dort wohnenden, als reicher und wohlthätiger Mann bekannten Herrn Merian zu besuchen, und hatte dabei ein Schreiben Spittlers in der Tasche, in welchem die finanziellen Verhältnisse der Taubstummenanstalt in Riehen geschildert waren. Nach seiner Ankunft daselbst brachte Herr Inspektor Arnold sein Anliegen vor und erhielt darauf den kurzen Bescheid: „Solcher Anliegen kommen des Tags wenigstens 20 an mich! Adieu!" Herr Inspektor verabschiedete sich gleichfalls und kehrte etwas niedergeschlagen zurück. Bald nach dieser Zeit kam Merian mit dem Spital in Freiburg in mannigfache Berührung und lernte den dortigen Spitalverwalter kennen, welcher einen sehr ungezogenen taubstummen Sohn hatte. Als später Merian nach Lörrach übergesiedelt war, erhielt er von jenem Verwalter in Freiburg einst einen Besuch und besichtigte mit demselben auch die Taubstummenanstalt in Riehen, weil das Gut früher einem seiner Verwandten gehört hatte; jedoch äußerte er bei diesem Besuch, daß ihn

die Taubstummen selbst durchaus nicht interessieren. Dennoch suchte er in häufigeren Verkehr mit Arnold zu kommen und gewann ihn nach und nach lieb. Mit großer Verwunderung beobachtete nun Merian doch, daß die Taubstummen, welche er für geistig absolut bildungsunfähige Menschen gehalten hatte, allerlei zu lernen vermögen und wirklich denkende Wesen und nach der von Arnold beobachteten Methode bildungsfähig seien. In einer schweren Krankheit, die ihn ergriff, ließ Merian den Inspektor Arnold zu sich rufen, führte mit ihm ein ernstes Gespräch und sagte unter anderem: Ich denke mehr an euch, als ihr an mich; worauf Arnold erwiderte: Vielleicht, obschon ich alle Tage für Sie bete. Darauf bat er ihn, an seinen Schrank zu treten und das in demselben niedergelegte Testament herauszunehmen, zeigte ihm nun, daß er die Taubstummenanstalt mit 20,000 Franken bedacht habe und fragte ihn, ob die Zinsen davon genug seien für sechs Freiplätze in der Anstalt. Arnold erwiderte: „Nein, Herr Merian, das reicht nur für vier Freiplätze." „Gut", sagte der Kranke, so schreibe ich noch 12,000 dazu." Wirklich zahlte Herr Merian noch zu seinen Lebzeiten das ganze Kapital an die Anstalt aus, indem er sagte: er wolle zum Geld auch noch die Freude mit ihm teilen! So half der HErr der Anstalt und seinem treuen Knecht Spittler gar manchesmal durch Dunkelheit zum Licht.

---

14. Spittlers Reise nach München.

Über Spittlers häusliches Leben haben wir seit seiner Verheiratung im Jahr 1812 wenig vernommen. In Wahrheit spielte dasselbe auch gegenüber der nach allen Richtungen hin sich ausbreitenden Berufs- und Liebesthätigkeit scheinbar nur eine untergeordnete Rolle; und doch zeigte er auch nach dieser Seite hin sich als einen ganzen Mann, der mit dem Christentum auch in seinem Privatleben Ernst machte. Während die Verbindung mit seiner lieben Frau, Susette, durch die völlige Übereinstimmung beider Gesinnungen und Bestrebungen eine der glücklichsten mit Recht genannt werden kann, und der praktische, aufopfernde Sinn der treuen Hausfrau das Departement des Innern in musterhafter Weise regierte,

indem die besorgte Gattin stets bemüht war, dem vielbeschäftigten Gatten nicht nur ein trautes Heim im Fälkli zu bereiten, sondern auch ihm in dem vom HErrn ihm angewiesenen Liebes- und Glaubensleben thätig und als treue Gehilfin zur Seite zu stehen, so hatte ihnen der HErr doch ein Gut versagt, das das Wort Gottes in ganz besonderem Sinn als göttliche Gnadengabe (Ps. 127, 3) preist und als Quelle besonderer Freude und Segens der christlichen Ehe in Aussicht stellt (Ps. 113; 1 Tim. 2, 15; Ps. 128); ihre Ehe blieb kinderlos. Dagegen hatte ihnen der HErr es schon im Jahr 1813 ins Herz gegeben, sich eines armen, kaum dreijährigen Mädchens anzunehmen, dessen Eltern sich in mannigfacher Not befanden, besonders nachdem in der zahlreichen Familie das Nervenfieber ausgebrochen war und Eltern und einen Teil der Kinder ergriffen hatte. Spittler und seine Frau pflegten das Kindlein mit großer Treue, als wäre es ihr eigenes Kind, und gewannen es so lieb, daß sie sich entschlossen, es ganz zu behalten, nachdem die Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben hatten. Aus diesem Kind erwuchs den Pflegeeltern Spittler nicht nur eine liebevolle und dankbare Tochter, sondern später auch eine erfahrene, aufopfernde und verständnisvolle Gehilfin bei allen Sorgen und Unternehmungen, welche das Leben und Treiben in und außer dem Fälkli mit sich brachte. Durch eine wunderbare Fügung wurde ihnen 14 Jahre später abermals ein Kind, ein noch ganz unmündiges Knäblein, zugeführt, das sie, ungeachtet ihrer schon vorgerückten Jahre, wohl eben um seiner hilflosen Lage willen in Gottes Namen gleichfalls aufzunehmen und auch als ihr Kind zu erziehen sich entschlossen.

Bei der im Jahre 1837 in Basel allgemein herrschenden Grippe wurde auch Frau Spittler von derselben ergriffen. Die Folge dieser Krankheit wirkte auf ihr zartes Nervensystem so heftig ein, daß sie von diesem Zeitpunkt an gänzlich darnieder lag und durch das Hinzutreten schwerer Nervenleiden Geist und Körper so niedergedrückt wurden, daß selbst die treueste ärztliche Hilfe und wiederholte Luft- und Badekuren nichts dagegen vermochten. Dies war für Spittler ein heißer Trübsalstiegel, in welchem sich jedoch sein Glaube und seine Liebe trefflich erprobten, so daß neben der treuesten und gewissenhaftesten Ausübung seiner hausväterlichen Pflichten unter mancherlei Sorgen und Ängsten sein Eifer für das Reich Gottes und seine Thatkraft sich allezeit frisch und lebendig erhielten.

Spittler selbst hatte sich bisher stets einer guten, dauerhaften Gesundheit erfreut trotz der vielen Anstrengungen und mannigfachen häuslichen Kümmernisse, ohne allen Zweifel in erster Linie infolge seiner überaus einfachen und geordneten Lebensweise. Erst in späteren Jahren konnte er sich entschließen zur Stärkung seiner Kraft und zur Erfrischung seines Gemüts im Sommer eine Zeit in Riehen in der Stille auf dem Land zuzubringen, oder hie und da einen Besuch in der alten Heimat in Würtemberg zu machen. Ein solches Reischen nach Würtemberg trat er auch im Sommer des Jahres 1836 an, um im Kreis alter Freunde und Verwandten sich zu erholen und zugleich manche geschäftliche Angelegenheit zu erledigen. Da traf es sich, daß er eines Tags (es war im August des Jahres) ermüdet durch die Straßen Cannstadts pilgerte. Er fühlte sich unwohl und kam eben vom Arzt und Apotheker her, und stand still, sinnend wie er in kürzester Weise Besuche und Geschäfte vollbringen könne, um recht bald nach Hause eilen zu können. Da fuhr ein Einspänner an ihm vorbei, den er vielleicht kaum beachtet hätte, wenn nicht der aus demselben laut schallende Ruf: „Halt Spittler!“ ihn plötzlich aufgeschreckt und wie mit einem Zauberschlag das Gewölk seines Horizonts zerstreut hätte. Es war Dr. Barth, damals Pfarrer in Möttlingen, und dessen Freund, Pfarrer Osiander. Das gegenseitige Erstaunen und die Freude über das schöne Zusammentreffen war groß, und nachdem man sich mit echt schwäbischem Händedruck bewillkommt hatte, teilten die Freunde einander ihren Reisezweck mit. Barth setzte Spittler sehr behende davon in Kenntnis, daß er nach München haudre, um sich von Professor Schubert zu verabschieden, welcher den folgenden Monat (September) seine Reise nach Palästina antrat. Zugleich machte er ihm in beredter Weise klar, daß ihre Begegnung eben jetzt kein Ungefähr, sondern ein sicheres Zeichen sei, daß er sie begleiten solle. „Sieh!“ fuhr er fort, „hier ist gerade noch ein Platz für dich; komm, sitz nur gleich ein und halte uns durch deine Bedenklichkeit nicht auf!“ Für Spittler hatte natürlich diese ungesuchte Partie einen großen Reiz; da er aber mit starkem Katarrh behaftet war, so machte er gar nicht gleich Miene zu willfahren, sondern wies im Gegenteil, in seine Seitentaschen greifend, den beiden Kumpanen gleichsam als schlichten Reisepaß sein Apothekerfläschchen, das er sich eben erst gekauft hatte. Allein Barth dispensierte ihn deswegen keineswegs; im Gegenteil

fuhr er fort, alle ihm zu Gebot stehenden Witze mit dem liebenswürdigsten Zuspruch gepaart aufzuwenden und ihn dermaßen zu bestürmen, daß sich Spittler endlich gefangen gab, in ihrer Mitte Platz nahm in der Hoffnung, diese ungesuchte Kur werde seiner Gesundheit nicht schädlich sein, was auch wirklich der Fall war. Er genas von Tag zu Tag, und es bot diese fröhliche Reise noch lange nachher reiche Materie zur Heiterkeit, so oft sie zur Sprache kam. Barth erging sich über diesen Vorfall in humoristischen Reimen, welche also lauten:

Da fuhren wir selb ander
Von Stuttgart München zu,
Es waren Osiander
Der C. G. Barth und Du!

Denn kaum war „Berg“*) dahinten
Mit seinem grünen Rain,
So ließ sich Spittler finden
Und setzte sich mit ein.

In seiner Westentasche,
Das Köpflein ausgereckt,
War eine kleine Flasche
Mit Hustensaft versteckt.

Kaum ward ein Schild erblickt,
Wie wurde ihm so weh,
Bis er sich dort erquickt
Am Schlüsselblümlisthee.

Und so ging's immer weiter
Von Göppingen nach Ulm;
Wir wurden froh und heiter
Bis zu des Münsters Kulm.

Längs an der Donau Strande
Bis Laupheim ging's dahin,
Und in dem Baierlande
Gefiel's uns ohnehin.

In Augsburg bei Herr Bomhardt,
Da gab's kalt Wasser sehr;
Da wäre doch der Blumhardt
In Basel freundlicher.

Und als wir München glücklich
Erreicht in schnellem Lauf,
Da nahm uns augenblicklich
Der liebe Schubert auf.

*) Pfarrdorf bei Cannstadt.

Da wurde nun der Spittler
Zum Pfarrer avanciert;
Doch ich war der Vermittler
Und hab' ihn begradiert.

Was soll ich nun erzählen
Aus unserem Concil?
Von Kunst und ihren Sälen,
Das wär' des Dings zuviel.

Von Schlössern und Arkaden,
Von Nymphenburgs Plaisir
Und wie man uns geladen
Zum Essen und zum Bier.

Auch von dem Heimweg schweig ich,
Der Rückschritt ist Verlust,
Doch war er, das bezeug ich,
Gepaart mit vieler Lust.

Daß auf dem Lebenswege —
Dies eine wünsch' ich nur —
Dir alles glücken möge,
Wie unsre Münchner Tour.

Natürlich war es denn, daß bei Vater Schubert angelangt, der Orient den Haupttext bot zu den Gesprächen jener Männer, deren Herzen beseelt waren von dem einigen Wunsch, daß das noch unter dem Fluch liegende heilige Land den Segnungen des Evangeliums bald möchte geöffnet werden. Im September 1836 schwang Professor Schubert mit seiner Hausfrau gleichsam die Flügel als Taube der Gemeine Gottes, um zu erkunden, wie weit die Gewässer auf heiligem Boden gesunken wären.

Durch diese Münchener Reise, welche, soviel uns bekannt ist, die größte Reise war, welche Spittler ins Ausland gewagt hat, war der äußere Anstoß gegeben, daß er von nun an sein Interesse mit ganz neuer und unüberwindlicher Begeisterung den Angelegenheiten des Orients zuwandte und nichts unversucht ließ, was irgend dazu dienen konnte, dem unter tausendjähriger, natürlicher und geistiger Dürre schmachtenden Lande Erfrischungen zufließen zu lassen aus dem unversiegbaren Born des lebendigen Wassers, aus dem er selbst schöpfte und sich erquickte unter des Tages Last und Hitze.

Kaum waren die beiden Freunde, Barth und Spittler, wieder zu Hause angelangt, jeder an seinem Ort, so ließen sie an die

christlichen Freunde einen Aufruf ergehen, welcher den Zweck hatte, die Aufmerksamkeit der abendländischen Christenheit dem Orient überhaupt und speziell der Reise Schuberts zuzuwenden und diesem edlen und in jeder Hinsicht für diese Unternehmung berufenen Gelehrten und Forscher mit Teilnahme und Handreichung nach Kräften beizustehen. Indem sie darauf hinwiesen, welch hohe Bedeutung die Erforschung des heiligen Landes überhaupt in geographischer und naturhistorischer, in historischer und theologischer Hinsicht erlangen könne, und dies um so mehr, wenn das Unternehmen von einem so vielseitig gebildeten, erfahrenen Gelehrten und Gottesmann, der allein zur Ehre Gottes und seines Wortes die beschwerliche Reise gewagt habe, ausginge, hielten sie es für eine Pflicht besonders der ihm näher stehenden Bibelfreunde, ihm irgend eine Erleichterung der Reise anzubieten, und glaubten daher im Sinn vieler Freunde der Sache zu handeln, wenn sie ihm für einen tüchtigen Dolmetscher und Reisediener sorgten, dessen Reisekosten sie für sieben Monate zu übernehmen versprächen. „Nachdem nun, heißt es unter anderem, „ein dazu geeigneter christlicher junger Mann Namens F. aus St. Gallen sich gefunden, und mit den nötigen Instruktionen abgereist ist, bitten die Unterzeichneten die christlichen Freunde um Beteiligung an dieser gewiß wohl angelegten Steuer und sind für jeden kleinen Beitrag dazu dankbar.“ Der Aufruf fand mannigfachen Anklang und F. reiste „im Dienst der Pilgermission“ Professor Schubert nach und stellte sich ihm in der vorgezeichneten Weise zur Verfügung. Bald aber zeigte es sich, daß F. keineswegs der Mann war, der Schubert in der gehofften Weise unterstützen konnte. Neben ungenügender Sprachkenntnis zeigte sich bei ihm ein eitles und eigensinniges Wesen, dem die rechte Demut und Selbsterkenntnis fehlte; und nur der edlen Liebenswürdigkeit, Geduld und Nachsicht Schuberts hatte er es zu danken, daß er nicht entlassen wurde, sondern trotz verschiedener Verlegenheiten, die er Schubert unterwegs bereitet hatte, denselben auf der ganzen Reise begleiten durfte, was Spittler zu großem Trost gereichte, um, wie er meinte, Schubert gegenüber, nicht gar mit Schanden bestehen zu müssen. Im übrigen ging Schuberts Reise gut von Statten, und Spittler erhielt von demselben im Januar 1837 auf seinen Geburtstag einen überaus liebenswürdigen Brief, den wir uns nicht versagen können hier im Auszug wieder zu geben:

„Kairo, den 22. Januar 1837.

Mein teurer, hochverehrter Freund!

Von so weit her, als diesmal, werde ich Ihnen hoffentlich niemals mehr meinen Glück- und Segenswunsch zuzusenden haben; darum ergreife ich die Gelegenheit, auch einmal die Feder und Tinte eines fernen Weltteils zum Glückwunsch für Sie in Bewegung zu setzen. Sind ja die Herzen auch beständig, wie der Magnet, der nach Norden zeigt, nach der gleichen Richtung hin bewegt, und wenn sie auch von Zeit zu Zeit der Zug der mächtigen Nachbarschaft von dort hinweg lenkt, so kehren sie doch immer wieder nach der Stätte ihres Ausruhens zurück. Ein solcher Zug aus der Nachbarschaft, der die Sinne mit ungemeiner Kraft ergreift, kam mir vor etlichen Tagen vor der großen Pyramide von Gizeh. Ich habe es nicht unterlassen können, die altberühmte größte von ihnen in meinem 57. Jahre bis zu ihrem Gipfel zu besteigen und freue mich herzlich darüber, daß ich es gethan habe; denn erst so wurde mir das Ungeheure des Gebäudes recht eindrücklich. Wer könnte aber auch nur die Stätte des alten Heliopolis, wer könnte die Stätten und Mumienfelder von Memphis, wer könnte selbst nur den herrlichen Nil sehen ohne besondere Rührung des Gemütes? Zwischen den blühenden Gebüschen der Mimosen und den Pflanzungen des Zuckerrohrs, die von gestern her sind, steht noch immer die dickstämmige Sykomore, welche, wie der indische Feigenbaum, durch ihre immer wieder aus der Wurzel aufsprossenden Schößlinge vielleicht schon 50 bis 60 Menschenaltern Schatten gewährt; hie und da zeigt sich im Hain der Palmen eine solche uralte Sykomore, welche vielleicht älter ist als alle Gebäude der prächtigen Hauptstadt Ägyptens. Bleibender aber und unwandelbarer als das alte Gestein der Pyramiden und als die grauen Stämme der Sykomoren begleiten den Wanderer durch dieses Land die hehren Zeugnisse der Schrift, besonders des alten Bundes. Das ewig alte und immer neue, feste prophetische Wort sagt, und die Trümmer der großen Völkerstadt wie die Felder voll einbalsamierter Gebeine antworten: Wo ist Wahrheit? Nur in dem HErrn und seinem Wort. Ägypten in dem Monat, den wir hier zubringen, ist noch immer ein wunderherrliches, reiches Land. Sobald ich die Luft des Deltas und die Nachbarschaft der alten Quellen der Sonne bei Heliopolis geatmet hatte, war es mir wie einem landkundigen Lasttierlein, das sich auf einmal auf dem

rechten Weg zur lieben heimatlichen Ruheſtätte ſieht, und ſich von nun an nur ungern aus der erwünſchten Richtung abbringen läßt. Wir bleiben noch hier bis gegen Ende des Monats; dann beginnt auf einen Monat das Leben der Zelte und der Wüſte, das Leben der eigentlichen Pilgrimſchaft. Nun, Gottes treue Hand geleite uns auf unſerm Weg. Er ſei auch Ihnen, mein teurer Freund in dem neuen Lebensjahr ein Schatten über Ihrer rechten Hand, ein Schild des Heils und Führer zum friſchen Waſſer.

Mit herzlicher Liebe Ihr dankbarer, treuergebener

Hr. Schubert."

Alle Berichte, die nun aus dem Orient kamen, waren von nun an für Spittler beſondere Winke und Fingerzeige, ſeine Glaubens- und Liebesblicke nun dorthin zu richten und dem HErrn es zuzutrauen, daß die Zeit jetzt nahe ſei wo Er den ſeit Jahrtauſenden auf dieſen Ländern ruhenden Fluch wegnehmen und die herrlichen Verheißungen zu erfüllen anfangen werde.

Als ſchon im Jahr 1834 der hochbegabte, fromme Miſſionar und nachmalige Biſchof Gobat ſich in Beuggen ſeine Gattin geholt und mit ihr im gleichen Jahr zum zweitenmal nach Abyſſinien zu reiſen ſich anſchickte, da hatte Spittler eine lange Unterredung mit ihm und teilte ihm mit, wie ſehr ihm das Morgenland und ganz beſonders Paläſtina und hier vor allem Jeruſalem am Herzen liege, und wie es ſein heißes Sehnen ſei, dort etwas anzufangen für die Sache des HErrn, da er gewiß glaube, daß von Jeruſalem aus etwas geſchehen müſſe, um dem ganzen Orient das Licht des Evangeliums zuſtrömen zu laſſen. In dieſem Sinne hatte er kurz zuvor die Gründung eines Paläſtinavereins angeregt, zu dem unter anderen der bekannte Friedrich von Meyer in Frankfurt, Hofrat Schubert in München, Dr. Barth in Calw, Helfer Dr. Hahn in Bönnigheim und Pfarrer Saraſin in Baſel zählten, und der zum Zweck hatte, chriſtliche Kolonieen anzulegen, welche in jeder Hinſicht Vorbild und Lichtquellen für ihre Umgebung werden ſollten. Gobat hatte dieſe Pläne gebilligt, und ſtets im Auge behalten, er war jedoch nach kurzem Aufenthalt in Abyſſinien ſchwer erkrankt und ſah ſich genötigt, nach 18monatlichen unſäglichen Beſchwerden das Land wieder zu verlaſſen. In Kairo traf er mit Schubert zuſammen; Gobat, ſelbſt wie ein Sterbender, hatte ſoeben erſt ſein erſtes Kind in der Nähe

von Kairo zur Erde bestattet. In Kairo war ihm ein zweites (Benoni) geboren worden und von Schubert aus der Taufe gehoben. In leidendem Zustand kehrte er mit seiner Familie in die Heimat zurück, um erst im Jahr 1839 wieder auszuziehen und auf Malta ein neues Arbeitsfeld anzutreten. Schubert dagegen setzte seine Reise nach dem heiligen Land hin fort und gab gute Berichte über deren Erfolg in die Heimat, welche besonders Spittler mit stiller Freude erfüllten. Im August 1837 kehrte Schubert über Malta zurück nach München und sandte nun am Schluß des Jahres ein interessantes Schreiben nach Basel an die Mitglieder der Pilgermission, in welchem es unter anderem so lautet:

„Jene Taube, welche Noah zum zweitenmal aus der Arche sandte, flog nicht hin und her, wie der Rabe, bis das Wasser vertrocknet war, sondern sie brachte ein Ölblatt in ihrem Schnabel, zum Zeichen, daß das Grün der Erde wieder aus der Flut herausschaute. Ich möchte gern auch die Taube, die so dankbar gegen ihre Pfleger war, nachahmen und der guten Pilgermission, die mir ihre brüderlich liebende Gesinnung und Teilnahme durch Fürbitte und That der Hand so reichlich erwiesen, ein Ölblättlein aus Gethsemane, ein Zweiglein der Palmen, welche Frieden winken, darreichen. Und, gottlob, ich kann dies in reichlichem Maß. Schon in Egypten erfuhr ich, daß Ibrahim Pascha gegen Hineinführung von deutschen Kolonisten in die fruchtbare Ebene von Jesreel gar nicht abgeneigt sich geäußert habe, obgleich er von Kolonisten aus Malta nichts hören wollte. Der österreichische Generalkonsul in Alexandrien hat mir ausdrücklich seine Mitwirkung und Beihilfe versprochen, wenn Kolonisten aus Würtemberg jenen brach liegenden Garten Gottes bebauen wollten. In ganz Syrien kann jetzt der Säugling seine Hand in das Loch der Otter stecken; sie hat ihr Gift verloren; die Macht des Hasses gegen die Pilgrime und Fremdlinge aus dem Abendland ist gebrochen. Wir sind von einem Ende zum andern ohne alle äußeren Anfechtungen von seiten der früher so feindseligen Bewohner des Landes gereist, ich getraute mir ganz allein von Hütte zu Hütte, von Zelt zu Zelt mit ihnen herum zu wandeln ꝛc. Es ist eine Stille im Lande, wie an dem Morgen eines Tages, wo es bald Regen geben will. Lieber Freund und Bruder! Solche Morgenstunden vor dem Regen sind gut zum Einstecken etlicher zarten Pflänzlein in die Erde. Laßt sie uns benützen! Israels Volk, dem der Segen noch

jetzt gilt, du sollst nicht mehr allein beten im Lande der Verheißung um Erfüllung der Verheißung! Wir wollen dir beten helfen, nicht vor dem Grundstein des Tempels, den Salomo dem HErrn baute, sondern vor Golgathas Hügel, auf dem auch für dich das Blut der Versöhnung floß. Ja, eine Stunde der Segnungen von dem HErrn ist für dich wie für uns so nahe. Der unter dem Schutze Gottes glücklich und gesund zurückgekehrte Pilgrim hat an Euch, liebe Mitglieder der Pilgermission, eine Bitte: Sendet christliche, deutsche Handwerksleute nach Jerusalem, die dort eine Kirche bauen und vor allem die Gemeine bauen helfen, die sich dort zu einem Keim gestalten wird, dem das Salböl des Krügleins, das immer gefüllt bleibt, reichlich fließt, und an dessen Stätte einst und vielleicht bald ein Altar aufgerichtet werden soll, da man des HErrn Namen, den Israels und Edoms Söhne noch nicht kennen, predigen wird, den Namen, vor welchem sich beugen sollen alle Geschlechter der Erde, alle Kräfte der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Eure Gaben, für mich durch Eure Liebe bestimmt, mögen dieser Sendung von Handlangern am Bau des „neuen Tempels" oder wenigstens zum Zuhauen der Steine gewidmet sein.

München, den 12. November 1837.

Dr. G. H. Schubert."

Das war für Spittler eine fröhliche Botschaft. Im Namen der Pilgermission dankt er dem geliebten Freund für diese liebevolle Aufmunterung und die tröstlichen Berichte. „Wir haben," sagt er unter anderem, „die Freudigkeit dadurch erhalten, dem heiligen Boden in Seinem Namen näher zu treten und wollen gern etliche Grund-, Denk- oder auch nur Ziegelsteine setzen. Alles nach Seinem Rat und Ihm zum Preis! Wir wollen fleißig beten: Es ist Zeit, daß Du Zion gnädig seiest, und die Stunde ist gekommen, denn deine Knechte haben Lust zu ihren Steinen und Mitleid mit ihrem Schutt" ꝛc.

Auch Gobat war der Ansicht, es sollte nun die Gründung einer Pilgermissionsstation in Palestina ins Auge gefaßt werden und empfahl dazu ein stilles Thal in der Nähe von Jerusalem. — Pfarrer Preiswerk gründete in jener Zeit auf Spittlers und seiner Freunde Aufmunterung eine Zeitschrift „Morgenland" genannt, die sechs Jahrgänge erlebte, und suchte die Blicke der Christenheit auf die Erfüllung der biblischen Weissagungen zu richten. Allein

der HErr zeigte den lieben Freunden auf mannigfache Weise, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei; und auch Spittler war mit all seinen orientalischen Projekten und Hoffnungen auf Geduld und Warten angewiesen. Zunächst gab es in der Heimat für ihn Arbeit genug, wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden.

---

16. Blumhardts Tod und seine Folgen. 1838.

Seitdem die beiden Freunde Blumhardt und Spittler im Jahr 1803 im gemeinsamen Stübchen des Götzischen Hauses in Basel ihre treue Arbeit am gemeinsamen Werk begonnen hatten, bis zum Jahr 1838, hatte sich gar vieles verändert. Wohl stunden noch beide am gemeinsamen Werk, und ihre Freudigkeit und Liebe für die Sache, der sie dienten, war nicht durch die Jahre oder Sorgen und Nöten erkaltet und lahm geworden. Vielmehr wußten sie ja mehr und mehr des HErrn Lob zu verkündigen über all dem, das Er an ihnen gethan, und was Er ihnen hatte gelingen und sie hatte erleben lassen. Auch fühlten sie sich noch in derselben innigen Bruderliebe verbunden, wie in den ersten Tagen ihrer Vereinigung, und keiner unternahm etwas ohne mit dem andern darüber beraten und wo möglich gemeinsam gebetet zu haben. Aber es war eben doch für beide das Arbeitsgebiet ein anderes geworden. Die alte Christentumsgesellschaft war nach und nach allerorten zusammengeschmolzen, die Partikulargesellschaften gingen eine um die andere ein, weil die alten Mitglieder starben und kein Nachwuchs an ihre Stelle trat (vergl. 100jährige Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft, Oktober 1880), und statt der früheren Gesellschaft bildeten sich Lokalvereine für äußere und innere Mission. Blumhardt war ja bekanntlich seit dem Jahr 1816 ausschließlich in den Dienst der äußeren Mission getreten und hatte ihr seine ganze Kraft zur Verfügung gestellt, während Spittler, gewissermaßen, wie Professor Riggenbach sagt in der 100jährigen Gedächtnisfeier, als letzter Sekretär der Christentumsgesellschaft dieselbe noch repräsentierte, so lange er lebte. Aber auch seine Thätigkeit war ja, wie wir gesehen haben, heute einer Menge neuer Angelegenheiten zugewendet, welche wohl mehr oder weniger aus der alten Arbeit herausgewachsen waren,

derſelben aber kaum mehr ähnlich ſahen. Seine jetzige Arbeit hatte total neue und ſpezifiſche Formen angenommen und es waren aus ihr immer neue Zweige hervorgeſproßt, die ſeiner Pflege bedurften. Während nun aber Spittler ſelbſt im Ganzen noch friſch und kräftig daſtund, und mit faſt unverwüſtlicher Energie und Produktivität weiter arbeitete, hatte bei Blumhardt längſt die von vornherein zartere Geſundheit manchen ſchlimmen Stoß erlitten. Unter der zunehmenden Arbeitslaſt war die phyſiſche Kraft nicht gewachſen. Gar manchmal war er genötigt geweſen in den letzten Jahren, auszuſpannen und eine Erholung zu ſuchen. Die Reiſe, die er im Jahr 1818 nach Holland, 1820 mit Steinkopf durch Deutſchland, 1822 und 1833 nach England machte, ſtrengte ihn faſt jedesmal in hohem Grade an und war keine Wohlthat für ihn, auch hatte gar manche Krankheit in ſeiner Familie und früher Tod ſeiner Kinder ihm manchen tiefen Schmerz bereitet, von dem er ſich immer nur ſchwer wieder aufzurichten vermochte. In ſolchen ſchweren Zeiten fand er an Spittler ſtets einen treuen, teilnehmenden Freund und verſtändnisvollen Tröſter, weshalb er ihm auch ſein Herz ſtets mit ganzer Offenheit aufſchloß, zumal da er wußte, daß auch Spittler, beſonders durch die ſchwere Krankheit ſeiner Frau, unter dem Kreuz ſtehe und daher ſolche Lagen zu beurteilen wiſſe. So ſchrieb er ihm einſt im Jahr 1822, als er eben auf einer Reiſe begriffen war, in tiefer Bekümmernis:

„Teurer, innig geliebter Bruder!

Laß mich in einer ſchweren Trübſalsſtunde auch ein Wörtchen Dir, meinem teuerſten Mitgenoſſen an der Trübſal und am Reich, ſchreiben. Ich hoffte daraus befreit zu werden, aber der HErr heißt mich bleiben, und es geſchehe alſo wie es Ihm wohlgefällig iſt. Mein volles Herz ſchreit zum HErrn, daß Er ſich unſer in Gnaden erbarme. Ich kann und darf es Ihm getroſt zutrauen, daß Er uns nicht werde ſtecken und zu Schanden werden laſſen mit unſerer Hoffnung. Unſer Auge und unſer armes Herz iſt unverrücklich auf Ihn gerichtet; denn Er iſt unſere einzige Hilfe und unſer Schild in den Nöten, die uns getroffen haben. Ach, lieber Bruder, wie armſelig iſt doch unſer Glaubensfünklein, wenn Trübſal da iſt! O wenn da der HErr nicht durchhülfe und aus der Angſt des Herzens errettete, wo käme es mit uns hin! Dennoch wollen wir mit ſeiner

Gnade an Ihm bleiben und fest an Ihm kleben, denn Er ist doch unsere einzige Zuversicht! Seine Hand ist nicht verkürzt, daß Er nicht helfen könnte! O betet für eure armen leidenden Mitpilger, die jetzt eures Gebets so sehr bedürfen. Wann werden wir uns wieder sehen? Meine Seele sehnt sich nach diesem Augenblick. Der HErr wird es wohl machen."

Im Jahr 1837 schrieb er aus Badenweiler an Spittler:

„Mein teuerster Bruder!

Dein lieber Brief vom 23. hat mich gestern in meiner stillen Einsamkeit als freundlicher Bote gefunden, und ich bin Dir für denselben zu brüderlichem Dank verpflichtet. Wenn Ihr Lieben von euerm Landsitz aus bisweilen nach dem „blauen" Berge herüberblickt und eures einsamen Freundes liebend gedenkt, so erinnert mich meine nächste Umgebung gar häufig an Euch, und läßt mich wünschen, daß unsere schwer leidende Schwester Susette mit Dir einige Wochen zur Erholung hier weilen möchte. Freilich müßte das Wetter besser sein, als es ist, denn wir haben über Wärme und Trockenheit keine Klage zu führen. Indes bin ich wohl zufrieden, daß ich wieder einmal ein wenig zu mir selber kommen und im stillen Umgang mit dem HErrn leben kann. Ich danke Dir herzlich dafür, daß Du meine teure Frau besuchen wolltest; wie ich höre, muß sie noch das Bett hüten; ich werde Dir herzlich dafür verbunden sein, wenn Du sie in den Kreis Deiner Besuche einschließen willst. Indes hoffe ich, Dich, so der HErr will, in kurzer Zeit wieder zu sehen. Der HErr stärke Dich und erleichtere Dir deine Sorge. In treuer Bruderliebe Dein alter Bruder Blumhardt."

Die mancherlei Sorgen und Prüfungen, welche Blumhardt als zärtlicher Familienvater durchzukämpfen hatte, waren ihm oft sehr hemmend in seiner Arbeit und legten ihm bei seinem mächtigen Arbeitstrieb manche Verleugnung auf. Er mußte gar manches, was er mit großer Freudigkeit begonnen hatte, unterbrechen oder liegen lassen. Dies war auch ein Hauptgrund, der ihn veranlaßte, die Missionszöglinge immer wieder zum Ledigbleiben zu ermahnen, weil ein verheirateter Missionar doch nur halb zu rechnen sei, wobei er mit Spittler gleichfalls völlig harmonierte, und beide hatten in Barth einen treuen Bundesgenossen. Im Januar 1837 schreibt in dieser Hinsicht Spittler an Dr. Barth in Calw: „Dein uns mitgeteilter

Heiratsvers hat hier viel Anklang gefunden, besonders bei Blumhardt, und verdient in goldenem Rahmen im Missionssitzungszimmer aufgehängt zu werden. Barth hatte nämlich kurz zuvor auf die Nachricht von der Verheiratung einer ganzen Anzahl junger Missionare und im Blick auf die sich ergebenden Familiensorgen der schon verheirateten Brüder einem Brief an Spittler folgende scherzhafte Parodie beigefügt:

„Eins geht da, das andere dort
In den heil'gen Eh'stand fort,
Ungefragt ob die und der
Nicht noch besser ledig wär'!"

Am 26. Oktober 1838 schreibt Spittler an Dr. Barth in Calw: „Besonderen Kummer macht jetzt unseres lieben Inspektor Blumhardts sehr geschwächter Gesundheitszustand; sein Husten mattet ihn ab, Magen- und Brustleiden auch sehr; er muß sich von den Geschäften zurückziehen, was ihm fast unmöglich ist. Mit jedem Tag erwarten wir Bruder Ostertag, der ihn dann unterstützen soll." Kaum war Ostertag bei ihm als Gehilfe eingetreten, so brach auch seine letzte Kraft zusammen, und unerwartet schnell kam sein Ende heran. Von der kranken Gattin, der fernen Tochter konnte er sich nicht mehr verabschieden. Dagegen bat er die Zöglinge wiederholt um einen stärkenden Gesang, weil es nun bald zum Sterben gehe. Er segnete noch die singenden Zöglinge ein und schlief (nach Dr. Gunderts Bericht in Herzogs Realencyclopädie) unter den Gebeten Spittlers, Zellers und Ostertags im Frieden ein den 19. Dezember 1838.

Für Spittler war das ein herber Verlust, und eine Reihe von Jahren hindurch kehrte in den Briefen Spittlers an seine Freunde der wehmütige Refrain immer wieder, wie schmerzlich er seinen lieben Bruder Blumhardt vermisse.

Blumhardts Heimgang war aber auch ein großer Verlust für die Missionssache. Denn er hatte trotz aller körperlichen Schwachheit durch die Tiefe seines Geistes und Gemüts, seine große Treue und durch sein innig frommes Wesen und seinen heiligen Ernst in der Leitung der Missionssache dieses Werk des HErrn mächtig gefördert und ihm aus der Christenheit viele Freunde zugeführt. Er hatte durch sein mildes, liebendes, versöhnliches Wesen manchen Gegner der Mission überwunden und zum Bundesgenossen gemacht; und

vor allem hatte er das Basler Missionshaus zu einem rechten Bethaus gemacht; denn die Macht des Gebets hatte er von Jugend auf als eine Realität erprobt und daher fleißig geübt, und besonders auch in der Missionsleitung als einen der mächtigsten Faktoren erkannt. In diesem Stück befand er sich in voller Übereinstimmung mit seinem Freund Spittler, so verschieden auch sonst ihr Naturell war. Und wie sich diese beiden Freunde förderten und ergänzten, zeichnet uns Gundert sehr richtig in der oben citierten biographischen Skizze Blumhardts, worin es heißt: „Anzuerkennen ist, daß, so wertvoll für den Feuergeist Spittlers ein dämpfendes Element war, wie es Blumhardt bildete, doch Blumhardt mit seiner ängstlichen Vorsicht und vorherrschend kontemplativen Geistesrichtung von der Anlehnung an den produktiven, willenskräftigen und klug berechnenden Spittler den größeren Nutzen zog."

Kaum war Blumhardt gestorben, so finden wir Spittler bald in voller Thätigkeit, nach einem passenden Nachfolger für ihn zu suchen. Nachdem zuerst Candidat Ostertag der Komitee als Augenzeuge einen eingehenden Bericht über die letzten Tage seines Oheims Blumhardt erstattet hatte, wurde eine Zeitlang die Frage in Erwägung gezogen, ob nicht gerade Ostertag der Mann dazu wäre, welcher am ehesten im Sinn und Geist Blumhardts den Posten übernehmen könnte. Auch waren zu Gunsten dieses Gedankens Äußerungen Blumhardts angeführt, als wäre es gewissermaßen Blumhardts letztes Vermächtnis gewesen, daß Ostertag mit Missionar Mögling zusammen gemeinsam das Inspektorat fortführen sollte. Allein dieser Gedanke stieß auf eine gewaltige Opposition, welche insbesondere der treue Freund und Förderer der Basler Mission, Dr. Barth in Calw, mit Entschiedenheit vertrat; und Spittler wurde nun von der Komitee förmlich beauftragt, mit den Missionsfreunden in Würtemberg deshalb in Korrespondenz zu treten. Von allen Seiten wurde nun auf Dr. Barth hingewiesen als den geeignetsten Nachfolger Blumhardts, und die Basler Komitee sprach sich auch einstimmig für die Wahl aus, nur Barth selbst war total anderer Ansicht. Am 24. Dezember 1838 schrieb Barth an Spittler unter anderem folgendes: „Daß kaum Jemand in Würtemberg sein mag, dem der Heimgang des lieben Blumhardt banger gemacht hat als mir, kannst Du Dir wohl denken. Daß die einstimmige Wahl der verehrten Komiteemitglieder auf mich gefallen ist, finde ich natürlich,

weil sie mich eben nicht genau kennen und nicht wissen, wie wenig ich für diesen Posten tauge. Einige Eigenschaften, die dabei als wünschenswert erscheinen müssen, besitze ich allerdings, z. B. die Bekanntschaft mit der Missionssache überhaupt, das Vertrauen der von Basel ausgegangenen mir sämtlich persönlich bekannten Missionare 2c. Aber an anderen noch viel wichtigeren Fähigkeiten fehlt es mir gänzlich und finde mich nicht berufen, dies im einzelnen nachzuweisen. Wenn ich nun bei genauer Kenntnis meiner selbst und nach vielseitiger Prüfung in vollem heiligem Ernst und vor dem Angesicht Gottes erkläre, daß ich es als eine Gewissenlosigkeit ansehen müßte, wenn ich den Ruf annähme, weil ich nicht leisten könnte, was erfordert wird, so wird hoffentlich dadurch jede weitere Anforderung an mich abgeschnitten sein. Dazu kommt, daß ich durchaus nicht einsehen kann, wie ich nach Basel gehen könnte, ohne mein doppeltes Geschäft geradezu preiszugeben, da es so ganz und gar mit meiner Persönlichkeit zusammenhängt" 2c. Schließlich führte er noch als Grund sein körperliches Leiden (Brustkrankheit) und Mangel an Elasticität an und empfiehlt Wilhelm Hoffmann, Diakonus in Winnenden und Karl Werner, Pfarrer in Effringen zur Wahl als geeignete Männer, warnt jedoch vor Übereilung.

Durch diese Erklärung ließ sich jedoch Spittler nicht abhalten, am 3. Januar 1839 abermals an Barth zu schreiben und ihn dringend zu bitten, sich die Sache noch einmal ruhig und reiflich zu überlegen, ob er nicht doch sich entschließen könnte, die Wahl anzunehmen, über die außer Barth selbst jedermann derselben Ansicht sei, daß nämlich er der geeignete Mann sei. Darauf erfolgte am 8. Januar ebenso bestimmt als klar der Nachweis, daß er Calw resp. seinen dortigen Posten nicht verlassen dürfe noch könne, woselbst er eine seiner Individualität entsprechende, sehr ausgedehnte litterarische Wirksamkeit habe, die ihm Gott anvertraut. Er weist dabei auf die mehr als 200,000 Bändchen christlicher Schriften hin, die ihm bis jetzt gelungen sei hinauszusenden, und so manches, was speziell mit seiner Persönlichkeit eben zusammenhänge. Endlich fügt er aber noch als triftigsten Grund seiner Weigerung das offene Bekenntnis bei, daß gewichtige dogmatische Differenzen ihn von der kirchlichen Konfession trennen, auf deren Grundfesten nach dem bestimmten Wunsch der Komitee die Missionsanstalt ruhen solle. Mit solcher Heterodoxie aber wäre es ihm vollends unmöglich das Inspektorat zu übernehmen.

Spittler wandte sich nun an eine Reihe von Missionsfreunden, um ihre Ansichten und Vorschläge zu erbitten, z. B. an Kapff und Hoffmann in Kornthal, an den alten Bruder Josenhans in Leonberg, Diakonus Christian in Tuttlingen, an Bahnmaier in Kirchheim und manche andere. Von allen Seiten liefen Vorschläge und Urteile ein, welche der Komitee zur Erwägung und Beratung vorgelegt wurden und zeigten, wie wichtig man im allgemeinen die Besetzung dieses Postens unter den Missionsfreunden nehme. Von Bahnmaier in Kirchheim lief ein eingehendes, äußerst sorgfältig ausgearbeitetes Gutachten über die Inspektorsfrage ein, und von ihm wurde als Inspektor in Vorschlag gebracht, falls Barth ablehnen sollte, Helfer Hofacker in Stuttgart, Helfer Hoffmann in Winnenden, Missionar Gobat und Stadtpfarrer Faulhaber in Lauffen. Als Mitarbeiter schlägt er vor Repetent Josenhans, Pfarrer Blumhardt in Möttlingen, Pfarrer Werner in Effringen und Vikar Schauffler. Leider etwas spät erst wurde auch ein Mann um sein Urteil gefragt, welcher damals in Basel in einer gesegneten Wirksamkeit stand und zu den bedeutendsten und selbständigsten religiösen Persönlichkeiten aller Zeiten gehörte; und dem von dem hohen Wert des Wortes Gottes, auf dem er unerschütterlich fest stund, tiefe Blicke vergönnt waren in die Schäden und Bedürfnisse der damaligen Zeit; dieser Mann war Professor Beck.

Joh. Tob. Beck, geb. 22. Februar 1804 in Würtemberg, war, nachdem er vom Jahr 1829—1836 in Mergentheim als Stadtpfarrer und Oberpräceptor gewirkt, und durch manche ganz gediegene theologische Arbeiten sich als einen ernsten Bibeltheologen nach dem Muster Bengels und Roos und anderer erwiesen hatte, im Jahr 1836 von dem Verein für christlich theologische Wissenschaft in Basel auf den neu gegründeten Lehrstuhl berufen worden, welcher den Zweck hatte, dem Einfluß der kritischen Theologie, welche damals durch De Wette so erfolgreich vertreten war, entgegenzuwirken. Beck war den meisten Basler Brüdern, welche in jener Zeit die positive Richtung vertraten, befreundet; besonders nahe stund er dem Inspektor Zeller in Beuggen. Er hatte mit Freuden den Ruf angenommen; auch fand seine Wirksamkeit anfangs lebhaften Widerhall. Er hielt es, wie er selbst sagte, für seinen ausschließlichen Lebensberuf, die christliche Lehrwissenschaft, wie sie in den Urkunden der heiligen Schrift niedergelegt ist, als ein selbständiges System zu

bebauen, ohne dabei an wissenschaftlicher Begründung und Rechtfertigung es fehlen zu lassen. So trat er mit großer Sicherheit und unerschütterlicher Kraft für das Bibelwort ein als erklärter Gegner der De Wette'schen Theologie, während er De Wette selbst persönlich wegen seiner Wahrheitsliebe, Biederkeit und Anspruchslosigkeit achten und lieben lernte. Bald aber fühlte er sich auch gedrungen eine entschieden kritische und freimütige Stellung einzunehmen gegen einen gewissen sektiererischen Pietismus, von welchem er glaubte, daß er von der biblischen Einfachheit und Nüchternheit vielfach abweiche und mit der schlichten apostolischen Wirksamkeit im Widerspruch stehe. Das englisch-methodistische Christentum war ihm zuwider, da ihm alle Macherei und Treiberei als unlauter verhaßt war. Aber auch gegen die herrschende Missionspraxis (nicht gegen die Mission überhaupt) hatte er seine großen Bedenken, indem nach seiner Anschauung von den biblischen Weissagungen der Endzeit und Macht Gottes gar manches vorbehalten bleiben sollte, was nicht wenige liebe und ernste Christen in ihrem Übereifer vorgreifend mit allerlei Mitteln, die er für künstlich und unbiblisch hielt, machen und erzwingen wollen. Man thue damit, meinte er, dem Plane Gottes Gewalt an und halte die Gläubigen vielfach von der Erfüllung ihrer nächsten Pflicht ab, indem man sich mit der Not in der Ferne beschäftige. Im Jahr 1838 hatte er an seinem Geburtstag seine geliebte erste Frau verloren, welche ihm sechs unmündige Kinder hinterließ; außerdem traf ihn noch allerlei häusliches schweres Ungemach. In demselben Jahr hielt er die Missionsfestrede, in welcher er manche tiefe, aber auch harte Wahrheiten aussprach, welche manche nicht ertragen konnten, was jedoch gewiß der Sache selbst zur Läuterung dienen mußte. Allein manche liebe Brüder zogen sich mehr und mehr von ihm zurück, und er fühlte sich nach und nach ziemlich isoliert, was ihm nicht leicht geworden ist.

Als nun nach dem Tod Blumhardts die Wahl eines neuen Inspektors die Missionskomitee eifrigst beschäftigte und man von allen Seiten Rat und Gutachten einholte, war zunächst von Becks Urteil längere Zeit Umgang genommen worden, vermutlich mit Rücksicht auf seine in letzter Zeit offen ausgesprochene und dem Komitee wohl bekannte Anschauungsweise in Sachen der Mission. Erst im Februar 1839 trat Spittler über diese Angelegenheit auch mit ihm im Auftrag der Komitee in Korrespondenz und erbat sich sein Urteil

über „die Requisiten eines künftigen Inspektors am Missionshaus, sowie um etwaige sonstige Vorschläge.“ Allein die Antwort Becks fiel jetzt entschieden ablehnend aus: „Wäre diese Frage“, schrieb er unter anderem, „zur rechten Zeit an mich gekommen, so hätte ich mit Freuden und nach Kräften geantwortet. Jetzt wäre es aber post festum. Man hat Monate lang, ohne mich darum zu fragen, von entfernten Freunden Stimmen gesammelt, die Hauptsache fast zur Vollendung geführt, obwohl ich die hiesigen und würtembergischen Verhältnisse genau kenne und am nächsten wohne. Ich kann daher auf Ihren Vorschlag jetzt nicht mehr eingehen.“

Spittler war über diese Antwort des von ihm aufrichtig hochgeschätzten Mannes ziemlich deprimiert, um so mehr als er sich sagen mußte, daß man in dieser Sache Beck gegenüber allerdings nicht ganz korrekt gehandelt. Gern hätte er die weiteren Unterhandlungen in andere Hände gelegt, allein Präsident Bernoulli ermunterte ihn in einem dringenden, vertrauensvollen Schreiben, in der Sache nicht müde zu werden; und Papa Josenhans von Leonberg wünschte, daß Spittler persönlich nach Würtemberg komme und die angeknüpften Unterhandlungen zum Abschluß bringe. „Dr. Barth“, meinte Josenhans, „würde wohl am besten zum Inspektor passen, nur seine Ansichten über die Versöhnungslehre sind uns bedenklich.“ Barth selbst riet wiederholt dazu, Hoffmann zu berufen. Somit kam vor allem Hoffmann und Werner in Betracht, über welche beide sich Vater Josenhans in einem eingehenden Brief an Spittler sehr offen und unparteiisch aussprach. Kapff, damals Pfarrer in Kornthal, empfahl gleichfalls Hoffmann angelegentlich, und so wurde es auch dem Komitee mehr und mehr klar, daß es ihre Pflicht sei, an Hoffmann einen vertrauensvollen Ruf ergehen zu lassen. In diesem Ruf heißt es unter anderem: „Nach einem mit Einstimmigkeit im Aufblick auf den HErrn gefaßten Beschluß berufen wir Sie in seinem Namen zu einem Inspektor der hiesigen evangelischen Missionsgesellschaft.“

Wilhelm Hoffmann war geboren 1806 in Leonberg, verlebte seine Knabenzeit in Kornthal, war nach vollendeter Studienzeit in Tübingen, wo er besonders mit Blumhardt (Pfarrer in Boll), Kapff (Prälat in Stuttgart) und Hofacker einen Freundschaftsbund schloß; drei Jahre Vikar in Heumaden, ein Jahr Repetent in Tübingen, hernach auf das Diakonat in Winnenden ernannt, wo er fünf Jahre lang seinen arbeits- und erfahrungsreichen Posten, mit dem auch

das seelsorgerliche Amt an der erst neubegründeten Irrenanstalt verbunden war, mit großer Treue, aber auch auf Kosten seiner Kraft verwaltete. Da er eben sich mit dem Gedanken beschäftigte, sich nach einem weniger aufreibenden Wirkungskreis umzusehen, erhielt er ungefähr zu gleicher Zeit Einladungen zu einer theologischen Professur in Marburg und Dorpat, wie auf das Inspektorat in Basel. Nach reiflicher Überlegung und Beratung mit Eltern, Freunden und Vorgesetzten, deren Urteile merkwürdigerweise alle darin zusammenstimmten: „du sollst nach Basel gehen"; entschied er sich für Letzteres und konnte später rühmen: „das Amt eines Missionsinspektors ist das herrlichste, was ich bekleidet habe und je bekleiden werde"; und hat auch in späteren Zeiten dieses Urteil nie zurückgenommen.

Im Frühjahr 1839 zog er mit seiner lieben Frau und drei Kindern in einer großen Kutsche über den Schwarzwald nach Basel, wo er nach dreitägiger Fahrt glücklich eintraf und mit Freuden aufgenommen wurde. Im Mai desselben Jahres trat er sein Amt an, dem er mit Lust, Energie und reichem Segen eilf Jahre seiner besten Kraft widmete. Als theologische Lehrer traf er am Missionshaus Ostertag und Staudt an. Als im Jahr 1843 sein ehrwürdiger Vater im Auftrag der Gemeinde Kornthal ihn zu ihrem Pfarrer in die Heimat reklamieren wollte, nachdem der bisherige Pfarrer, sein Freund Kapff, Dekan in Münsingen geworden war, glaubte das Komitee ihn nicht entbehren zu können, und Pfarrer Sarasin wurde beauftragt nach Kornthal zu reisen und mit der Gemeinde darüber zu verhandeln. An seiner Stelle trat sein bisheriger Mitarbeiter am Missionshaus, Staudt, in das Pfarramt in Kornthal ein, während Hoffmann in demselben Jahre die durch Professor Becks Berufung nach Tübingen erledigte außerordentliche Professur an der Universität Basel übernahm und gleichzeitig mit dem Inspektorat bis zum Jahr 1850 mit Ehren bekleidete.

Spittler betrachtete Hoffmanns Eintritt ins Inspektorat als einen großen Gewinn für die Sache der Mission und sprach sich in seiner Korrespondenz öfter darüber dankbar aus, daß der HErr so gnädig für Basel gesorgt habe, obwohl immer wieder das Heimweh nach dem seligen Freund Blumhardt sich geltend machte. Allein Hoffmanns offenes, liebenswürdiges und zugleich geistvolles Wesen, verbunden mit einem ungemein praktischen Sinn, gewann aller Herzen und verband ihn auch mit Spittler in einer so brüderlich harmoni-

schen Weise, umsomehr, als er mit Spittler eine feurige Phantasie und eine immer lebendige Triebkraft des Wirkens gemein hatte. Beide Männer haben sich gegenseitig trefflich verstanden, hoch geschätzt und innig geliebt; und auch in späteren Zeiten, als Hoffmann längst in Berlin in Amt und Würden stund, dauerte die brüderliche Korrespondenz fort und bezeugte, daß die Liebe zum HErrn und seiner Reichssache sie trotz der Verschiedenheit der individuellen Anschauung und Lebensstellung fest verbunden hielt.

Spittler hatte nach dem Tod seines Freundes Blumhardt die Sorge für die äußeren Angelegenheiten seiner Witwe übernommen und hatte als Vogt derselben allerlei neue Pflichten zu erfüllen, die ihm manche Not bereiteten. Dieselbe besaß in Basel ein Gut, genannt „zum Rosengarten", hart neben dem alten Missionshaus gelegen, dessen Erhaltung ihr viel Mühe und Kosten verursachte. Spittler suchte daher das Gut zu verkaufen oder zu verpachten. Bei dieser Absicht geriet er einst in die Hände eines unredlichen Menschen, was ihn in große Verlegenheit brachte, und wobei er nur unter empfindlichem Verlust die unpraktisch eingeleiteten Unterhandlungen rückgängig machen konnte, um Frau Blumhardt vor großem Schaden zu bewahren. Die dabei erwachsenen, nicht unbedeutenden Kosten hatte Spittler, obwohl es ihm selbst nicht leicht geworden, in aller Stille persönlich getragen, um die Witwe seines teuern Freundes damit zu verschonen. Da wurde ihm gerade diese Summe eines Tags von unbekannter Seite unerwartet wieder ersetzt, was für Spittler eine mächtige Glaubensstärkung geworden ist. Das Gut kaufte in der Folge Herr Linder-Passavant (um 14,000 Franken) und übernahm dabei die Verpflichtung, es solle der Mission erhalten bleiben. Ein Klavier, welches Frau Blumhardt damals zu verkaufen suchte, wußte Spittler durch Veranstaltung einer Kollekte im Kreis einiger Freunde der Anstalt Beuggen zuzuwenden, und so nach zwei Seiten hin damit ein gutes Werk zu schaffen. — Im Juli 1841 reiste Frau Inspektor Blumhardt ab nach Stuttgart, um dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen, und Spittler schreibt darüber an Werner: „Mit der teuren Witwe Blumhardt scheidet nun der letzte Rest der mir so teuren Familie aus Basel, was mich mit tiefer Wehmut erfüllt."

Eine zahlreiche Sammlung von Briefen von Frau Blumhardt an Spittler, deren Mitteilung wir uns versagen müssen, bezeugt

wie liebevoll Spittler auch noch in der späteren Zeit dieser Frau mit Rat und That in allen Dingen beistund und wie wohlthuend es für sie war, ihr oftmals durch äußere und innere Nöten bedrängtes Herz ihm vertrauensvoll ausschütten zu dürfen.

---

16. Chrischona und ihre erste Bestimmung.

Auf einem der Basel nächst gelegenen Vorberge des südlichen Schwarzwaldes liegt auf waldiger Scheitelhöhe an hervorragender Stelle die St. Chrischona Kapelle, in einer Höhe von 280 Meter über dem Niveau des Rhein, 526 Meter über dem Meer. Der nach dieser Kapelle, einem ehemals viel besuchten Wallfahrtskirchlein, genannte Chrischona Hügel ist der einzige zu Basel-Stadt gehörige Berg, und wird wegen der prachtvollen Fernsicht, die das Auge hier oben genießt, besonders von der ummauerten Terrasse nach Süden hin, wo die Hochalpen vom Säntis bis zur Jungfrau sichtbar werden, der „Basler Rigi" genannt.

Das Kirchlein nimmt unstreitig einen der bevorzugtesten Punkte ein in der ganzen Gegend. Denn bei relativ mäßiger Höhe, die ohne Mühe zu ersteigen ist, und doch ohne dem Jagen und Treiben der Außenwelt allzunahe gerückt zu sein, vielmehr in wohlthuend feierlicher Stille zurückgezogen, bildet es auf Felsen von Jurakalk gegründet, nicht wie ein Kriegsbollwerk für Zwecke des Kampfes geeignet, sondern wie ein nach oben weisendes Friedenszeichen eine weithin sichtbare, erhabene Warte, von welcher aus sich unvergleichlich liebliche und doch wieder großartige Bilder in der Nähe und Ferne den Blicken darbieten, welche der herrliche Rhein wie ein Silberfaden durchzieht und die Gipfel des Schwarzwalds, der Vogesen, der Juraketten und der im Süden aufragenden Hochalpen in der mannigfaltigsten Gruppierung umrahmen.

Über die Urgeschichte des Kirchleins gibt es viel Sagenhaftes, aber wenig historisch Festgestelltes; immerhin reicht sein Ursprung ins graue Altertum zurück. Der Turm, ohne Zweifel der älteste Teil des Baus, mag in noch heidnischen Zeiten als Wartturm gedient haben, und an ihn erst wurde, der Sage nach, schon im dritten

Jahrhundert nach Christi Geburt eine Kapelle aufgebaut zum Gedächtnis der heiligen Chrischona, welche hier oben von Basel-Augst aus begraben worden sein soll. Ob diese heilige Chrischona oder Christiana als Begleiterin der heiligen Ursula auf ihrer Rückkehr von einer Wallfahrt nach Rom, wie eine Legende erzählt, oder als erlauchtes Glied eines altadeligen Geschlechts von dem benachbarten Schlosse Pfeffingen stammend, wie eine andere Überlieferung annimmt, in Ausführung eines frommen Gelübdes die Kapelle erbauen ließ, etwa um dieselbe Zeit, wie die Schwesterkirchen zu Tüllingen und St. Margareten (welche von deren Schwestern St. Ottilie und St. Margareten gestiftet sein sollen) ist schwer zu untersuchen. Die Geschichtsschreiber Wursteisen, Thurneisen, Ochs, Hagenbach, Gelpke und andere geben darüber sehr verschiedenen Vermutungen und Berichten Ausdruck, jedoch ohne zu einer Sicherheit zu führen. Einer noch vorhandenen Inschrift zufolge wurde anno 1516 (In dem Jahr, da man zählt nach der Geburt des HErrn 1516 bin ich usbereit, Gott zu Lob und der Ehrbarkeit) die Kapelle zu einem Kirchlein vergrößert. Im Jahr 1644 wurde die Kirche von den Schweden ausgeraubt und teilweise demoliert und konnte kaum mehr einem regelmäßigen Gottesdienst dienen. Dennoch hat sich der kirchliche Gebrauch erhalten bis heute, daß am Pfingst- und Ostermontag hier eine Predigt gehalten werden soll (vgl. Thurneisen pag. 833), was seit einer Reihe von Jahren von der Pfarrei Riehen aus geschieht. Spittler hatte von Riehen aus, nachdem er im Jahr 1838 den Pilgerhof erworben hatte, wo er von da an Sommers manchmal mit seiner leidenden Gattin wohnte, das zerfallende Chrischonakirchlein oft betrachtet und dabei den Wunsch bewegt, es möchte dieses alte Gotteshaus, das seit längerer Zeit schon dem Besitzer des Gutes, welches das Kirchlein umgab, als Remise für Heu, Holz und andere Dinge diente, wieder gottesdienstlichen Zwecken zurückgegeben werden.

Wir haben oben gesehen (Abschnitt De Valenti), daß Spittler die Pilgerschule in Riehen nach De Valentis Wegzug nach Bern vorerst nicht fortsetzen mochte. Dennoch hoffte er, der HErr werde ihm Gelegenheit geben, diese Angelegenheit in einer neuen Form zur rechten Zeit wieder aufzunehmen. So reifte nach und nach der Plan in ihm, das Chrischonakirchlein seinem ruinenhaften Zustand zu entziehen und in demselben eine Pilgermissionsschule einzurichten.

Im Jahr 1837 hatte Schwager Bahnmaier zu seinem tiefen Schmerz seine geliebte Frau, Spittlers Schwester, durch den Tod verloren. Auf Spittlers dringende Bitte machte er im folgenden Jahr eine Erholungsreise nach Basel, und bei dieser Gelegenheit bestiegen Spittler und Bahnmaier miteinander den Chrischonaberg, und nachdem sie sich an der herrlichen Aussicht, über welche Bahnmaier ganz entzückt war, erlabt hatten, betrachteten sie die als Schuppen dienende Kirche. Bei dieser Gelegenheit wurde der Plan Spittlers eingehend besprochen, von Bahnmaier gut geheißen und der Beschluß gefaßt, die Sache nun energisch an die Hand zu nehmen. Im Sommer des Jahres 1839 erfuhr Spittler, daß der Eigentümer des Chrischonaguts geneigt wäre, das Gut eventuell zu einem „christlichen Preis" abzugeben. Da begab sich denn Spittler mit Inspektor Arnold vom Pilgerhof auf den Berg, um mit dem Besitzer Rücksprache zu nehmen. Dieser forderte 30,000 Franken als billigste Kaufsumme, was natürlich den beiden Freunden viel zu hoch erschien, und so kehrten sie scheinbar unverrichteter Dinge wieder zurück. Allein folgenden Tages wurde es Spittler klar, daß es sich eigentlich zunächst nur um die Kirche handle, welche nicht Eigentum des Bauern war. Schon seit der Reformation gehörte die Kirche zum Kirchengut in Basel: allein seit ihrer Verwüstung durch die schwedischen Kriegsvölker wurde an ihr keine Restauration vorgenommen, so daß sie nach und nach zu einer völligen Ruine zu werden drohte. Ein Mitglied des Deputatenamts, Herr Laroche, mit dem Spittler bald darauf zusammentraf, versicherte ihn, daß diese Behörde sehr geneigt sei, die Kirche und den dazu gehörigen Kirchhof gegen eine billige Miete auf eine Anzahl von Jahren zu überlassen; es sei dazu nur eine Bittschrift nötig. Voll Freude über diese Aussicht schrieb er dies einem seiner Freunde und fügte bei: „Nun ist mir eine Last vom Hals, daß aus dem Kauf nichts geworden ist. Später läßt sich dann durch Tausch oder Kauf weiteres machen. Wir wollen beten, daß etwas zur Ehre des HErrn dabei herauskomme." Nun legte Spittler dem Basler Deputatenamt ein schriftliches Gesuch vor um die Erlaubnis, das Kirchlein zu St. Chrischona der Entweihung entziehen, renovieren und ihm die Bestimmung eines Gotteshauses wieder geben zu dürfen durch Gründung einer Anstalt daselbst für die Pilgermission. Nach längeren Verhandlungen wurde diesem Gesuch unter folgenden Bedingungen entsprochen:

1. Die Regierung sorgt fortan nur für den Unterhalt des Daches und der Mauern. Der Übernehmer des Kirchleins, Spittler, hat die innere Wiederherstellung und Einrichtung ganz auf seine Kosten auszuführen.
2. Um das Eigentumsrecht des Staats zu wahren, wird eine jährliche Miete von Fr. 5 festgesetzt.

Dieser Beschluß wurde Spittler schriftlich zugestellt, und er nahm diesen Entscheid als eine gnädige Fügung aus Gottes Hand an und suchte nun mit allem Eifer das Seinige zu thun, um hier ein Gott wohlgefälliges und der Sache Seines Reiches dienendes Werk in stand zu setzen.

Anfangs März 1840 begab sich Spittler mit seiner Tochter, Schreinermeister Epple und dem ersten Zögling, Josef Mohr, der ein Zimmermann war, auf den Berg und nahm Besitz von dem Kirchlein, und zwar in feierlichster Weise. In der Mitte des ruinenhaften Gebäudes, so wird uns erzählt, knieten sie zusammen nieder, dankten dem HErrn für die Gabe, beteten um Gnade und Segen, daß aus der Ruine wieder in Wahrheit ein Gotteshaus werden möge, und stellten es unter seinen allmächtigen Schutz. Zunächst wurde nun das Kirchlein ausgeräumt; da war nirgends ein Fußboden, ein Fenster, eine Decke mehr vorhanden; die Kanzel war in der Ecke an einem Stricke aufgehängt. Dann wurde die Sakristei gereinigt und notdürftig bewohnbar gemacht; eine Menge Totengebeine und Schutt mußte hinausgeschafft werden. Unter dem Turm wurde eine Küche eingerichtet und darunter ein kleiner Keller gegraben. Als nun die Pläne und Berechnungen zur weiteren Restauration der Kirche gemacht werden konnten, zeigte sich, daß die Kosten doch über Erwarten hoch sich stellten und überdies das Baumaterial überaus schwierig sich auf den Berg transportieren lasse. Allein Spittler hatte Mut und Glauben, fuhr fort, die Sache eifrigst zu betreiben und ließ sich keine Mühe verdrießen. Von der Basler Baubehörde erbat er sich vorhandenes älteres Baumaterial und alte Fenster, was ihm auch freundlich gewährt wurde, und überdies wurden ihm noch 800 Franken für die dringendsten Reparaturen aus der Staatskasse bewilligt. Nun suchte Spittler, um alles in richtigen Stand setzen zu können, ein Darlehen von 6000 Franken a. W. in Aktien à 15 Fr. aufzunehmen, was ihm auch bald gelang; der HErr hatte manche Herzen und Hände dazu willig gemacht.

Die Arbeit ging nun unter der uneigennützigen Leitung eines christlichen Freundes langsam, aber in zweckmäßigster Weise von statten; im Turm wurden einige Zimmer, unter dem Kirchendach Lehrsäle, und über dem Chor ein Schlafsaal eingerichtet; dann in der Kirche selbst alles hübsch geweißt und an die Wände passende Bibelsprüche gesetzt, so daß nach und nach das Ganze ein einfaches aber würdiges Aussehen erlangte und die eigentliche Anstalt eröffnet werden konnte. Allein der Anfang dieser Anstalt war in Wahrheit ein senfkornartiger zu nennen, namentlich auch in Beziehung auf die Zöglinge, die darin zum Missionsdienst vorbereitet werden sollten. Ein Zögling machte den Anfang, geraume Zeit ehe nur ein Lehrer für die Anstalt gewonnen werden konnte. Dieser Zögling war der schon genannte

Josef Mohr, 1814 bei Ravensburg von katholischen Eltern geboren, seines Berufs ein Zimmermann, hatte er sich um Aufnahme ins Missionshaus gemeldet. Allein dort fand man nach einiger Zeit, daß es diesem schlichten Manne bei allem Eifer zu schwer werde, die daselbst nötige wissenschaftliche Vorbildung zu erlangen, und er deshalb wieder entlassen werden mußte. Wiederholt wandte sich Mohr in großer Betrübnis über diese Aussicht an Spittler, als Mitglied der Missionskomitee und bat ihn um seinen Rat. Gar gern hätte er eben doch, wenn auch in untergeordneter Weise, sich in den Dienst des HErrn gestellt. Da überlegte Spittler bei sich, ob nicht Mohr vielleicht ein Mann wäre, der bei der Reparatur des alten Chrischona-Kirchleins zunächst sich nützlich machen, und dann, wenn er bei dieser Gelegenheit seine Demut und seinen christlichen Eifer erprobt hätte, als erster Zögling der neuen Anstalt aufgenommen werden könnte. Und so geschah es auch. Lang ehe die baulichen Arbeiten vollendet waren, zog er in die leidlich wohnlich eingerichtete Sakristei ein, um dort zuerst bei den baulichen Arbeiten zu helfen, später nebst einigen andern Brüdern zum Besten der Anstalt Knopfmacherei zu betreiben und daneben vornehmlich biblischen Unterricht zu empfangen, sowie so viel als möglich Bibeln, Testamente und Traktate zu verbreiten.

Aus dem Tagebuch, welches Josef Mohr von seinem Eintritt auf Chrischona an auf Verlangen Spittlers führte, seien nur einige Notizen hier angeführt:

Den 7. Februar 1840, an einem Freitag, habe ich das Magazin ausgeräumt, alte Dielen hereingeschafft und hernach das Chor

helfen ausräumen. Dies ist der erste Tag, an dem mir Gott Gnade und Kraft schenkte, die Arbeit zu beginnen an diesem großen und wichtigen Vornehmen.

Den 8. Februar. Die Sakristei ausgeräumt.

Den 10. Februar. Die Knopfmaschine von Riehen heraufgebracht.

Den 15. Februar fing ich an den Kirchhof zu planieren; Herr Pfarrer Wenk von Riehen besuchte mich.

Den 20. Februar. Beine in der Taubstummenanstalt in Riehen ausgelesen und die brauchbaren heimgenommen zum Knopfdrehen.

Den 5. März habe ich den Ofen auffetzen wollen und konnte es nicht.

Den 7. März mein Zimmer aufgewaschen, nachts 11 Uhr in dasselbe eingezogen und das erstemal darin geschlafen. — Einige Tage später heißt es: heute Besenreis gesucht und Besen gemacht.

Den 9. April im Turm eine Raumöffnung gemacht zu einem Thürgerüst, ein Fremdenbuch zu halten angefangen; bei Schaub (dem Chrischonabauer) eine Predigt gelesen und mit Katholiken disputiert.

Den 27. April einen halben Tag gegraben unter der Kanzel nach dem Grabgewölbe der Chrischona, weil die Katholiken behaupteten, sie liege dort einbalsamiert, habe aber nichts gefunden.

Den 5. Mai ein Gärtlein gemacht.

Am 8. Juni hielt Pfarrer VonBrunn eine kräftige Pfingstpredigt in der Kirche.

Den 23. Juli. Kandidat Staudt und Christ-Sarasin besuchten mich. Wir lasen, beteten und sangen.

Den 21. September. Die Gaiß an die Kirchenmauer gebunden, daß sie weiden sollte; sie wagte sich zu weit über die Mauer, fiel hinab und erhenkte sich. Ich kam zu spät sie zu retten, mußte zum Messer greifen und sie stechen. Das war eine große Verlegenheit ꝛc."

Mohrs Wunsch, in den Missionsdienst zu treten, wurde doch noch erfüllt, indem er später in die Dienste der Basler Missionsgesellschaft aufgenommen wurde und auf der Goldküste viele Jahre lang mit großer Treue und reichem Segen arbeitete. Vor wenigen Jahren erst ist er in seiner Heimat selig entschlafen.

Zu den ersten Zöglingen der Anstalt zählt auch der damalige Schreinergeselle, heut noch in hohem Ansehen als Baurat in Jerusalem lebende Konrad Schick.

In jenen Tagen der ersten Einrichtung des alten Bergkirchleins schrieb Spittler an Pfarrer Werner in Effringen: „Auf Chrischona geht alles seinen stillen Gang. Es wird dies wohl meine letzte Arbeit sein; ich bin entschlossen jetzt nichts Neues mehr anzufangen, und so hätte ich also mit diesem Kirchlein und einem Kirchhof nun den Beschluß gemacht."

Außer der Knopffabrikation wurde bald auch Korbmacherei eingeführt, während die allmählig sich mehrenden Zöglinge die sämtlichen häuslichen Verrichtungen besorgten wie Kochen, Waschen, Flicken, Gartenarbeit 2c. Bald fanden sich Freunde der Anstalt, welche diese in großer Einfachheit und Armut geführte Haushaltung mit Lebensmitteln, Kleidern, Hausgeräten und andern Gaben unterstützten.

Im Jahr 1841 trat als erster Lehrer der Zöglinge, deren es damals vier waren, Pfarrer Gottlieb Schlatter ein und erteilte mit größter Selbstverleugnung und Treue, ohne Belohnung, den Unterricht und hielt daneben regelmäßig Gottesdienst, wozu Spittler die Erlaubnis vom Kirchenrat in Basel erbeten und erlangt hatte. Zu diesem Gottesdienst fanden sich Leute aus der ganzen Umgegend, Reformierte, Lutheraner und Katholiken ein. Schlatter war ehemals Pfarrer in St. Gallen gewesen, hatte sich später Spittler zur Verfügung gestellt und eine Zeitlang in der Martinskirche in Basel die Bibelstunde gehalten, bis er dann auf Chrischona seinen neuen Posten übernahm. Hier war es namentlich Bibelunterricht, den er mit hoher Begeisterung den Zöglingen erteilte.

1842 gab Spittler einigen christlichen Freunden in England, den vier wohlhabenden Quäkern Allen, Philipp, Forster und Grellet, welche sich für die Arbeiten Spittlers interessierten und ihn namentlich bei Gründung der Anstalt in Beuggen treulich unterstützt hatten, Bericht über die Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona, und gewann sie zur freudigen Mithülfe an diesem Werk, welches dann in der Folge der treuen Unterstützung dieser wahrhaft frommen und uneigennützigen Freunde viel zu danken hatte, indem fortan, besonders durch ihren Einfluß, von England die reichsten Gaben und die regste Teilnahme überhaupt der Pilgermission auf St. Chrischona zufloß.

Spittler hatte ja zunächst bei Gründung dieser Pilgermissionsanstalt nichts anderes im Sinn, als Jünglingen aus dem Handwerkerstand, welche in aufrichtiger Liebe zum HErrn und Eifer für sein Reich sich in den Missionsdienst gemeldet hatten, aber wegen Mangel an Begabung für die dazu notwendig erklärte wissenschaftliche und sprachliche Ausbildung abgewiesen werden mußten, Gelegenheit zu bieten, durch einfachen Unterricht in praktischen Fächern, vor allem aber im Wort Gottes, befähigt zu werden, mit dem ihnen vom HErrn anvertrauten Pfund für sein Reich zu wirken. Als Vorbereitung zu solchem Beruf schien es Spittler damals besonders notwendig, daß die Brüder Demut und Selbstverleugnung beweisen durch freudige und willige Unterordnung unter die Anstaltsverhältnisse, welche namentlich in den ersten Jahren mit großen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Demütigungen verbunden waren. Er schämte sich daher auch nicht der großen Armut, die damals auf Chrischona herrschte, während mancher Jüngling, dem die Arbeit zu sauer und die Lebensmittel zu knapp erschienen, es vorzog, nach kurzer Zeit wieder dieser Schule sich zu entziehen, wo so wenig für Bequemlichkeit und äußere Ehre zu erwarten war. Es lag bei dieser Anstalt Spittler sehr viel daran, daß sie, wie Paulus sagt 1 Thess. 2, 9, niemand beschwerlich wäre und nicht etwa Veranlassung würde, daß andere Reichsgottesanstalten durch sie verkürzt würden. Aus diesem Grund war er stets nicht allein auf die größte Einfachheit und Sparsamkeit im Anstaltsleben, sondern auch auf Einführung gewisser Industriezweige, die der Anstalt etwas einbringen könnten, bedacht und ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, für die Anstalt so viel Land und Vieh zu erwerben, daß der Ertrag derselben ein wichtiger Faktor für die Existenz der Anstalt bildete; daneben protestierte er immer wieder gegen das Ansinnen wohlmeinender Freunde, ein eigenes Blatt zu Gunsten der Pilgermission herauszugeben oder wenigstens einen Rechenschaftsbericht über die Ausgaben und Einnahmen zu veröffentlichen. „Wir wollen doch," schreibt er einmal, „jeden Anstoß zu vermeiden suchen, den andere Anstalten dadurch nehmen könnten. Mein Sinn ist, daß wir in Stille und Einfalt, ohne Geräusch in Knechtsgestalt, wie unser HErr und Meister voranging, unsern Weg machen; so lang wir in Demut und Armut bereit sind, Jesu das Kreuz nachzutragen, fehlt es am Durchkommen nicht."

Der erste Plan, welchen Spittler z. B. noch in einem Schreiben an den edlen Missionsfreund Fürst Otto von Schönburg-Waldenburg ausspricht, durch die Chrischonaanstalt vor allem tüchtige Bibelträger für die Bibelgesellschaft auszubilden, mußte bei den zunehmenden Anmeldungen mehr und mehr ausgedehnt werden. So schreibt er im August 1842 an einen Londoner Freund unter anderem: „Zwei von den Zöglingen sind von der Bibelgesellschaft mit Verbreitung der heiligen Schrift beauftragt; ich hoffe aber, daß diese Pilgermissionsbrüder auch noch als Gehilfen in Spitälern, als Hausväter und Aufseher in Anstalten 2c. willkommen sind, oder als Handlanger im Missionsdienst, wo sie als Handwerker mit Beispiel, That und Wort das Reich Jesu bauen helfen." Bald hernach trat ihm besonders aus Berichten, die er aus Amerika erhielt, die große geistige Verwahrlosung so vieler tausend deutscher und schweizerischer Auswanderer vor die Seele. Für diese Leute, welche ohne kirchlichen Verband, ohne Gottesdienst, ohne Jugendunterricht und Seelsorge, ohne Taufe und Abendmahl dort zerstreut lebend entweder ins Heidentum, oder in die Arme der römischen Kirche zurückzufallen drohten, oder die Beute schändlicher Betrüger wurden, sollte in irgend einer Weise gesorgt werden. Wie wäre es, dachte er, wenn Chrischona dazu berufen wäre, christlich gesinnte Jünglinge und Männer auszubilden, welche im Vertrauen auf den Beistand des HErrn allein und in inniger Liebe zu Ihm bereit wären, zu den als verlassene Schafe ohne Hirten in Amerikas Einöden lebenden Brüdern sich senden zu lassen und ihnen als Katecheten und Diakonen zu dienen.

Ein aus jener Zeit stammender Entwurf über Zweck und Plan der Anstalt in dieser Richtung spricht sich darüber folgendermaßen aus: Die Anstalt sollte eine Bildungsanstalt werden für entschieden gläubige, fromme und für diesen Zweck tauglich erachtete Jünglinge und junge Männer, um diese zu tüchtigen Katecheten und Diakonen zu bilden, welche seiner Zeit unter die zerstreuten deutschen Protestanten in Amerika ausgesandt werden sollen. Hiebei überlassen wir die Bildung eigentlich gelehrter und ordinierter Prediger andern höheren Anstalten und wollen zunächst nur christliche, fähige und für diesen Dienst sich willig hingebende junge Männer, die jedem Sektenwesen fremd auf dem Grund der evangelischen Kirche stehen, zu Gehilfen für die evangelischen Prediger bilden behufs geistlicher Seelenpflege und Errichtung und Leitung von Schulen. Diese Katecheten sollen also:

1. Der Jugend Unterricht in der biblischen Geschichte und der christlichen Heilslehre erteilen.
2. Kranke besuchen und der Seelenpflege obliegen.
3. An Sonn- und Festtagen oder auch in der Woche Erbauungsstunden halten, je nach den örtlichen Bedürfnissen, nach Übereinkunft mit den ihnen vorgesetzten Predigern und gemäß der von aussendenden Vereinen erhaltenen Instruktion.
4. Womöglich Schulen errichten, in denen die nötigsten Elementarfächer gelehrt werden.

Ziel der Anstalt: Die tägliche Erbauung und Förderung im christlichen Glauben und Leben nach der Lehre des Heilandes, nebst emsigem Sammeln und Anwenden nötiger und nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen, so daß das ganze Anstaltsleben ein unausgesetztes, lebendiges Lernen und Üben sei. Die Zöglinge betreiben, außer dem im Stundenplan ausgeworfenen Unterricht und Abendstunden für besondere Aufschlüsse und Belehrungen, hauptsächlich das tägliche Bibelstudium, nebenbei verrichten sie Arbeiten je nach ihren Berufskenntnissen und dem Bedarf der Anstalt für dieselbe, und reihum abgeteilt auch häusliche Geschäfte und Dienste, wie solche die Hausordnung im Allgemeinen, und im Besonderen der Vorstand der Anstalt ihnen anweist. — Die so gebildeten Katecheten und Diakone werden seiner Zeit denjenigen Hülfsvereinen zur Verfügung gestellt, deren Ziel Abhilfe der geistlichen Not deutscher Protestanten in Amerika ist.

Im März 1843 richtete Spittler an den damaligen Stadtratpräsidenten Christ in Basel ein Schreiben, worin er um gebrauchtes und noch brauchbares Material zur zweckmäßigen Einrichtung der Chrischonakirche bat, worauf ihm eine Anzahl Bänke, welche sich im Betsaal des alten Spitals vorfanden, unentgeldlich, so wie eine noch brauchbare Orgel, welche dort aufgestellt war, zu 32 Franken abgetreten wurde.

Schon seit einiger Zeit war im Missionskomitee der Plan besprochen worden, eine Art Probeanstalt oder Vorschule für das Missionshaus zu errichten, und von verschiedenen Seiten war Beuggen vorgeschlagen worden als der passendste Ort, wohin eine solche zu verlegen wäre. Allein die Sache kam nicht zur Ausführung.

Im April 1843 teilte Spittler seinem Freund Köllner in Sitzenkirch einen andern Plan mit, den er nach reiflicher Überlegung der Missionskomittee vorlegte, nämlich Chrischona zur Vorschule für

das Missionshaus zu machen. „Staudt, der bisher im Missionshaus mit Arbeiten überladen war, würde mit Papa Köllner an die Spitze treten, und der bisherige Palestinaverein würde als besonderes Pilgermissionskomitee auftreten, Saraſin wäre dabei Präsident; Staudt würde Vormittags, Schlatter Nachmittags predigen.“ „Inspektor Hoffmann,“ berichtet Spittler weiter, „ist ganz für die Sache und will einen Entwurf machen und ihn Merian vorlegen, der gewiß das Gut kauft. Doch wollen wir ja nichts erzwingen! Das Komitee würde bestehen aus Pfarrer Saraſin als Vorsteher; Kandidat Ostertag als Aktuar; Kassier: Kaufmann Barth; Hausvater: Köllner; Lehrer: Staudt; weitere Mitglieder: Inspektor Hoffmann, Pfarrer VonBrunn, Architekt Riggenbach und C. F. Spittler.“ Was aus diesem Plan geworden ist, ist uns nicht bekannt; sicher ist nur das, daß er nicht zur Ausführung gelangte und Spittler später es oft bedauerte, daß die beiden Anstalten nicht zu vereinter Arbeit am Reich Gottes sich die Hände reichten, wozu er gar oft den Vorschlag gemacht hatte (im Jahr 1853 zum letztenmal). Dagegen nahm die Pilgermissionsanstalt auf Chrischona in aller Stille und großer Einfachheit doch einen erfreulichen Fortgang. — In demselben Jahr (1843) ließ Spittler unter unerwartet viel Schwierigkeit ein Panorama von der Chrischonaaussicht anfertigen, das zum Besten der Anstalt verkauft werden sollte. Spittler ließ sich keine Mühe verdrießen, Subskriptionen darauf zu sammeln, was auch zur ziemlichen Zufriedenheit gelang.

Im Jahr 1844 ging Pfarrer Schlatter damit um, in die Heidenwelt hinauszuziehen und trat von Chrischona aus. An seine Stelle trat Pfarrer Heim aus St. Gallen, der mit seiner Familie in Riehen wohnte und täglich auf den Berg stieg, um dort den Unterricht zu erteilen, bis er im Jahr 1846 zum Pfarrer in Frenkendorf gewählt wurde.

Schon damals hat Spittler auch manchen verirrten jungen oder älteren Mann, der durch allerlei Sünden den rechten Weg verloren und sich an ihn in seiner Not gewendet hatte, auf den Chrischonaberg gesandt, damit die Brüder sich seiner annehmen und ihm zur Einkehr in sich und zur Rückkehr zum HErrn behilflich seien; und gar mancher hat dort oben den rechten Weg wieder gefunden und ist als ein anderer Mensch wieder voll Lob und Dank von dannen gezogen. Freilich wurde hiebei auch manche betrübende Erfahrung

gemacht, die jedoch Spittler nicht entmutigen konnte, immer wieder solcher Verirrten sich anzunehmen, bis es ihm später gelang, eine besondere Anstalt für dieselben zu gründen.

Der Wunsch Spittlers, aus Chrischona eine Bildungsstätte zu machen, wo allerlei Gaben und Kräfte, selbst die schwächsten, flüssig gemacht werden könnten für die verschiedensten Thätigkeiten im großen Feld des HErrn, brachte es mit sich, daß nach und nach Leute von den verschiedensten Alters- und Bildungsstufen hier sich zusammenfanden und nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in die verschiedensten Verhältnisse eintraten und nicht selten sich als sehr tüchtige und reich gesegnete Werkzeuge in Gottes Hand erprobten.

Eine neue Bedeutung erhielt Chrischona im Jahr 1843 durch den Eintritt von mehreren Armeniern, welche auf Zarembas Wunsch hier Aufnahme fanden. Dieselben waren von Schuscha her in Basel eingetroffen, in der Hoffnung, im Missionshaus sprachlichen Unterricht und weitere Ausbildung zu erlangen. Da dies ihnen daselbst nicht gewährt werden konnte, nahm sie Spittler auf Chrischona, wo sie sich bald heimisch fühlten. Spittler wandte sich nun an den ehemaligen armenischen Missionar Haas, der damals Pfarrer in Notzingen bei Kirchheim war, und bat ihn um seine Vermittlung und Teilnahme an dem Plan, auf Chrischona eine armenische Schule zu beginnen. Zunächst sollte Bruder Palmer bei Haas in Notzingen Unterricht in der armenischen Sprache empfangen, um hernach die Armenier unterrichten zu können. Sodann sollte Haas durch Vermittlung des russischen Gesandten in Bern, welcher sich für diese Angelegenheit interessierte, eine Bittschrift an den Kaiser von Rußland verfassen, damit derselbe die Erlaubnis erteile, eine Subskription für diese armenische Schule bei russischen Freunden unternehmen zu dürfen. Haas erklärte sich zu allem bereit, in der Hoffnung, in dieser Weise für das ihm teure armenische Volk etwas thun zu können. Er entwarf einen Prospekt für die zu gründende Schule, sorgte für armenische Lehrbücher, nahm Palmer in Notzingen bei sich auf und erteilte ihm mit großer Treue armenischen Unterricht, welchen Palmer mit Eifer und Geschick empfing und bald tüchtige Fortschritte machte. Allein während dieser Zeit bereiteten die Armenier selbst Spittler manche Not. Zunächst hatte er viel Mühe, für dieselben Aufenthaltsbewilligung zu erlangen. Als endlich ihre Papiere in Ordnung waren, entliefen im Sommer 1843 zwei derselben. Einer von ihnen,

Namens Alexander, traf bald darauf in Notzingen bei Haas ein und bat voll Reue um seine Vermittlung, daß er auf Chrischona wieder aufgenommen werde. Dies wurde ihm gewährt, und er hielt sich in der Folge nebst einem andern, welcher nicht mit entlaufen war, Namens Joseph Gulnassar, nach dem Zeugnis seiner Lehrer brav und fleißig. Im Herbst 1843 erhielt Spittler Besuche von drei Engländern (Gurney, Forster und Dr. Pinkerton), welche sich sehr für die Armenier interessierten und dringend wünschten, daß dieselben wohl unterrichtet würden, um dann später in ihrer Heimat als Missionare arbeiten zu können. Auch die edle Herzogin Henriette von Kirchheim unter Teck ließ Spittler ihre Sympathie für die Ausbildung der Armenier ausdrücken und sandte wiederholt Beiträge für diese Sache. Im Oktober traf in Basel General von Gollonai, ehemaliger Befehlshaber von Grusien, ein, besuchte Spittler und begab sich mit demselben auf Chrischona. Er nahm auch Teil an einer Komitee-Sitzung und versicherte, daß die Gründung derartiger Schulen dringendes Bedürfnis sei und ermutigte die Freunde, doch für die Morgenländer christliche Leute auszubilden. Spittler berichtet darüber an Haas voll Freude und Begeisterung und schreibt unter anderem: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Wegen des Geldes wollen wir auf den HErrn schauen. Millionen liegen genug da, aber wenn der HErr sie nicht in Bewegung setzt, so bringen wir sie nicht vorwärts. Aber oft gibts einen Stoß, daß sie sich bewegen. So gab z. B. vor Kurzem ein Weltmann freiwillig Fr. 30,000 für den Pilgerhof. Ist das nicht glaubenstärkend?“

Im Jahr 1844 kam abermals ein Armenier, Namens Hacub Natscharoff, auf Chrischona (vgl. die treffliche Lebensbeschreibung des Armeniers Hacub Natscharoff, verfaßt von C. F. Eppler, 1851). Derselbe war auf wunderbare Weise in seiner Heimat Schuscha als Knabe mit dem damaligen Missionar Haas in Berührung gekommen und von ihm in die Missionsschule aufgenommen worden, als dieselbe im schönsten Aufblühen begriffen war. Bald darauf jedoch brachen schwere Verfolgungen über das Missionswerk herein; die Schule wurde aufgehoben, und der im Jahr 1836 zum zweitenmal in Schuscha eingetroffene Missionar Zaremba hatte nur die traurige Pflicht, daselbst abzuwarten, bis die der Mission gehörigen Gebäulichkeiten veräußert waren. In dieser Zeit erhielt Hacub etliche Monate russischen Unterricht von Missionar Zaremba. Später gelang es

ihm mit großer Schwierigkeit nach Schamachi zu kommen, wo der bekannte, edle Schüler Zarembas, Sarkis Hambarzumoff im Segen an einer armeniſchen Schule wirkte. Sarkis, ein Verwandter Hacubs, nahm dieſen liebevoll in ſeine Schule auf, und hier kam Hacub durch fleißiges Bibelleſen nach manchen ſchweren Glaubenskämpfen zur Erkenntnis ſeiner Sünden und der Gnade in Chriſto Jeſu. Bald auch ſollte ſein heißer Wunſch erfüllt werden, nämlich zu den deutſchen Miſſionaren zu gehen und daſelbſt ſeinen gewaltigen Wiſſensdurſt zu ſtillen. Zaremba hatte gerade um dieſe Zeit an Sarkis wieder von Baſel aus geſchrieben, daß man jetzt ernſtlich daran denke, eine Bildungsanſtalt für armeniſche Jünglinge zu errichten, er möge nur etliche ſeiner Schüler, falls ſie gehörig vorbereitet ſeien, nach Baſel ſchicken. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten in ſeiner Heimat und unter vielen Geduld- und Glaubensproben langte Hacub über Tiflis, Moskau, Konſtantinopel, Trieſt, München in Baſel an und fand freundliche Aufnahme bei Spittler, welcher ihn nun, da man ihn für das Miſſionshaus nicht für geeignet hielt, auf Chriſchona ſchickte. Hier gings zunächſt durch manche Demütigung hindurch; allein er gelangte zur rechten Selbſterkenntnis, zu einer gründlichen Bekehrung und zuletzt zu einer mächtigen Glaubensfreudigkeit und kindlichen Liebe zu ſeinem Heiland. Im Februar 1846 wurde er nun in die Miſſionsvoranſtalt aufgenommen, und im Sommer 1847 nach erhaltener gründlicher Vorbereitung von dem Komitee eingeſegnet zur Arbeit an der Jugend ſeines Volkes und nach Armenien zurückgeſandt, um in ſeiner Heimat, welche für die Deutſchen verſchloſſen war, als Eingeborener eine chriſtliche Schule zu gründen. Unter großen Schwierigkeiten und mit Aufopferung ſeiner ganzen Kraft gelang ihm dies im Jahr 1849, und er legte damit den Grund zu einem zwar unſcheinbaren, aber in der Stille geſegneten Werk. Allein ſeine ohnehin durch Entbehrungen und Strapazen aller Art geſchwächte Geſundheit brach nun zuſammen und er mußte ſich aufs Krankenbett legen, welches ſein letztes Lager ſein ſollte. Raſch ſchwand ſeine Kraft, und am 6. Auguſt 1849 entſchlief er im Glauben an den gekreuzigten Heiland, wie ein Kind in ſeiner Mutter Schoß. — Von den andern armeniſchen Jünglingen, welche damals auf Chriſchona waren, ſind mehrere in die Welt zurückgegangen und machten der Sache des HErrn wenig Ehre. Immerhin durfte auch dieſe armeniſche Schule auf Chriſchona in der Hand des HErrn ein Mittel

werden, um auf dem wüste liegenden Ackerfeld Armeniens da und dort Samen auszustreuen, der, wenn die Stunde des HErrn schlägt, gewiß aufgehen und Frucht bringen wird zur Ehre seines Namens. Die Schule hörte auf im Jahr 1846, nachdem der treue Bruder Palmer, welcher den Unterricht bisher geleitet hatte, mit Bruder Schick nach Palästina ausgesandt worden war, um in Jerusalem ein deutsch-evangelisches Brüderhaus zu gründen. Dagegen fand in späteren Jahren eine Reihe armenischer Jünglinge Aufnahme als Zöglinge im Missionshaus in Basel, um nach erhaltener Ordination in ihrer Heimat für die Sache des Reiches Gottes zu wirken. Mehrere von ihnen erstanden nachher noch in Dorpat das Kandidatenexamen, um dann deutsche Pastoren zu werden. Einer von ihnen hat es zum Gymnasialprofessor gebracht und wirkt auch als Agent der britischen Bibelgesellschaft im Segen. Allein eine eigene armenische Mission zu gründen gelang nicht und wird vorerst auch nicht mehr in Aussicht genommen werden können, indem die russische Regierung eine solche (wohl in dem Argwohn, es handle sich bei einer Mission, welche so wenig Taufen vornehme und also scheinbar erfolglos sei, mehr um politische Intriguen) stets unterdrücken wird. So werden denn die Kreise der Erweckten den evangelisch-lutherischen Gemeinden einverleibt, und die fähigeren Armenier werden zu deutschen Pastoren ausgebildet. Doch mag hier eines Werks gedacht werden, das in neuerer Zeit in Reval entstanden ist. Hier wurde durch die Energie von Pastor Haller daselbst eine kleine Missionsschule gegründet zur Erziehung von Armeniern für den evangelischen Schul- und Kolportagedienst unter ihren Volksgenossen. Indessen befindet sich eine große amerikanische Mission in Armenien.

---

17. Mancherlei Arbeit unter häuslicher Trübsal.

Auf seinen 61. Geburtstag den 12. April 1842 erhielt Spittler von Dr. Ostertags Hand folgenden sinnigen Morgengruß zugesandt:

Als einst der Vater Abraham
Von heißem Kampf nach Hause kam,
Da bracht ihm Brot und Wein und Segen
Melchisedek zum Gruß entgegen.
Daß er nach heißer Kampfesmühe
Erquickt und freudig weiter ziehe.

Auch Du hast manchen heißen Tag
Gekämpft mit Sorg' und Müh' und Plag',
Und als ein rechter Gottesstreiter
Oft unter Schweiß, doch immer heiter
Das heil'ge Schwert des HErrn geführet
Und auch erliegend triumphieret.

Noch stehst Du mitten in dem Streit,
Noch ist zum Ruhen keine Zeit;
Doch zieht ein armer Knecht mit Segen
Und Brot und Wein Dir heut entgegen,
Um Dich zu Deinen Gotteswerken
Am heißen Kampfestag zu stärken.

Nur fortgeschritten, durchgekämpft,
Bis daß des Feindes Macht gedämpft!
Nur immer kühner, immer weiter,
Du lieber, alter Gottesstreiter!
Bis Salems König Dir begegnet
Mit Brot und Wein und selbst Dich segnet.

Ja, es gab für Spittler noch manchen Kampf zu kämpfen, bis ihn der HErr siegreich nach Hause brachte. Die Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona war Spittlers besonderes Schoßkind; er hoffte je mehr und mehr durch dieselbe das zu erreichen, was sein besonderer Lieblingswunsch war, eine Art Freikorps zur freien Dispostition des HErrn für seine Reichssache auszubilden, und dabei auch die schwächste Kraft in seinen Dienst zu stellen; und der HErr hat dieses Werk trotz aller Mängel wunderbar gesegnet. Aber diese Anstalt war ein Schmerzenskind für ihn, nicht bloß wegen der vielen Demütigungen, Anfechtungen, Sorgen und Täuschungen, die ihm deren Aufbau und Fortführung brachte, sondern im besonderen Sinn deshalb, weil er gerade in der Zeit, wo er sich ihrer Gründung und Ausgestaltung mit ganzer Hingebung widmete, im eigenen Hause und Geschäft mit schweren Sorgen und Kümmernissen zu kämpfen hatte. Es gab kaum eine Zeit in seinem langen und arbeitsvollen Leben, wo, wie damals, alle möglichen Bekümmernisse auf seiner Seele lasteten, und wo es seine starke Glaubenskraft bedurfte, um an der Treue und Liebe seines Gottes nicht irre zu werden.

Der leidende Zustand seiner geliebten Frau lag als ein schwerer Druck auf ihm. Alle möglichen Versuche, das unsäglich schmerzhafte Nervenleiden zu mildern, schienen vergeblich. Schon im Jahr 1817

genoß sie einen längeren Landaufenthalt in Grenzach, in demselben Gut, wo Frau von Krüdener gewohnt hatte. Später benützte sie wiederholt die Bäder von Flühen, Ettingen und Badenweiler fast ohne Erfolg. Auch der alljährliche Sommeraufenthalt in Riehen brachte nur vorübergehende Linderung. Ihr Zustand wurde je länger je schwerer; von anhaltenden Körperschmerzen gequält und fast beständig ans Krankenlager gefesselt wurde dieser Zustand für sie und die Ihrigen ein Weg tiefer Demütigung und eine rechte Schule der Trübsal, aber auch des Segens.

Im Jahr 1837 wurde ihre geliebte und treubesorgte Pflegetochter Susette von einer schweren und lang andauernden Krankheit ergriffen und an die Pforte der Ewigkeit gestellt. Nur langsam erholte sie sich wieder; und kaum war sie genesen, so wurde die teure Pflegemutter vom HErrn aufs neue in einen Leidenstiegel genommen, in welchem sie sieben Jahre bis an ihr seliges Ende bleiben mußte, wobei die Pflege ein großes Maß aufopfernder Liebe und Geduld erforderte. — In diese Zeit fiel dazu noch eine schwere Gliederkrankheit Spittlers selbst, so daß die kaum hergestellte Tochter eine Zeitlang von Krankenbett zu Krankenbett zu eilen hatte und Spittler selbst in jener Zeit an einen Freund schreibt: „Auf dem armen Fälkli weht fortwährend die Trübsalsfahne; aber der, welcher sie aufgepflanzt hat, ist bei uns. Sein Name sei hochgelobt!"

Im Frühjahr 1843 schien das Leiden der Frau Spittler ein rasches Ende zu nehmen, indem ein heftiges Gallenerbrechen eintrat, das sie gewaltig schwächte, und sie glaubte selbst, nun sei der Zeitpunkt gekommen, wo der HErr ihr Sehnen nach Erlösung erhöre. Allein es galt noch eine schwere Wartezeit für sie; erst im Frühjahr 1844 schwanden die zerrütteten Kräfte auffallend rasch dahin, und im März dieses Jahres brach endlich nach schweren Kampfes- und Leidenstagen ihr der Sabbath an, der sie befreite von des Leibes Mühen und sie zur seligen Ruhe des HErrn einführte.

Es war dies für Spittler ein tiefer und schmerzlicher Riß nach 32jährigem, reichgesegnetem Beisammensein in Lieb und Leid; allein der HErr, unter dessen heiligen Willen er sich kindlich demütig beugte, gab ihm in seinem Wort Trost und Kraft, daß er Ihm auch dafür danken lernte im Blick auf ein frohes Wiedersehen in der Ewigkeit.

Schon die Jahre 1841 und 1842 waren für Spittler schmerzlich verlaufen. Eine Anzahl seiner Freunde und Mitarbeiter am Reich

Gottes waren in diesen Jahren heimgegangen. Im August 1841 traf die für Spittler überaus schmerzliche Nachricht ein, daß sein geliebter Schwager, Dr. Bahnmaier, Dekan in Kirchheim, mitten aus seiner schönen Berufsthätigkeit heraus vom HErrn abgerufen worden sei. Ein Schlaganfall, welcher ihn auf einer Visitationsreise in Owen traf, machte seinem reichgesegneten Wirken ein rasches Ende, nachdem er sein 67. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Albert Knapp widmete ihm einen poetischen Nachruf, aus dem wir hier einige Verse beisetzen:

Viel bedacht und viel gesonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel gesorgt und viel begonnen,
Viel gebetet und geweint; —
Viel gemacht und viel erstrebet,
Viel beglückt und viel geliebt,
Viel gelitten, viel gelebet:
Ist ein Lob, das nicht zerstiebt. —

Nimm dies Zeugnis mit hinüber
Von der Deinen großen Zahl.
Die nun Deinen Geist, Du Lieber,
Weiß in Christi Freudensaal!
Trostvoll ist dies teure Wissen,
Das den Blick nach Oben schwingt,
Wo das sehnende Vermissen
Weinend mit dem Glauben ringt.

Ahnungsvoll vor Deinem Bilde
Schau'n wir an die selt'ne Art,
Wo sich Feuer mit der Milde,
Kinderſinn mit Mannheit paart,
Wo die Liebe dringt nach vornen,
Nur für Andre sich zu müh'n; —
Wo, wenn auch nicht ohne Dornen
Rosen auf der Eiche blüh'n!

Mit dem Werk, mit Wort und Blicken
In der Kirch', in Schul und Haus,
Füllteſt Du viel tiefe Lücken
Väterlich und siegreich aus;
Und in Gnaden viel gelingen
Ließ Dir Gottes Sohn, Dein Hirt,
Was manch' Starkem zu erringen
Nimmermehr geraten wird.

Freundlich zu den ärmſten Kleinen
Stiegſt mit Jeſu Du herab,
Wie Er ihnen wollt' erſcheinen,
Schwangſt auch Du den Hirtenſtab:
„Soll der Erde Not ſich mindern,
„Soll des Heilands Reich gedeih'n,
„O ſo muß bei ſeinen Kindern
„Früh ſein Werk begonnen ſein!"

Was in heil'gen Mitternächten
Dir im Herzen ſtieg empor, —
Was du fand'ſt in Gottes Rechten
Trugeſt Du den Menſchen vor.
Brannt' ein Feuer auch vergebens,
Schlug ein Sturm auch drohend an:
Gott war doch Dein Gott des Lebens,
Und Du haſt es Ihm gethan.

Streng im Wohlthun, mild in Würde,
Todfeind aller Weichlichkeit,
Trugſt Du ſtreitbar Deine Bürde,
Auch oft ſeufzend durch die Zeit.
Wollteſt draußen Du erſcheinen,
Wenn es galt, mit Schwertesſtreich; —
Kamſt Du letztlich zu den Deinen
Friedſam, einem Lamme gleich. —

Oft gebrochen auf dem Wege
Hat Er Deine Manneskraft,
Doch bei ſeiner ſchärfſten Pflege
Haſt das Beſte du geſchafft.
Ja weil bis zum letzten Tage
Du gewirket unerſchlafft,
Nahm Er friedſam, ohne Plage
Dich aus dieſes Staubes Haft.

Was Du wollteſt und erſtrebteſt,
Was Du übteſt fort und fort,
Was Du liebteſt und durchlebteſt
Dau're ſegnend hier und dort!
Mild im Grab bei Deinem Weibe
Sei der Schlummer Dir verſüßt,
Bis Dein Herz in neuem Leibe
Jeſum triumphierend grüßt!

Ferner war um diese Zeit Benedikt Stähelin, Vater, ein alter treuer Nachbar des Missionshauses und edler Wohlthäter der Missionssache, gestorben; ebenso ging ihm der Tod Engelmanns in Stuttgart sehr nahe. „Der alte Papa Linder auf dem Blömlein", schreibt er in jener Zeit an Werner, ist gestorben." Sein Tod ist ein großer Verlust für ganz Basel." In demselben Briefe berichtete er von einem erschütternden Unglücksfall aus Beuggen, indem ein Zögling im Rhein ertrank. Ganz besonders schmerzlich aber berührte ihn der Tod von Rektor La Roche, welcher Mitglied des Missions- und Beuggener-Komitees war, und im Dezember 1842 am Nervenfieber starb. „Die ganze Stadt", schreibt Spittler, „trauert um den treuen Führer ihrer Jugend. Und ich habe viel, viel an ihm verloren. Er war mir wie ein Bruder Jonathan."

In große Sorge brachte ihn auch die lebensgefährliche Erkrankung seines Herzensfreundes, Inspektor Zeller in Beuggen. Eine schwere Darmentzündung (die rote Ruhr), welche im Jahr 1841 in der Umgebung von Beuggen grassierte und viele Opfer unter jung und alt wegraffte, ergriff zuerst mehrere Zöglinge, Dienstboten und Kinder in der Anstalt, und dann auch mit bösartiger Heftigkeit den teuern Inspektor. So oft er konnte, eilte Spittler nach Beuggen, um nach dem teuern Kranken zu sehen und ermunterte in seinen Briefen die Freunde immer wieder zur gemeinschaftlichen Fürbitte für den schwer Leidenden. Auch in Schaffhausen, wird uns erzählt, in einer Versammlung des christlichen Männervereins, wo Spleiß zugegen war, betete man um sein Leben. Da rief plötzlich Spleiß mit göttlicher Gewißheit aus: „Der Mann darf noch nicht sterben." Und der HErr erhörte diese Bitte zur großen Freude der Seinigen; und Spittler rief verschiedenen Freunden zu: „Danket dem treuen, gnädigen Gott: unser teurer Vater Zeller ist wieder besser!" Auch Zeller selbst war voll Lob und Dank und äußerte den Wunsch, doch nun bis ans Ende seines Lebens in voller Thätigkeit ausharren zu dürfen. Allein diese schwere Krankheit hatte Spittler und dem ganzen Komitee die Überzeugung aufgedrungen, Zeller müsse nun einen tüchtigen Gehilfen haben. Spittler schreibt darüber an Zellers Schwiegersohn, Pfarrer Werner in Großheppach: „Das Komitee wird wie ein Mann alles anwenden, was ihm Erleichterung schaffen kann." Infolge davon wurde zunächst der theologische Kandidat H. Betulius, und nach dessen Abgang Kandidat F. Held (Herausgeber des evan-

gelischen Sonntagsblatts in Stuttgart) zu seiner Hilfe berufen. Später trat an diese Stelle sein eigener Sohn Reinhardt, nachdem derselbe die Ordination empfangen hatte, als Vikar und Amtsgehilfe ein.

Im Juli 1843 traf aber die Anstalt doch noch ein empfindlicher Schlag. Spittler berichtete an Pfarrer Werner: „Karl Sarasin-Heusler, der vieljährige treue Kassier von Beuggen, ist zu unserem großen Schmerz letzten Donnerstag beerdigt worden."

Es ist nicht genau bekannt, ob die vielen und schweren Erkrankungen im eigenen Haus und in der befreundeten Zeller'schen Familie in Beuggen in erster Linie es waren, oder andere äußere Verhältnisse, die Spittler zu dem Plane ermutigten, im Winter 1841 auf 1842 die erste Anregung zu geben zur Gründung eines Vereins für christliche Krankenpflege, worüber ein eingehendes Programm vorliegt. Mitglieder dieses Vereins waren unter anderen die Herren Pfarrer A. Sarasin und S. La Roche. Sicher ist nur, daß diese erste Anregung wenigstens den Keim bildet für die zehn Jahre später erst förmlich zu stande gekommene Gründung der Diakonissenanstalt in Riehen.

Schon im Jahr 1836 war durch den auch mit Spittler befreundeten Pastor Fliedner in Kaiserswerth die erste deutsche Diakonissenanstalt gegründet worden, für Krankenpflege und Kinderunterricht, welche später das Vorbild wurde für zahlreiche andere derartige Anstalten.

Sorgen anderer Art brachte für Spittler in jener Zeit das Geschäft. Im Jahr 1818 war ein junger Neffe seines Schwagers Bahnmaier, Namens Gottlob Bahnmaier, bei Spittler eingetroffen, um ihn bei den Comptoirgeschäften und dem von Spittler gegründeten Buchhandel zu unterstützen. Derselbe war seit einiger Zeit in Bern als Handlungscommis in Kondition gewesen und hatte den Wunsch ausgesprochen, bei der Ausbreitung des Evangeliums mithelfen zu dürfen. Im Fälkli lebte sich Bahnmaier rasch ein, besorgte eine Reihe von Jahren die ihm obliegenden Arbeiten in aller Treue und unterzog sich auch willig den mancherlei Geschäften und Mühen, welche durch die ins Leben gerufenen Anstalten dem Hause erwachsen waren. Im Jahr 1834 eröffnete Spittler mit seiner Hilfe eine Leihbibliothek von anerkannt guten christlichen Schriften zur Bekehrung und Erbauung, vornehmlich um einem großen Publikum

auf billigem Weg zu einer gesunden, geistigen Nahrung zu verhelfen und so mancher schädlichen Lektüre entgegenzuarbeiten. Im Oktober 1838 trat Gottlob Bahnmaier als Teilhaber in die Buchhandlung ein, und das Geschäft erhielt die neue Firma C. F. Spittler u. Comp. Bahnmaier hatte nun vorherrschend die Handlung zu besorgen, während Spittler den Angelegenheiten der christlichen Gesellschaften sich widmete. Leider trübte sich dieses anfangs schöne Verhältnis, und Spittler sah sich im Jahr 1841 veranlaßt, sich aus dem Buchhandel zurückzuziehen, während Bahnmaier denselben in ein neues Lokal verlegte und auf eigene Rechnung fortführte. Im Fälkli selbst beschränkte sich nun Spittler eine Reihe von Jahren hindurch auf den Verkauf von Gesellschaftsschriften, Bibeln und Traktaten, sowie auf die Besorgung der Basler Sammlungen.

Diese letztere Monatsschrift, genannt: „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" wurde gegründet im Jahr 1785 als Organ der deutschen Christentumsgesellschaft, um das Abschreiben der geschriebenen Protokolle (d. h. Referate über die eingelaufenen Berichte der einzelnen Vereine und die wichtigeren Beschlüsse des Centrums) entbehrlich zu machen, resp. die darin enthaltenen Nachrichten aus dem Reich Gottes den verschiedenen Vereinen und Freunden der Gesellschaft in gedruckter Form zukommen lassen zu können. Die Redaktion dieser „Sammlungen" hatten die verschiedenen Sekretäre besorgt, und Spittler als letzter Sekretär hatte je länger je mehr Not, für dieselben das nötige Material zu erlangen, besonders nachdem die Christentumsgesellschaft mehr und mehr ihre ursprüngliche Gestalt verloren und sich gewissermaßen in die verschiedenen Tochtergesellschaften für äußere und innere Mission aufgelöst hatte. In den dreißiger Jahren war die Abonnentenzahl so sehr zusammengeschmolzen, daß die Väter der Gesellschaft das Blatt eingehen lassen wollten, weil es ja genug andere Blätter gebe, während die „Sammlungen" kaum mehr sich selbst zu erhalten vermögen. Allein Spittler war der Ansicht, die „Sammlungen" sollten nicht nur nicht aufgegeben werden, sondern glaubte, sie könnten, wenn ihnen neues Interesse und neue Mitarbeiter zugewendet würden, dazu berufen sein, noch ganz besonderen Segen zu stiften. Da er sich bereit erklärte, sie auf eigene Kosten fortzuführen, wurden ihm die „Sammlungen" mit allen Rechten und Pflichten als Eigentum übertragen, und überdies verpflichtete sich die Gesellschaft zu einem

jährlichen Beitrag zu ihrer Unterhaltung, so lange Spittler lebe. — Im Jahr 1837 schrieb Spittler an Barth, er möge ihm doch von den Brosamen seiner reichen, wertvollen Korrespondenzen etwas zukommen lassen für die „Sammlungen", auf daß nichts umkomme. Im Dezember 1837 dankt Spittler seinem Freund Barth herzlich dafür, daß er sich entschlossen habe, die Redaktion der „Sammlungen" wenigstens pro 1838 zu übernehmen und fährt fort in demselben Brief: „Über die wohlverdiente Remuneration wollen wir uns schon verständigen. Deine Audienz beim Kronprinz von Preußen wird hoffentlich keinen Bezug auf Deine persönlichen Verhältnisse haben, daß er Dich etwa in sein Land ziehen wollte" 2c. Allein Barth vermochte nur ein Jahr lang die Redaktion der „Sammlungen" neben seinen vielen andern Arbeiten zu besorgen. Schon im folgenden Jahr schreibt Spittler an Barth: „Für ein künftiges Jahr kannst Du also zu meinem großen Leid die „Sammlungen" nicht mehr liefern? Du schlägst mir dazu den teuern Pfarrer Werner vor, was mir ein großer Trost ist; denn er weiß am besten, noch aus alter Zeit, was für sie erfordert wird." Sodann gratuliert er Barth zu seiner neuerdings erhaltenen Doktorwürde und fährt fort: „Hätte ich Dich zum Doktor machen können, so würdest Du es schon viel früher als von Greifswalde aus geworden sein. Möge der HErr Dich diese Würde bis in Dein hohes Alter mit Segen begleiten lassen; daß Du stolz darauf wirst, dafür ist mir nicht bange." — Nun wandte sich Spittler an Pfarrer Werner, damals in Effringen, mit der dringenden Bitte, ihm an Barths Stelle bei der Redaktion der „Sammlungen" behilflich zu sein. Nach Überwindung mancher Bedenken erklärte sich Werner dazu bereit und besorgte diese nicht unbedeutende Arbeit, den erbaulichen Teil der „Sammlungen" rechtzeitig nach Basel zu liefern, mit großer Treue bis zum Schluß des Jahres 1861. Für seine Bereitwilligkeit dankte ihm Spittler im April 1839 und fügt bei: „Die „Sammlungen" sollen keine Zeitung, sondern eine Erbauungsschrift sein. Es ist wichtig, daß wir dadurch mit Ernst und Liebe an das Herz des Sünders sprechen. Die „Sammlungen" sind in erster Linie für das Volk bestimmt, denn für die sogenannten gebildeten Stände ist ja überflüssig gesorgt." Freilich mußte Spittler in der Zeit, wo Werner diese Arbeit übernahm, ihn immer wieder dazu ermutigen, weil er oft und viel den Mut verlieren wollte, es fortzusetzen. — Einen weiteren, lieben treuen

Mitarbeiter und „eine Quelle guten Stoffs“ für die „Sammlungen“ gewann Spittler in jener Zeit an Bruder Martin in Königsfeld, einem ehrwürdigen und vielerfahrenen Mitgliede der Brüdergemeine. Im Jahr 1841 rief ein Aufsatz Werners in den „Sammlungen“ von Seiten mehrerer Geistlichen Basels (besonders Antistes Burckhardt) einen heftigen Protest hervor, da derselbe in dogmatischer Weise über die Abendmahlslehre handelte und die Differenzen der Lutheraner und Reformierten berührte. Doch wurde der Streit friedlich beigelegt, und während infolge dieses Streits verschiedene Leute mit Zurücktreten vom Abonnement gedroht hatten, wurde am Schluß des Jahres die Verbreitung der „Sammlungen“ durch neue Subskriptionen wieder erweitert.

Bald darauf gründete Spittler, um die Christen auf den Ernst der Zeit hinzuweisen, und zugleich im Interesse der „Basler Sammlungen“ die sogenannten Elfervereine, und gab darüber in einem Rundschreiben an die Freunde der Pilgermission folgende Erklärung. „Annehmend, wir leben in der eilften Stunde, wo noch mancher von denen, die am Markte müssig stehen, zur Arbeit im Weinberg gedungen wird, nennen wir die Liebesthätigkeit „Elfervereine“ und wollen damit erzwecken, je an einem Ort eilf Exemplare „Sammlungen“ unterzubringen, wo sich eine Seele findet, die aus Liebe zum HErrn und seiner Sache die Verteilung der Monatshefte und den Einzug des Geldes gütigst besorgt. Diese Elfervereine sollten zugleich als Zeugen christlichen Glaubens und Lebens und als geistliche Wachposten auf Grund der heiligen Schrift die Zeichen der Zeit im Auge behalten und in Hoffnung auf das baldige Kommen des HErrn sich gegenseitig stärken und zur Wachsamkeit ermuntern.“ Auch auf Spittler hatte ja, wie auf seinen Freund Zeller, die merkwürdige Prophezeiung jenes edlen Mystikers Johannes Wirz in Basel, welcher mit Professor Lachenal in naher Verbindung stand und durch eine Art Erleuchtung getrieben mit großem Ernst auf den nahen Ausbruch eines göttlichen Gerichts hinwies, einen tiefen Eindruck gemacht; und da es ihm um eine schriftgemäße Erkenntnis der kommenden Dinge aufrichtig zu thun war, gewann er die Überzeugung, daß es gar voreilig sei, jetzt, wie manche dazu drängten, Separationen zu veranstalten in der Hoffnung eine heilige reine Kirche darzustellen und die Nationalkirche im Stich zu lassen, daß man aber im rechten, lebendigen Glauben und thätiger Liebe sich

ernster als je bereit halten müsse auf das Kommen des HErrn. Diese Elfervereine fanden mannigfachen Anklang, worüber Spittler sich immer wieder erfreut aussprach, besonders Werner gegenüber, um ihn stets aufs neue zu ermuntern, in der Arbeit für die „Sammlungen" fortzufahren. So berichtete er ihm z. B.: „Pfarrer Küpfer in Eriswyl, welcher vorher die Bedeutung der Eilfervereine gar nicht verstehen konnte, freut sich nun sehr über dieselben und erkennt ihren Segen an." Spittler wünschte dringend, daß dieselben rechte Gebets- und Bibelverbreitungszirkel werden mögen. Ein andermal spricht er den Wunsch aus, daß zwischen den einzelnen Elfervereinen Korrespondenzen eingeleitet würden, damit sie unter einander in liebender Teilnahme verbunden werden. Er berichtet ferner an Werner (26. Februar 1845): „In dem sonst sehr gleichgültigen Karlsruhe sind durch eine wackere Schwester neun Elfervereine entstanden, auch in Lindau bildeten sich drei Vereine." Als im Jahr 1843 in den „Sammlungen" das Leben des sel. Hartmann erschien, erbaute er sich selbst sehr daran und schrieb an Werner unter anderem: „Ach wenn der HErr uns doch mehr solche teure Hartmänner senden wollte! Das sind die wahren Pilgermissionare, die mit ihrem Beispiel in alle Verhältnisse des täglichen Lebens eingreifen und Tausende beschämen."

Wohlthuend unter manchem Druck waren für Spittler manche liebe Besuche von treuen Gottesmännern, unter denen er besonders Pastor Gräber aus Barmen, Pastor Weibezahn von Osnabrück und Dr. Harnisch von Weißensee namentlich erwähnt. — Im Jahr 1844 bekam er einen lieben Besuch von dem edlen Grafen von der Recke aus Düsselthal und schreibt darüber an Werner: „Dieser liebe Mann wohnte einige Tage bei mir und erzählte mir von seinen vielen und schweren Glaubensproben, gegen die meine Sachen nur Kleinigkeiten sind und ich mich vor ihm und dem HErrn schämen muß."

Als eine besondere Glaubensstärkung und tiefe Beschämung für seine Mutlosigkeit rühmt Spittler in einem Brief die Erfahrung, daß ihm nach dem Hinscheiden eines ihm selbst wenig bekannten und geachteten, ledigen Baslers M. aus dessen Nachlaß eine Reihe von Vermächtnissen übergeben wurden, darunter Fr. 2000 für die Bibelgesellschaft, Fr. 2000 für die Missionsgesellschaft, Fr. 2000 für Beuggen, Fr. 1000 für den Pilgerhof.

In jene Zeit fällt auch eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit einem Pfarrer Luther, durch dessen treue Arbeit in Niederuzwil im Jahr 1840 eine schöne Erweckung zu stande kam. „Mächtig," berichtet Luther an Spittler, „hat des HErrn durchbohrte Retterhand in dieses Totenfeld eingegriffen; das Rauschen auf diesem Totenfeld ist so, wie ich es noch nie erfahren hatte. Kinder haben in ihrer Herzensangst gerufen: unser Leben muß ein anderes werden! Männer und Weiber weinen Freuden- und Reuethränen. Scharen füllen oft mein Haus, und doch muß ich scheiden von hier!" — Dieser eifrige Mann kam später nach Basel, trat von da aus eine Evangelisationsreise durch Deutschland an, wurde krank, erhielt sodann einen Ruf an das „theologische Kollegium der christlichen Abgeschiedenen" in Utrecht, wurde hernach zum Pfarrer in Schoonhofen am Rhein berufen, von wo aus er an Spittler schreibt: „Der HErr führt mich durch viel Leiden und Trübsal, aber dennoch herrlich." Im Jahr 1849 wurde er Pfarrer in Rotterdam, von wo aus er an Spittler berichtet: „Unter Tausenden von Matrosen und Auswanderern stärkt mich der HErr wunderbar und legt auf meine geringe Arbeit himmlischen Segen."

Im März 1842 schrieb Spittler an den Pfarrer (später Prälat) Kapff in Kornthal, er habe vernommen, daß er von Kornthal wegzugehen gedenke; er möge doch nach Basel kommen, er wolle ihn dann gern zum „Prälat von Basel" ernennen. Es sei nötig, daß Kapff und sein Bruder Hoffmann (Inspektor) in der Nähe zusammenarbeiten. Er gehe damit um, das Fälkli zu einem Zunfthaus für die christliche Gesellschaft umbauen zu lassen; dahinein brauche man einen Minister des Innern, während Hoffmann das Departement des Äußern zu verwalten habe. Dieser mehr scherzhafte Plan Spittlers kam nicht zur Ausführung. Freund Kapff wurde später zwar zum Prälat ernannt, aber nicht in Basel, sondern in Stuttgart, wo er in reichem Segen lange Jahre wirken durfte. Dagegen zog im Sommer 1844 ein Mann im alten Fälkli ein, von dessen Mitarbeit sich Spittler eine wesentliche Förderung der Reichsgottesarbeit überhaupt, und vielleicht eine Art Erneuerung des Interesses für die alte Christentumsgesellschaft versprach.

Kaufmann Naumann von Nürnberg war schon seit vielen Jahren mit Spittler befreundet und durch die Angelegenheiten der Christentumsgesellschaft mit ihm in ziemlich reger Korrespondenz ge-

ſtanden. Schon in ſeiner Jugendzeit war er, wie er ſelbſt ſagt, Handlanger ſeines Onkels Tobias Kißling und des bekannten Pfarrer Schöner geweſen. Er hatte mit Treue und ſelbſtvergeſſender Aufopferung ſich an allen Reichsgottesarbeiten beteiligt und beſonders auch das Werk der Miſſion eifrig zu fördern geſucht. Daneben war er in ſeinem Manufakturwaarengeſchäft ſeit einer Reihe von Jahren durch zunehmende Konkurrenz in allerlei Schwierigkeiten geraten, die ſchließlich in ihm den Entſchluß zur Reife brachten, in der elften Stunde noch, wie er ſagte, ſich von allem Merkantiliſchen zurückzuziehen und in den Dienſt des Reiches Gottes unmittelbar zu treten. Er trat nun mit Spittler darüber in Korreſpondenz, teilte ihm mit großer Offenheit die Mißlichkeit ſeiner Lage mit und bat ihn um ſeine Vermittlung zu einer Anſtellung an irgend einem Werk des HErrn. Auch Zaremba, mit dem er innig befreundet war, ſowie Inſpektor Hoffmann, Dr. Barth und andere intereſſierten ſich für die Angelegenheit und begrüßten es, als ſich Spittler entſchloß, Naumann zu ſich nach Baſel zu berufen, um mit ihm die Arbeit an der Geſellſchaftsſache zu teilen. Die Abſicht der Freunde war zunächſt, die Thätigkeit der Chriſtentumsgeſellſchaft, welche ihnen wie eine im Verlöſchen begriffene Lampe erſchien, die lange Zeit helles Licht verbreitet hatte, wieder etwas zu beleben, indem man neues Öl zugieße. Namentlich ſollte für Verbreitung der Basler Sammlungen Bahn gemacht werden, und es hatte daher ſchon im Jahr 1843 Naumann in Verbindung mit Freunden in Baiern einen Aufruf ergehen laſſen, um zu erneuerter Subſcription auf dieſe chriſtliche Zeitſchrift einzuladen, welche ſchon ein halbes Jahrhundert lang viel Segen geſtiftet, aber durch die Menge neuer chriſtlicher Blätter da und dort etwas in Vergeſſenheit geraten ſei. Naumanns älteſte Tochter war verheiratet an den Enkel des bekannten Paſtor Van der Smiſſen in Altona; drei andere Kinder waren bei Verwandten untergebracht, während Naumann ſelbſt mit ſeiner trefflichen Frau (einer geb. Würſching) und zwei kleineren Kindern den unteren Flügel im Fälkli bezogen.

Spittler dachte während dieſes Zuſammenarbeitens mit Naumann mehr und mehr daran, ihm nicht nur die Sammlungen, ſondern die Reichsgottesarbeit überhaupt zu übergeben (auch Chriſchona); allein der HErr hatte es anders beſchloſſen, wie wir ſpäter ſehen werden.

18. Arbeit für und in Palästina.

Seitdem der edle Dr. Schubert nach Vollendung seiner Orientreise bei der abendländischen Christenheit, speziell den sogenannten Palästinavereinen und der Pilgermission das Interesse für den Orient wieder wachgerufen und mit heiliger Begeisterung dazu aufgefordert hatte, die Arbeit daselbst glaubig und mutig zu beginnen und besonders in Palästina christliche Kolonieen anzulegen, war Spittler von der Überzeugung tief durchdrungen, der HErr werde es ihm noch gelingen lassen mit Hilfe der Pilgermission in der teuern Stadt Jerusalem einen Anfang zu machen mit einer Reichsgottesarbeit im Morgenland. Sein Blick war daher von jener Zeit an immer wieder nach Osten gerichtet, und er ließ keinen Wink unbeachtet, der von dort aus wahrgenommen werden konnte und ihm als Hilferuf in die Ohren klang: Komm herüber und hilf uns!

Zellers Schwiegersohn, Missionar Gobat, hatte während eines längeren Erholungsaufenthalts in der Heimat auf Spittlers Wunsch und Vorschlag verschiedene syrische Schriften verfaßt (namentlich eine kurze Grammatik des vulgär-arabischen Dialekts nebst einem Anhang von Dialogen und einem Wörterbuch), welche christlichen Handwerkern die Ansiedelung in Palästina erleichtern sollten. — Im Jahr 1839 war Gobat von der kirchlichen Missionsgesellschaft in England nach Malta gesandt worden, um dem dortigen Missionar Schlienz bei der neuen Bearbeitung der arabischen Bibel behilflich zu sein. Er traf Schlienz so krank, daß derselbe sofort Malta verlassen und Gobat nun die Übersetzungsarbeit und Leitung des Drucks allein übernehmen mußte.

Im Jahr 1841 besuchte Gobat im Auftrag seiner Gesellschaft die Drusen auf dem Libanon, um zu sehen, ob es möglich wäre, eine christliche Mission dort anzufangen oder wenigstens Schulen daselbst zu eröffnen. Auf dieser Reise hatte er öfter Gelegenheit das Evangelium zu predigen und christliche Bücher zu verteilen und fand bei den Drusen freundliche Aufnahme, dagegen große Unwissenheit und Gleichgiltigkeit gegen die Religion. Wieder zurückgekehrt nach Malta gab er ermutigenden Bericht in die Heimat und wies wiederholt auf Jerusalem hin als einen geeigneten Angriffspunkt für eine Missionsthätigkeit im Orient; er sah sich jedoch durch

seine sehr zerrüttete Gesundheit und wiederholte schwere Erkrankung seiner Frau genötigt im Jahr 1843 wieder in die Schweiz zurückzukehren, und nahm einen längeren Aufenthalt in Wiedlisbach, am Fuß des Weißenstein, um daselbst weiterer Winke des HErrn zu warten. Von hier aus verkehrte er fleißig mit Spittler, wie mit den anderen Mitgliedern des Palästinavereins und gab geeignete Ratschläge inbetreff der Ausbildung und Aussendung von Brüdern nach Palästina. Ehe jedoch die erste Aussendung zu stande kam, schien es erwünscht, daß vorerst noch eine Kundschafterreise dahin ausgeführt und über die Verhältnisse nähere Untersuchungen vorgenommen würden. Überaus geeignet hiezu und in ganz besonderer Weise ausgerüstet erschien im Jahre 1845 die Freifrau Magdalena v. Dobenek, eine reich begabte und für die Reichsgottessache begeisterte Dame.

Frau v. Dobenek, die verwitwete Tochter des berühmten Münchener Kriminalisten Paul A. v. Feuerbach, war eine fromme, reichbegabte Frau, und hatte ehemals als Erzieherin in England und Irland eine Reihe von Jahren in den höchsten Kreisen sich bewegt ohne jedoch in dieser Thätigkeit eine innere Befriedigung zu finden. Sie entschloß sich daher, Diakonissin zu werden, und hatte in der Folge in Straßburg mehrere Jahre mit großer Hingebung an den Kranken gearbeitet. Von hier aus kam sie nach Basel, von dem Wunsch getrieben, in Indien sich auf gleiche Weise verwenden zu lassen und bat die Missionsgesellschaft um ihre Vermittlung. Da sich jedoch zunächst keine passende Reisegesellschaft für sie fand, auch bei der Komitee manche Bedenken laut wurden gegen ihre Aussendung nach Indien, so verlängerte sich ihr Aufenthalt in Basel, und sie stellte sich Spittler für Korrespondenzgeschäfte zur Verfügung, und interessierte sich dabei namentlich für die neugegründeten Elfer-Vereine. Bei dieser Arbeit kamen ihr auch die Projekte für Palästina zu Gesicht, und voll Begeisterung für diesen Plan stellte sie sich dem Palästinaverein zur Verfügung, um für diesen Zweck eine Kundschaftsreise nach Palästina zu unternehmen. Die darüber angefragten Mitglieder des Vereins (Friedrich v. Metzer, Dr. Hahn ꝛc., sowie auch der Genfer Verein unter der Leitung von Pastor Barde) gaben ihre Zustimmung zu diesem Plan; auch Gobat war dafür. Es war nämlich dem Verein zum Zweck der ersten Versuche eine ansehnliche Geldsumme zur Verfügung gestellt worden, und überdies

war Frau v. Dobeneck bereit auf eigene Kosten zu reisen. Spittler schreibt darüber an einen Freund u. a.: „Frau v. Dobeneck scheint für diese Sache vorzüglich ausgerüstet. Sie hat vorzügliche Empfehlungen, ist unabhängig und sprachkundig. Sie hat ungemein leicht und schnell bei Gobat, der jetzt Missionsprediger in Widliesbach ist, arabisch gelernt. Auch Gobat ist für diese Sache und empfiehlt sie in Jerusalem an eine dortige Proselytenfamilie. Sie soll dort im Kleinen ein Pilgerhospiz anlegen, einige Kranke aufnehmen und Kinder unterrichten, um so den später noch zu sendenden Brüdern den Weg zu bahnen. Die Reiseroute geht über Mailand, Triest, Smyrna, Jaffa nach Jerusalem. Wenn die Brüder in Genf kein Zutrauen haben, so gehen wir in Gottes Namen im Glauben unsern Weg allein. Der HErr wird uns nicht stecken lassen. Er hat es noch nie gethan." So war alles scheinbar aufs Beste geplant, überlegt und vorbereitet. Da nahm plötzlich die ganze Angelegenheit eine höchst unerwartete Wendung. Frau v. Dobeneck hatte in letzterer Zeit öfter mit katholischen Geistlichen (besonders auch mit den Kapuzinern in Dornach) verkehrt und religiöse Gespräche geführt. Mehr und mehr geriet sie in die Netze jesuitischer Sendlinge und fiel ihnen zuletzt zum Opfer, indem sie sich entschloß zum Katholizismus überzutreten und ins Kloster Stein am Rhein sich zurückzuziehen.

Während so diese Frau für die Sache der evangelischen Mission auf unerwartete Weise verloren ging, wurde andererseits zu gleicher Zeit auf merkwürdige Weise eine hochstehende Persönlichkeit für dieselbe gewonnen. Durch besondere Lebensführung wurde der Oberst Freiherr v. Hügel aus Freiburg zum HErrn bekehrt samt seiner edlen Gattin und zeigte sich von nun an sehr thätig für das Reich Gottes. Während er früher ein leidenschaftlicher Raucher gewesen war, gewöhnte er sich dieses Vergnügen gänzlich ab und übergab Spittler alle seine zum Teil sehr wertvollen Tabakspfeifen, als seine ehemaligen Hausgötzen, mit der Bitte, sie als Opfer anzunehmen und zum Besten der Mission zu verwerten. Überdies gab er eine regelmäßige, dem ehemaligen Tabakverbrauche entsprechende Gabe zu diesem Zweck, und später noch eine weitere regelmäßige Summe, welche er als Ersparnis durch verminderten Weingenuß zurückzulegen pflegte.

Inzwischen hatte sich auf St. Chrischona die Anstalt ruhig fortentwickelt. Im Jahr 1842 berichtete Spittler an einen Freund:

„Die Anstalt auf Chrischona wächst, ein Lehrer und 7 Zöglinge sind oben, alles in großer Armut, aber im Segen und in gegenseitig dienender Liebe vereint. Daneben werden Knöpfe, Nadelbüchschen, Falzbeine gemacht und Weidenkörbe geflochten. Allein diese Einnahmen genügen doch noch nicht; es ist noch eine Opferbüchse aufgestellt." Gegen Ende des Jahres mußte Spittler demselben berichten: „Wir waren genötigt, zwei Zöglinge wegen bedenklicher Schwärmerei zu entlassen. Der teure Inspektor Hoffmann im Missionshaus erhielt einen Ruf nach Halle, hat ihn aber auf unser inständiges Bitten abgelehnt. Im Fälkli wird jetzt im Auftrag der Bibelgesellschaft an jeden durchreisenden Handwerksburschen ein Neues Testament gratis abgegeben."

Im Jahr 1843 schrieb Spittler an Werner, welcher ihn aufgefordert hatte, ihm für die „Sammlungen" einen Bericht über die Pilgermission zukommen zu lassen: „Ich kann mich nicht entschließen über die Pilgermission etwas drucken zu lassen. Es scheint mir überhaupt zu unbedeutend. Ein armes Senfkorn bedarf der Zeit bis es ein Bäumchen wird. Überdies würden wir dadurch wohl da und dort Anstoß erregen." Im selben Jahr lief eine große Zahl Meldungen ein um Aufnahme auf St. Chrischona, welche aber meist vorerst abgewiesen werden mußten aus Mangel an Raum. Dies rief aufs neue in Spittler den Wunsch wach, das Chrischonagut zu kaufen, um der Anstalt eine größere Ausdehnung geben zu können. „Allein," schreibt er an Werner, „noch ist mein Glaube nicht stark genug dazu. Ist es übrigens nötig, so wird der HErr mir den Glauben dazu noch schenken!"

Im Februar 1846 berichtet Spittler an Werner: „Gestern ist die Voranstalt zum Missionshaus, an der Hausvater Kolb angestellt wurde, eingeweiht worden, und Vormittags hielt Inspektor Hoffmann eine sehr gesalbte Gedächtnisrede auf Luther. Dieser Tage erhielt ich durch Pfarrer Küpfer einen herzigen Brief eines Landmädchens, die Helferin bei einem Elferverein ist, der verdiente gedruckt zu werden. Diese Helferin sollte einmal Missionsfrau werden."

Einige Wochen später ermutigte Spittler seinen Freund Werner, welcher sich durch allerlei Arbeitslast niedergedrückt fühlte, und spricht die Hoffnung aus, daß doch viele liebe Christen für ihn beten und er es dann recht fühlen möge. Den Elfervereinen möge er doch mitteilen, es sei zunächst nicht ihre Aufgabe, für Chrischona und die

Pilgermission zu sammeln und zu arbeiten. Sie sollen ihre Kräfte nur für die Mission anwenden, die es so nötig brauchen könne. Die Hauptsache sei, daß recht viele Elfervereine gegründet werden und diese rechte Betvereine und Bibelvereine werden und in aller Stille rechte Freischaren bilden, welche gegen den alten bösen Feind immer nötiger werden. Ein Vorbild sei hierinnen der alte, edle und so demütige Schullehrer Reber auf dem Welzheimer Walde, welcher 200 Exemplare „Sammlungen" besorge. „Als die Zahl abzunehmen drohte, ließ der letztere ein paar Aufmunterungsbriefe circulieren, und siehe da, nun brauchte er 250 Exemplare." Weiter heißt es: „Das arme, verborgene Chrischonapflänzchen wächst ruhig fort. Bruder D. ist nach Amerika gesandt worden, Bruder H. in die Missionsvoranstalt eingetreten, Bruder H. in das Bruderhaus Neuwied berufen worden. Br. M. als Kolporteur für die innere Mission thätig. So eben höre ich, Gobat habe den Antrag erhalten, Bischof in Jerusalem zu werden."

Diese Nachricht bestätigte sich, und wenige Wochen darauf meldete Spittler an Werner: „Der liebe Gobat ist jetzt in London, um dort die Ordination zu empfangen und nachher förmlich zum Bischof geweiht zu werden. Frau Professor Thiersch (Zellers Tochter und Werners Schwägerin) ist mit ihrem Kindlein im Fälkli eingetroffen und freut sich ihre Mutter wieder wohl zu finden."

Nach erhaltener Bischofsweihe reiste Gobat in Folge einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher seine Ernennung zum Bischof von Jerusalem veranlaßt hatte, nach Berlin ab und brachte daselbst sehr interessante Tage zu, indem er bei dieser Gelegenheit den frommen König kennen und schätzen lernte und von demselben in ein fast freundschaftliches Verhältnis gezogen wurde, das später durch zeitweilige gegenseitige Korrespondenz und wiederholte Besuche von Seiten Gobats sich fortsetzte. Von hier reiste er über die Schweiz nach Malta und kam im Dezember 1846 in Jerusalem an, wo für ihn nun eine 33jährige gesegnete Wirksamkeit begann.

In demselben Jahre wurde von Spittler im Verein mit der Komitee beschlossen, zwei Brüder von Chrischona aus nach Jerusalem zu senden. Spittler schreibt darüber an einen Verwandten von Bruder Palmer in Winnenden: „Meine Absicht ist nämlich die: ein Brüderhaus, wie vor 100 Jahren die Brüdergemeine ihre Missionen

anzufangen gewohnt war, in Jerusalem zu errichten, damit die armen Leute dort an einem lebendigen Beispiel mit Augen sehen, wie wahre Christen unter einander leben, beten und arbeiten, ihre Umgebung mit Liebe behandeln und mit Rat und That ihnen zu helfen suchen. Die ersten Brüder müssen wahrhaftig fromme und brauchbare Leute sein. Da hat es mir in meiner Schwachheit geschienen, die zwei lieben Brüder Palmer und Schick seien in wunderbarer Weise auf Chrischona darauf vorbereitet worden. Reisegeld ist da, wenn auch sparsam. Ich lege die Sache fortwährend in Gottes Gnadenhand. Sein heiliger Wille, nicht der meinige, soll geschehen! Das Ganze ist eine Glaubenssache. Geben Sie und Ihre lieben Verwandten dem lieben Bruder Palmer Ihren Segen zu seinem Vorhaben. Sorgen Sie beim Oberamtmann für einen Paß! 2c."

Schick sollte als Schlosser und Mechaniker, und Palmer als Seifensieder und Chemiker gehen, da wir in Jerusalem nicht als Missionare, sondern als christliche Handwerker auftreten wollen. Bischof Gobat kommt bald hieher, dann kann das Nähere noch besprochen werden und die Reise Ende August vor sich gehen."

„Mein Sinn ist der: daß wir in der Stille und Einfalt, ohne Geräusch, in Knechtsgestalt, wie unser Herr und Meister uns vorangegangen ist, in Jerusalem einziehen und dort durch seine Gnade und Hilfe uns einrichten zum Dienst der nahen und fernen Brüder, wie Er eben Weg und Bahn macht. Grüßen sie Helfer Josenhans, Inspektor Betulius, Hofrat Zeller und alle Brüder, die gottlob so zahlreich vorhanden sind und gewiß Tag und Nacht ein Rauchopfer des Gebets vor dem HErrn unterhalten."

Am 6. September reisten die beiden Brüder Palmer und Schick von Basel ab unter den Segenswünschen vieler teilnehmenden Freunde und begleitet von den brünstigen Gebeten, besonders Papa Spittlers. Der Weg führte sie über den Hauenstein, der damals noch nicht durchbohrt war, und auf der Höhe dieses Gebirges blickten sie nochmals zurück auf das teure Chrischonakirchlein und nahmen innerlich segnend und betend Abschied. Nun gings über Luzern, den Gotthard nach Lugano, Mailand bis Venedig. Nach mehrtägigem Aufenthalt in dieser Stadt bestiegen sie das Schiff und kamen nach glücklicher Fahrt am 23. Oktober über Corfu, Syra, Smyrna nach Beirut und erreichten in Begleitung einer griechischen Karawane am 30. Oktober die Thore Jerusalems, wo sie durch Vermittlung des

preußischen Konsuls Dr. Schulz freundliche Aufnahme fanden bei einer dort wohnenden deutschen Familie. In den ersten Tagen des Jahres 1847 traf denn auch die erste Nachricht über diese Reise bei Papa Spittler ein, und derselbe schrieb sofort voll Lob und Dank an Pfarrer Werner unter anderem folgendes: „Gott hat den lieben Brüdern Bahn gemacht! Ein christlicher Freund hat ihnen ein Haus gemietet auf dem Berg Akra, nicht weit weg von der Zionskirche, wo sie wohnen und, wie auf Chrischona, alles selbst miteinander besorgen. Sie reisten von Smyrna nach Beirut, von da nach Jaffa, und endlich zu Pferd nach Jerusalem. Von dem Söller ihres Hauses können sie ganz Jerusalem überschauen und haben den Ölberg vor sich. Nun sind sie eifrigst mit der Sprache beschäftigt. Bischof Gobat ist nun auch über Malta nach Jerusalem abgereist und wird ohne Zweifel dort angekommen sein. So wäre nun das kleine deutsch-evangelische Brüderhaus auf dem Berg Akra! Möge der HErr seine erbarmende Gnadenhand darüber halten! Er wird helfen und noch manche Elfervereine erwecken, die uns mit Gebet und Handreichung unterstützen. Er thut Großes. Ich glaubte nicht, daß ich dies noch erleben dürfte. Er ist treu! — Auf Chrischona ist Kaplan Schlienz eingetreten und arbeitet im Segen."

Wenige Tage nach dem ersten Bericht der Brüder aus Jerusalem traf auch eine schöne Gabe ein von einem Missionsverein in Winnenden zur Einrichtung und Unterhaltung des deutsch-evangelischen Brüderhauses in Jerusalem durch die Hand des Helfer Josenhans in Winnenden nebst einer ermunternden Zuschrift des Letztern.

Im März 1847 erhielt Spittler einen lieblichen Bericht von Bruder Schick über den Einzug von Bischof Gobat in Jerusalem. Ebenso berichtete Dr. Schulz, preussischer Konsul in Jerusalem, an seinen Freund, Dr. Wolff in Rottweil, über die Feier dieses Einzugs und sprach sich namentlich über die Persönlichkeit Gobats überaus günstig aus, lud ferner Dr. Wolff dringend ein zu einer Reise nach Palästina, welcher Einladung Wolff denn auch wenige Wochen hernach Folge leistete. Dem Brüderhaus bezeugte sich Dr. Schulz sehr gewogen, wie er überhaupt den Plan der Pilgermission für Palästina in jeder Hinsicht zu fördern sich bereit erklärte.

Nach diesen Berichten war es Spittlers angelegentlichste Sorge, die Brüder immer wieder zu ermuntern, von ihrem einfachen, pilgermäßigen Beruf sich nicht abbringen zu lassen, sondern in Jerusalem

vorerst das fortzusetzen, was sie auf Chrischona angefangen hätten und vor allem ihrem Heiland in Knechtsgestalt nachzufolgen.

Auch im Sommer des Jahres kamen fortwährend gute Berichte aus Jerusalem, und da die Zahl der Elfervereine zunahm und das Interesse für die Sache in Palästina nach und nach erwachte, faßte Spittler den Entschluß, welchen auch verschiedene würtembergische Freunde, namentlich Häring in Stuttgart, billigten und die Brüder Palmer und Schick dringend wünschten, sobald als möglich zwei weitere Brüder nachzusenden. Auch Dr. Schubert, welcher im September 1847 in Basel einen Besuch machte, und mit Spittler eifrigst über den Orient verhandelte, sprach sich sehr erfreut darüber aus und ermutigte Spittler, in der Sache nicht zu ermüden, da sie gewiß Gottes Sache sei. Auch Dr. Wolff von Rottweil, welcher im Herbst 1847 wieder von seiner Orientreise zurückgekehrt war, brachte über die angefangene Thätigkeit der Brüder in Jerusalem ein günstiges Urteil mit und sah in der Unternehmung Spittlers ein gottgewolltes, zeitgemäßes Werk des Glaubens, dem ein segensreicher Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse nicht fehlen könne.

Dennoch fehlte es nicht an allerlei Schwierigkeiten, welche die lieben Brüder zu überwinden hatten, und welche auch Spittlers Sorge stets wach zu erhalten geeignet waren. Im Brüderhause galt es allerdings, einfach und oft gar kümmerlich sich durchbringen und auf die Hilfe des HErrn harren. Nachdem verschiedene, mit den klimatischen Verhältnissen im Zusammenhang stehende Erkrankungen glücklich überstanden waren, zeigte es sich, daß die dortigen Verhältnisse eben doch ganz andere seien als auf St. Chrischona, und die Brüder bekamen den Eindruck, daß Spittlers gutgemeinte und edle Pläne doch an ihre Selbstverleugnung in manchem allzuhohe Anforderungen stellen. Es fehlte den beiden, um ihrem Beruf tüchtig und freudig sich widmen zu können, die richtige Erholung und Verpflegung, ohne welche im Orient für den Europäer die Arbeit nach und nach aufreibend wird, zumal so lange er noch mit Angewöhnung und Sprachstudien in Anspruch genommen ist, und da ihnen nun schon die Besorgung des eigenen Haushalts bei aller Einfachheit desselben einen großen Teil von Kraft und Zeit für die übrige Arbeit entzog, so war es begreiflich, daß in ihnen der Gedanke an Verheiratung als wünschenswert, ja notwendig vor die Seele trat. Dazu aber war vorerst mit Rücksicht auf die finanzielle Lage des

Brüderhauses keine Aussicht. Bischof Gobat, welcher diese Schwierigkeit der ihm teuern Brüder wohl durchschaute, hielt es daher für seine Pflicht, ihnen so gut als möglich die Hand zu bieten und lud zunächst Bruder Palmer ein, sich an der von ihm gegründeten Schule zu beteiligen, wogegen er ihm eine anständige Besoldung und damit eine wesentliche Erleichterung von der äußeren Sorge in Aussicht stellen konnte. Allein Spittler war, als er die Nachricht hievon erhielt, damit keineswegs einverstanden. Er hielt es für seine Pflicht, in dieser Sache sich nicht von dem ihm überhaupt nicht sympathischen englischen Wesen beeinflussen zu lassen, vielmehr dachte er, sollte die einmal in die Hand genommene Gründung eines deutschen Brüderhauses mit deutscher Energie und Selbstverleugnung durchgeführt werden; und den Wünschen der Brüder, die er teilweise mit Unrecht für Folge von Unglauben und Leidensscheu hielt, dürfe er in diesem Fall nicht so leicht nachgeben. Er ermahnte daher die Brüder ernstlich und aufs bestimmteste, auf ihrem Posten auszuharren und den Anerbietungen von andern Seiten keinen Raum zu geben.

Er berichtete damals an Werner unter anderem folgendermaßen: „Aus den Briefen der Brüder in Jerusalem geht hervor, daß zur Wahrung ihrer Stellung viel Vorsicht gehört. Bischof Gobat hat unserm armen Bruder Palmer 50 Pfund und alles frei angeboten, wenn er in sein Institut käme; allein ich schrieb an Gobat mit umgehender Post nach Jerusalem, wenn er mir das thue, so sehe ich ihn an wie dort den König David, der dem armen Urias sein einziges liebstes Schäflein nehme, ich hoffe, es würde nicht geschehen. Freilich auch der liebe Bischof hat mit allerlei zu kämpfen, darum dürfen wir es ihm nicht übel nehmen, sondern müssen für ihn beten. Es wäre zu wünschen, daß den Brüdern Palmer und Schick ein kleines Depot Bibeln ausgewirkt würde bei der evangelischen Bibelgesellschaft, da sie gar viel Besuche von Christen und Türken bekommen. Auf Chrischona wird wacker gebaut, und werden dann, wenn der HErr die Mittel schenkt, zwölf Brüder aufgenommen werden können."

19. Spittler denkt an Ruhe.

Schon längere Zeit hatte es Spittler gefühlt, daß seine Kraft nicht mehr allen den Aufgaben, die er sich nach und nach auf die Schultern geladen, gewachsen sei, und es war daher nicht eine bloße Redensart mehr, wenn er in letzter Zeit öfters wiederholte, daß er nichts neues mehr zu beginnen denke, vielmehr nach und nach von seinem Posten zurückzutreten beabsichtige, umsomehr als er seit dem Heimgang seiner lieben Frau und einer großen Zahl seiner Freunde und Mitarbeiter und nach manchen schmerzlichen Erfahrungen in häuslicher und geschäftlicher Hinsicht sich oft etwas vereinsamt fühlte. Überdies hatte er den Eindruck bekommen, daß seine Thätigkeit auch von manchen lieben Freunden falsch beurteilt werde und es oft den Anschein habe, als sei er daran Schuld, daß durch Gründung neuer Werke die älteren, die er mehr und mehr aus den Händen gegeben hatte, gehemmt oder gar beeinträchtigt erschienen. Was ihn aber in jener Zeit besonders schmerzlich berührte und tief erschütterte, das waren mehrere höchst ernste Fälle, wo Männer, welche bisher in Amt und Ansehen gestanden hatten und für erprobte Christen galten, in schwere Sünden sich verstrickten und dadurch dem Namen Christi Schmach und Schande bereiteten. Auch in der Mission gab es in jener Zeit manches Schwere durchzukämpfen, worüber Spittler in einem Brief ausruft: „Ach, wie viel Trauriges kommt hiebei zum Vorschein, wie wenig Liebe, Demut und wie viel Selbstsucht auch unter uns Christen! Jeder sucht das Seine!“

Im August 1844 schrieb er an Werner: „Wie gerne möchte ich jetzt im Vaterland ein passendes Plätzchen suchen und dort bleiben, da ich jetzt in den Jahren bin, wo es Zeit ist, daß man Jüngeren Platz macht. Ich sprach mit Steinkopf über meinen Rückzug ins Vaterland, aber er wollte nichts davon wissen, und so komme ich nicht aus dem Treiben heraus und muß auch andere wieder treiben, was eben nicht zu ändern ist.“

Tief betrübten ihn die Zustände, welche damals an der Universität Tübingen herrschten, indem der grasse Unglaube unter den Theologen öffentlich gelehrt wurde. Darüber schrieb er an Werner: „Die Geistlichen sollten doch in corpore einen Protest an den König eingeben, daß solche Lehrer entlassen werden. Vor bald zwanzig

Jahren habe ich hier in ähnlicher Sache meine schwache Stimme erhoben und bin heute noch froh darüber. Wir sind es doch dem HErrn schuldig!"

Im Jahre 1845 endlich gelang es ihm, eine Reise nach Würtemberg zu machen, um eine Reihe teurer Brüder und Freunde zu besuchen und sich an ihnen zu stärken. Besonders wohlthuend und erfrischend war für ihn ein Besuch bei Pfarrer Blumhardt in Möttlingen. Darüber schreibt er an Werner: „Bei meinem Besuch bei Pfarrer Blumhardt in Möttlingen war ich erstaunt über das, was der HErr hier für ein Werk angebahnt hat. Alles ist so ruhig, geordnet und so bibelgemäß und auch die vielen Kranken werden so einfach und wohlthuend behandelt." — Auf der Rückreise kehrte er bei seinem Freund Professor Stern in Karlsruhe ein und in Straßburg brachte er bei Professor Krafft schöne Stunden zu.

Gegen Ende dieses Jahres meldete ihm Professor Herzog in Lausanne, die Regierung habe nun jede religiöse Versammlung außer der Kirche bei schwerer Strafe verboten, was unter den Glaubigen große Sensation erregte und Herzog veranlaßte seine Demission zu nehmen. — Von der Goldküste kehrte Missionar Riis nach Europa zurück und verlor während der Seereise seine geliebte Frau.

Im Oktober 1846 schreibt Spittler an Werner: „Ich habe mich neulich für mich und Zeller nach einem Ruheplätzchen in Königsfeld umgesehen; aber es geht nicht so leicht alle Bande zu lösen, und ein Ersatzmann muß zuerst gefunden werden. Hier in Basel stehen uns wieder Revolutionsstürme bevor, und es wird in diesen Tagen entschieden werden, ob die Regierung bleiben kann oder nicht!"

Eine große Menge hilfsbedürftiger und verkommener Leute machte damals Spittler viel Not und Mühe, bis er ihnen teils Arbeit und Verdienst, teils zur Reise nach Amerika das nötige Reisegeld verschafft, teils ihnen aus anderen schweren Umständen herausgeholfen hatte.

Einen schönen Beweis für seine erbarmende Liebe gibt auch nachstehender Brief, den er an seinen Freund Werner im Januar 1847 richtete, worin es heißt: „Bei meinem Besuch in Würtemberg suchte ich in Schorndorf einen alten Jugendgenossen auf, neben dem ich noch in der Stadtschreiberei war und bat ihn ernstlich sich nun zu bekehren. Er war verwundert über meine Erscheinung und noch mehr über meine Ermahnung; er gestand mir, er habe keine Bibel

und wollte von mir auch keine, als ich ihm eine anbot. Nun schrieb er mir neulich und wünschte gar sehr, daß sich jemand seiner annehme. Aber dies muß mit Liebe und Geduld geschehen; vielleicht kann seine Seele noch gerettet und er zum HErrn geführt werden. Ich bitte Sie nun, ihm auf meine Rechnung eine Baslerbibel, und die Sammlungen lehnungsweise zukommen zu lassen. Er ist gewiß an seinem Elend selbst Schuld. Aber bis er zur Erkenntnis davon kommt, braucht's von unserer Seite Zeit, Geduld und vorzüglich viel Gebet. Möge der HErr Sie jemand in Schorndorf finden lassen, der sich seiner annimmt, und ihm zuspricht und sein Vorurteil gegen die heilige Schrift zu benehmen weiß. Sollte es nötig sein, so will ich gern zu seiner Unterstützung etwas für ihn thun."

In einem andern Brief an Werner klagt Spittler sehr über den Mangel an Glaube und Liebe unter den christlichen Brüdern, sowie über den Mangel an Demut und Einfalt unter den Missionsleuten, und sagt unter anderem: „Der teure Pastor Döpken, welcher jetzt eine Reihe von Jahren in Amerika im Staate Ohio in großem Segen arbeitete, ist ein Beweis, was der HErr an einem armen Werkzeug thun und ein Komitee zu Schanden machen kann. Die Missions- und Beuggener-Komitee haben Döpken seiner Zeit einstimmig als Stammler weggeworfen, und die niederste Stufe, Chrischona, hat noch Bedenken getragen, ihn aufzunehmen und ihn zuerst nur in die Küche zur Bedienung verwiesen, bis er dann endlich zum Zögling vorrücken durfte 2c. (vergl. Basler Sammlungen 1847 IV. Stück, Döpkens Lebensgang). Würden viele unserer Herren Missionare diesen Weg gehen müssen, die Mission würde kaum halb so viel Geld nötig haben, als sie leider braucht. Missionar S's. Reise mit seiner Frau nach Indien, sein Aufenthalt dort und seine Rückreise haben die Mission nicht weiter als 1000 Louisd'or gekostet, wie mich Herr Ch. versichert. Wenn nur die Brüder wahrhaft demütig sind und etwas lernen, dann schaden ihnen Entbehrungen nichts, im Gegenteil, sie dienen ihnen zur Förderung."

Endlich hoffte Spittler seinen Plan, nach Königsfeld zu ziehen und alle seine Sachen abzugeben, ausführen zu können. Kaufmann Naumann, welcher, wie wir oben gesehen haben, im Jahr 1844 im Fälkli eingezogen war mit seiner Familie, hatte sich mit Energie in seine Aufgabe eingelebt und seit einigen Jahren mit zunehmender Selbständigkeit, unter welcher Spittler oft zu leiden hatte, die ver-

schiedenen Zweige der Reichsgottesarbeit daselbst in die Hand genommen. Spittler hatte ihm auch die Angelegenheiten der Pilgermission auf St. Chrischona übergeben und sich bereits in Königsfeld eine Wohnung gemietet und den Tag zur Abreise festgestellt, als der HErr unerwartet einen Strich durch diese Rechnung machte durch den ganz plötzlichen Tod Naumanns. Durch einen Schlaganfall wurde Naumann unvermutet mitten aus seiner Arbeit abgerufen, und so mit einem Schlag Spittlers Hoffnung auf Ausspannung vernichtet. „In dieser hilflosen Lage," schreibt Spittler an Werner, „hat der HErr den lieben Bruder Eglin, der eben nach Bern zur evangelischen Gesellschaft abreisen wollte, mir zur Aushilfe gesandt, und außerdem einen lieben Bruder von Chrischona, der früher hier Commis war, und endlich hat mir noch die Missionskomitee unsern lieben Bruder Zaremba überlassen zur Unterstützung in der Korrespondenz. Denn das muß ich mir nun von allen Seiten und vor allem vom HErrn sagen lassen, daß ich nun nicht von der Stelle gehen darf, und mein ganzer Sinn geht auch dahin, nur auf die Winke meines treuen HErrn zu merken. Er wird mich in meinem Alter gewiß nicht verlassen." Und wirklich, die Arbeit wurde von Spittler nun mit neuer Freudigkeit aufgenommen, und der HErr ließ ihm noch manches schöne Werk gelingen.

Wir erwähnen zuerst einer Schöpfung, zu der der Grund schon im Jahr 1845 gelegt wurde. Der HErr fügte es so bei den verschiedenen Unternehmungen Spittlers, daß die wohlhabenden Basler, welche ein Herz für die Sache des Reiches Gottes hatten, dem „Erzbettler" Spittler nicht nur auf seine Bitte hin reiche Gaben anvertrauten, sondern zuweilen ihm solche oft ganz ungebeten und unerwartet ins Haus trugen. Frau Burckhardt-Bischer, eine fromme, wohlhabende Witwe, welche Spittler seit langer Zeit kannte, wandte sich eines Tags an ihn mit der Bitte, ihr einen passenden Vorschlag zu machen, womit Sie ein Gott wohlgefälliges Opfer dem HErrn darbringen könnte. Spittler schlug ihr nun vor, eine kleine Anstalt für Verpflegung armer kranker Kinder zu gründen und versprach ihr mit Rat und That in der Sache beizustehen. Bald war ein Komitee berufen, welches aus Pfarrer Legrand, Dr. Streckeisen und C. F. Spittler bestand, und die edle Stifterin stellte das Nebenhäuschen ihrer eigenen Wohnung für diese kleine Kinderheilanstalt zur Verfügung, sorgte auch für die nötige Einrichtung; und bald

zogen die sechs ersten Kinder daselbst ein und wurden von einer erfahrenen Wärterin, einer Jungfrau Karoline Rau, in Pflege genommen, und das Ganze unter die treffliche Oberleitung Dr. Streckeisens gestellt. Als im Jahr 1846 die Einladung an die Missionsfreunde zu den Jahresfesten erging, ließ Spittler an den Bruder seines Freundes Pfarrer Werner, den edlen, frommen Arzt Dr. Werner in Ludwigsburg, welcher daselbst seit einer Reihe von Jahren eine derartige Anstalt gegründet und geleitet hatte, eine besonders dringende Einladung zum Fest ergehen, damit derselbe die neugegründete Anstalt besuchen und für die weitere Ausrüstung und Führung den nötigen Rat erteilen könne, was denn auch geschah. Noch in demselben Jahre legte Spittler ein sogenanntes Wunschbuch an, in welchem die Bedürfnisse für den kleinen Kinderspital eingetragen wurden, und welches sodann Spittler bei verschiedenen wohlhabenden Familien von Zeit zu Zeit cirkulieren ließ, damit diefelben Gelegenheit fänden, nach Lust und Vermögen für diesen edlen Zweck entbehrliche Kleidungsstücke, Hausgeräte, Betten ꝛc. oder sonstige Gaben beizusteuern. Über Erwarten gedieh diese kleine Pflanze und wuchs nach und nach zu einem stattlichen Baum heran, daß von Jahr zu Jahr Erweiterungen nötig wurden, und am 2. Januar 1862 ein neuer, stattlicher und bequem eingerichteter Kinderspital eingeweiht werden konnte, wobei Pfarrer Legrand die Feier eröffnete, Dr. Streckeisen den Bericht erstattete über die Anstalt und Pfarrer Miville die Anstalt einsegnete und unter die Obhut des HErrn stellte. Die Vollendung dieses schönen Werks wurde ermöglicht durch die edelmütige Stiftung der genannten Gründerin der Anstalt, welche in ihrem Testament den Kinderspital reichlich bedachte, sowie auch deren Schwester, Frau His, welche anfangs es nicht hatte begreifen können, daß ihre Schwester ihr Interesse einer so unansehnlichen und ihr widerlich scheinenden Sache in so hohem Grade zuwenden mochte. Nach einer schweren Erkrankung aber wurde sie andern Sinnes und setzte nun den Kinderspital zum Haupterben ihres schönen Vermögens ein. Solche Erfahrungen waren für Spittler ein Gegenstand innigsten Dankes und mächtiger Glaubensstärkung, und er schreibt darüber im August 1852 an Werner: „Von dem übergroßen Erbe, das unserem kleinen Kinderspitälchen, das bisher ganz in der Verborgenheit war, durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit zugefallen ist, werden Sie auch gehört und sich darüber verwundert haben. Es ist mir dabei wie einem

Träumenden; die Summe beträgt einige Hunderttausend Franken und hat die Bestimmung, daß wir kranke Kinder unentgeltlich aufnehmen sollen. Schon beim Pilgerhofs-Vermächtnis von Herrn Merian konnte ich nichts als staunen; was soll ich jetzt sagen? Ach, das hat der HErr gethan, daß wir doch die ganze Stiftung nur zu seiner Ehre verwenden möchten! Meine erste Bitte war: das ganze Spitälchen künftig nur durch wahrhaft christliche Diakonissinnen besorgen zu lassen. Da wir ein Diakonissenhaus im Pilgerasyl zu Riehen haben, so läßt sich dies ja leicht bewerkstelligen. Die Testiererin, die sel. Frau His-Bischer, diese edle Wohlthäterin, wird der HErr in der Ewigkeit reichlich dafür segnen."

In den Jahren 1846 und 1847 war Spittler aber auch noch durch eine Angelegenheit in Anspruch genommen, welche wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen. Spittler war von jeher den freien Brüdergemeinden in Kornthal und Königsfeld sehr nahe gestanden und war mit den Gründern derselben, besonders dem glaubensmutigen Gründer Kornthals, Hoffmann, wie wir oben sahen, durch herzliche Liebe und Geistesgemeinschaft nahe verbunden. Als wenige Jahre nach Gründung der Gemeinde Kornthal die Zahl derer, welche dort sich niederlassen wollten, nach und nach das gewünschte Maß zu übersteigen begann, wurde die Gründung einer zweiten ähnlichen Kolonie in Aussicht genommen und bekanntlich unter unsäglichen Schwierigkeiten, Opfern und Entbehrungen durch die eiserne Energie des Vorstehers Hoffmann zur Ausführung gebracht durch die im Jahr 1824 begonnene Errichtung der Schwestergemeinde Wilhelmsdorf bei Ravensburg (vgl. Geschichte der Gemeinde Wilhelmsdorf von Vorsteher Thumm, 1875). Durch eine Reihe unvorhergesehener und unverschuldeter Verhältnisse, namentlich durch unerwartete Aufkündigung großer Kapitalanlagen, die der Kolonie Wilhelmsdorf anvertraut waren, wurde die Existenz dieser Schwestergemeinde sehr gefährdet, und die wackeren Vorsteher der Gemeinde Kornthal sahen sich, nachdem alle anderen Hilfsquellen versiegt schienen, genötigt auswärtige Hilfe in Anspruch zu nehmen, da sonst die Auflösung der Gemeinde fast unvermeidlich gewesen wäre. Eine längere, sehr interessante Korrespondenz zwischen dem trefflichen Vorsteher Daur und Spittler zeigt, wie vertrauensvoll man dem „Erzbettlermeister" Spittler derartige Notstände, auch wenn sie nicht direkt mit einer Reichsgottesfrage in Verbindung standen, ans Herz

legen konnte. Spittler, der die ganze Entwicklungsgeschichte dieser ihm teuern Gemeinde, welche so viel Ähnlichkeit hatte mit derjenigen von Chrischona, sofern beide in größter Armut, unter schweren Demütigungen und Kämpfen vor sich gegangen waren, genau kannte, versäumte nichts in der Sache und verstand es eine Anzahl reicher Baslerfreunde ins Interesse zu ziehen. Schon im Jahr 1835 hatte er zur Errichtung des Witwenhauses in Kornthal in Basel ein billiges Kapital aufzunehmen gesucht und eine ansehnliche Summe zusammengebracht. Bald darauf bat er die Freunde in Basel um ihre Mithilfe zur Anschaffung eines Kapitals von 10,000 fl. zur Gründung eines Asyls für entlassene weibliche Verbrecher, welches der Kornthaler Bürgermeister Hoffmann in Wilhelmsdorf zu errichten gedachte. Eine Anzahl Freunde, welche früher schon mit billigen Anlehen ausgeholfen hatten, erhöhten dieselben, andere erließen die Zinsen, und mehrere erließen Kapital samt Zinsen zu Gunsten der bedrängten Gemeinde. Gleichzeitig machten die Brüder Kapff und Staudt in derselben Angelegenheit eine Reise nach den größeren Städten Deutschlands und fanden vielfach herzliche Teilnahme, so daß die Not durch Gottes Gnade vorüberging und die Gemeinde, durch dieselbe geläutert, fortan Segen und ein erfreuliches Aufblühen erfahren durfte.

Eine Art Entschädigung für diese seine brüderliche Hilfleistung wurde Spittler von seiten Wilhelmsdorfs zu Teil, als er einige Jahre später mit einer in der Nähe von ihm gegründeten Anstalt zur Pfingstweide beschäftigt war, worüber wir später berichten werden.

---

20. Spittlers Arbeiten und Sorgen gehen fort.

Das schöne Wort der Schrift: Psalm 92, 13 ff. ging bei Spittler besonders in der nun allmälig hereinbrechenden Altersperiode in liebliche Erfüllung: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Ceder auf Libanon; die gepflanzet sind in dem Hause des HErrn werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein" 2c.

Nachdem der HErr Spittlers Plan, sich in die Ruhe nach Königsfeld zurückzuziehen, durch einen mächtigen Eingriff zerstört hatte, schien er fast zu gleicher Zeit mit neuem Unternehmungsgeist und Glaubensmut ausgerüstet worden zu sein.

Er hatte, wie er in seinem im August 1847 erschienenen ersten Rundschreiben an die Freunde der Pilgermissionssache mitteilt, bei der zwei- bis dreijährigen Ausbildung der Zöglinge auf St. Chrischona jetzt zweierlei Thätigkeit für dieselben ins Auge gefaßt:

1. die schon oben erwähnte Arbeit unter den deutschen Auswanderern in Nordamerika, wo die Brüder als Schullehrer, Katecheten und Prediger das Werk des HErrn treiben sollten.
2. die neuerdings begonnene Arbeit in Palästina zu befestigen und zu erweitern, wozu in neuester Zeit dringende Aufforderung an ihn gelangt war.

Auf Chrischona war, neben dem treuen Vorsteher und Lehrer Kaplan Schlienz, als Hausvater der Schullehrer Schneller aus Würtemberg eingetreten im Juni 1847, welcher für den Vorsteher eine notwendige und wohlthätige Stütze bildete. Es wurden bauliche Erweiterungen dort vorgenommen, indem unter dem Dach Zimmer eingerichtet wurden, so daß zwölf Brüder bequem aufgenommen werden konnten. Von den Brüdern, die nach Amerika ausgesandt worden waren, liefen günstige Berichte ein. Wie Bruder Döpken, so hatte nun auch Bruder Baumann ein kleines Gemeinlein gegründet in Hamelstown bei Philadelphia. Ebenso waren die Nachrichten aus Jerusalem für Spittler erfreulich, und eine Nachsendung weiterer Brüder stand bevor. Um die Mittel dazu zu bekommen, legte er den Freunden immer wieder die Gründung neuer Elfervereine ans Herz, fügte jedoch der Einladung hiezu folgende Bemerkungen zur Beherzigung bei:

„1. Wir wollen doch ja nicht der Missionsarbeit Eintrag thun; wir wollen keine Geldbeiträge, sondern nur vermehrte Abnahme von Exemplaren unsrer „Sammlungen". Ein Exemplar kostet jährlich 48 Kreuzer, und dem Abnehmer wird seine Auslage durch den Besitz einer gründlichen und gehaltreichen Schrift mehr als vergütet.

2. Sollte nicht jeder uns beistehen, der nur irgend Sinn fürs Gute, wer Mitleid haben mag mit den wahren Bedürfnissen der Deutschen in Nordamerika und mit unsern Mitmenschen, die an der Thüre des großen Morgenlandes, in jener Stadt wohnen, in welcher

unser Heiland selbst wandelte, und aus der heraus unsern Vorfahren das Licht der ewigen Wahrheit zugeflossen ist?

3. Wo nicht elf Abnehmer für die „Sammlungen" zusammengebracht werden können, da kann doch dem Geist nach ein Teilchen des Elfervereins Platz greifen. Je einer der elf Mitglieder ist Helfer und besorgt in geschwisterlicher Freundlichkeit, dem HErrn zum Dienst, die Verteilung der Exemplare. Ihrem Gebet aber wie Ihrer in Liebe eifrigen Mitwirkung empfehle ich dieses Werk des Christenglaubens, und flehe zum HErrn, daß Er mit täglich neuer Erbarmung uns trage und stärke."

Im Oktober 1847 drückte Spittler dem treuen Werner seinen Dank aus für eine ihm übersandte Kollekte für Jerusalem und fügt bei: „Das Interesse für Chrischona erwacht. Von den beiden Brüdern, welche nach Jerusalem gesandt werden sollen, muß Müller noch die Kleinuhrmacherei, und Eitel noch Arabisch lernen, dann reisen sie ab. Diese beiden Brüder sollen in Jerusalem zur Hilfe der dortigen Brüder nachrücken, damit Bruder Palmer die projektierte Schule, Siloahschule genannt, eröffnen könne, und das Brüderhaus wegen der dort getriebenen Uhrenmacherei dennoch besetzt bleibe."

Für diese von Spittler so genannte Siloahschule, in welcher die in Jerusalem sich in kläglichem Zustand herumtreibenden und verkommenden Kinder gesammelt und unterrichtet werden sollten, hatten bereits verschiedene Freunde namhafte Gaben eingesandt Professor Krafft in Bonn 100 Thaler). Über dieses neue Projekt, wie über die Angelegenheit in Jerusalem überhaupt gab Spittler im November 1847 an Werner folgenden eingehenden Bericht: „Wer die Verhältnisse unserer lieben Brüder in Jerusalem nicht näher kennt, ist versucht zu denken, als ob dieselben in der verflossenen Zeit sehr wenig geleistet hätten; wenn man aber näher eingehen mag, muß man zum Preis des HErrn bekennen, daß durch ihre schwache Bemühung doch mehr geschehen ist, als man hätte erwarten dürfen. Neben dem, daß beide von Zeit zu Zeit unwohl, zum Teil sehr krank waren, haben sie das Brüderhaus und die Werkstätte (Uhrmacherei) eingerichtet, den ganzen Uhrenvorrat verkauft, viel repariert, einige Musikinstrumente gemacht, die Umgegend bereist, Kräuter gesammelt und eingelegt, das Englische und besonders das Arabische so gelernt, daß sie sich darin verständlich machen

können, viele Besuche und Besprechungen gehabt, auch der Kranken sich angenommen; ihre Haushaltung nebst Garten ganz allein geführt und besorgt ohne Bedienung; zwei Knaben in Pflege und Unterricht genommen, so daß diese bereits deutsch und arabisch schreiben und lesen können; Vorbereitungen zur Siloahschule gemacht; viele Briefe und Bestellungen abgefertigt, auch auf mehrere Wochen Gäste beherbergt, so daß man diesen lieben Brüdern das Zeugnis geben muß, daß sie mit der Hülfe des HErrn mehr und mehr einem Brüderhaus werden vorstehen und daselbe leiten können; und ich glaube, wir dürfen ihnen das Vertrauen schenken, ein eigenes Haus und Feld zu kaufen, wie ihnen solches der wackere preußische Konsul selbst angeraten hat. Aber woher hiezu das Geld nehmen? Wie schön wäre es, wenn wir in Jerusalem eine eigene kleine würtembergische Besitzung zu einem Bruder-, Schul- und Gasthaus erhalten könnten. Dürfte ich Sie, teurer Bruder, wohl bitten eine Konferenz mit den lieben Brüdern in Stuttgart zu halten? Ob nicht auch der König hiezu einen bedeutenden Beitrag geben wollte? Denn in der Folge werden doch auch noch mehr seiner Landeskinder dahin reisen; und wie lieblich, wenn diese dann dort freundlich und billig in einem würtembergischen Hause aufgenommen würden. Manche liebe Handwerksbrüder sind auf Chrischona vorhanden, die mit Freuden diese Wohnung würden bauen helfen, es fehlt nur an Unterstützung; und diese sollte von Würtemberg kommen; denn, Ihnen im Vertrauen gesagt, der König von Preußen allein hat mir 500 Thaler zu unserer Siloahschule zugesandt, wofür ihn Gott tausendmal segnen wolle, auf den Bericht einer Freundin hin. Leicht könnte die Sache ganz preußisch werden; aber ich möchte sie aus Dankbarkeit gegen mein liebes Vaterland gar zu gern würtembergisch haben. Die Schweiz kann jetzt nicht in Anspruch genommen werden; die braucht ihr Geld leider zum traurigen Bruderkrieg; und endlich holt es der Kommunismus, der vor der Thüre steht. Helfen Sie mir dazu! Sie und die lieben Ihrigen werden ja doch den guten Schwager und Onkel (Gobat) dort gewiß auch einmal besuchen und würden sich dann gewiß freuen, dort auf würtembergisches Eigentum treten zu können. Wenn wir das Geld fürs Brüderhaus erhalten, so möchte ich es gern in die Hand des lieben Bischof legen, bis es gekauft ist. Für die Kirche in Würtemberg wäre es doch auch angenehm, wenn sie zuweilen einen ihrer Kandidaten nach Jerusalem

senden und ihm dort eine würtembergische Wohnung anweisen könnte; da könnte sie wohl auch ein Kapital dazu geben; schon ist wieder ein preußischer Kandidat Stoll unterwegs, der in Jerusalem bei den Brüdern logieren wird."

Wenige Tage nach diesem Schreiben erhielt Spittler von Bischof Gobat folgende Zuschrift: „Wenn es auch nicht an Schwierigkeiten fehlt, so ist doch Hoffnung, daß unser Hiersein nicht ohne Segen ist. — Betreffs der Brüder Palmer und Schick bin ich froh, sagen zu können, daß ihr ganzes Leben und Wesen den besten Eindruck hier macht, hauptsächlich bei den Mitgliedern unserer kleinen Gemeinde; denn daß sie auf die Araber einen besondern Eindruck machen oder Einfluß üben sollten in diesem ersten Jahr, wird wohl niemand erwartet haben, der eine Idee hat von der Erlernung einer Sprache, wie die arabische ist. Doch fängt jetzt Palmer an ordentlich arabisch zu sprechen; die größten Schwierigkeiten sind überwunden. Schick hat mehr Mühe. Was sie besonders lieb und wert bei allen macht, ist ihre eigene gegenseitige Liebe. Mir und meinen Kollegen sind sie besonders teuer und wert wegen des guten Einflusses, den sie auf die Proselyten üben. Das stille, demütige, liebreiche Wesen der beiden Brüder, wie auch hie und da ein Wort von ihnen zu rechter Zeit, wirkt sehr segensreich. Kurz, ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie sie hieher gesandt haben. Wegen ihrer Ausgaben muß ich nur sagen, daß jedermann findet, daß sie so einfach leben, wie es hier überhaupt möglich ist. Wenn dann noch Krankheiten dazu kommen, so scheinen sie mir beinahe zu ängstlich zu sein, als sollten sie durchaus und in keinem Fall mehr als 50 Pfund Sterling beziehen dürfen. Daher wagten sie kaum einen Ofen zu kaufen, ein Stück, das doch im hiesigen kalten Winter so notwendig ist, besonders nach der langen Krankheit Palmers. Da haben wir uns nun das Vergnügen gemacht, ihnen einen solchen, den wir entbehren konnten, abzutreten. Wir haben vor acht Tagen eine Schule angefangen, worin die ärmsten Kinder wohnen und alles haben werden; wir haben bereits drei solcher Schulen. Wenn auch die Pilgermission eine solche kleine Schule, von Basel aus unterstützt, haben könnte, so würde ich mich sehr freuen, zumal da wir jetzt nur Mädchen ganz aufnehmen konnten, bis wir das Vermögen haben, ein größeres Haus oder ein zweites zu mieten."

In einem vom 21. Dezember 1847 datierten Brief bittet

Spittler den Pfarrer Werner sehr dringend, ihn als alten Mann doch ja im neuen Jahr mit der Redaktion der „Sammlungen“ nicht stecken zu lassen. Wenn es sich darum handelt, auszutreten, so wäre die Reihe zuerst an ihm (Spittler), nachdem er nun ein halbes Jahrhundert hindurch armselige Handlangerdienste gethan habe. Es sei Gottes Erbarmen, daß Er ihn bisher habe stehen lassen. Der Ertrag der „Sammlungen“ müsse die Haupteinnahme bilden für die Chrischonahaushaltung mit zwei Lehrern und zwölf Brüdern, und noch die Brüder in Jerusalem. Er danke Gott, daß jetzt 6000 Exemplare nötig seien, besonders da heuer der Bau auf Chrischona viel gekostet habe. Besonders erfreut spricht er sich aus über eine neue Gabe aus Preußen (400 Thaler), die für das Brüderhaus in Jerusalem eingegangen sei, das nun hoffentlich bald gekauft werden könne. Bruder Müller habe in La Chaux-de-fonds die Kleinuhrmacherei, und in St. Georgen noch weiteres gelernt und werde nun in Jerusalem mit Sehnsucht erwartet. Am Schluß dieses Briefs heißt es noch: „In unserem armen Schweizerland scheint nun endlich Friede zu sein, aber ich traue ihm nicht; doch wollen wir Gewinn daraus ziehen und senden jetzt in Gottes Namen zwei Brüder in die kleinen Kantone, um heilige Schriften zu verbreiten. Unser lieber Zaremba, das teure Friedenskind, ist wieder bei uns.“

Einem Brief Spittlers vom 21. Januar 1848 an Werner entnehmen wir folgendes: „Anfangs März sollen nun zwei weitere Brüder nach Jerusalem abreisen, Müller, der die Uhrenmacherei gelernt hat, und Baldensperger, ein Dreher und Weber, der noch die Wollenspinnerei erlernt, um dort seine Kenntnisse tüchtig verwerten zu können. Beide scheinen gut zusammen zu passen, wie Palmer und Schick; sie haben sich auch auf Chrischona erprobt. Von Dr. Strauß in Berlin ist in betreff des Brüderhauses ein sehr erfreuliches und ermunterndes Schreiben eingelaufen. Ich bitte diesen Bericht auch Herrn Oberhelfer Josenhans in Winnenden mitzuteilen, der sich ganz besonders für das Brüderhaus interessiert und durch Verbreitung unserer Berichte von dort die Jerusalemssache lebendig angeregt hat. Segnet der HErr noch ferner die Jerusalemssteuer, so hoffe ich Ihnen einen nicht unbedeutenden Beitrag zu einer Besuchsreise nach Jerusalem geben zu dürfen, was für Sie ebenso ausführbar ist als für Stadtpfarrer Wolff. Für die angekündigten Beiträge bin ich Ihnen sehr dankbar; aber wenn solche doch nur

nicht der Mission und den Rettungsanstalten entzogen werden! Wir sind zufrieden, wenn nur Elfervereine errichtet werden. Wenn uns aber der HErr auch auf diese Weise helfen will, haben wir Ihm nur zu danken." In einem späteren Brief dankt Spittler für die durch Werner erhaltene Geldsendung für Jerusalem und fügt bei: „Auch aus dem Kt. Bern sind Gaben gekommen, sowie auch aus dem Norden, so daß wir vollen Mut haben ein Grundstück auf Bezetha anzukaufen. Wollen Sie unsere Freunde bitten, im Gebet für Jerusalem nicht müde zu werden, damit wir alles in des HErrn und nicht im eigenen Geist machen."

Im März 1848 schrieb Spittler an Werner unter anderem: „Die Wellen des Aufruhrs scheinen überall zusammenzuschlagen, und wie wird es unserem armen Schifflein ergehen? Der HErr wird ihm durchhelfen und es glücklich in den Hafen der Ruhe bringen; aber immer noch wird es gelten zu wachen und zu beten. Fast jeden Tag kommen vertriebene Juden aus Frankreich an; wer bürgt uns dafür, daß wir nicht auch bald dasselbe Schicksal haben werden! Darum wollen wir in der Tagesneige noch thun was möglich ist, um Samen auszustreuen. Die Abreise der Brüder nach Jerusalem wurde nun durch die Verwirrung in Marseille ꝛc. verzögert."

Ein späterer Bericht vom April 1848 gibt folgendes: „Überall brechen Gerichte herein, und wie schnell werden wir in die letzte Zeit vorgerückt. Aber mag der Sturm auch noch so groß werden, der HErr ist doch bei uns im Schifflein und wird uns nicht verlassen. Auch über unser teures Missionsschifflein gehen mächtige Wellen. In gestriger Sitzung erklärte unser teurer Inspektor, seine Gesundheitsumstände wanken so sehr, daß er wohl im Spätjahr uns werde verlassen müssen. Sie können sich denken, welch ein Schmerz dies für jedes Mitglied war. Auch aus Indien kommen trübe Nachrichten von allerlei Art. Überall wird geläutert, und es geht durchs Feuer; aber der Schmelzer sitzt dabei und wird etwas herrliches herausbringen. Auge und Herz sei nur immer auf Ihn gerichtet, denn nur dann kommen wir durch. Müller und Baldensperger sind nun doch unterwegs. Vom lieben Bischof und den Brüdern kommen gute Nachrichten aus Jerusalem. Im Sturm der Zeit wird das Reich Gottes im Innern mächtig gefördert, denn jetzt lernt man aufs Wort merken und Zuflucht zum Gebet nehmen."

Während so die neuen Anstalten Spittler mannigfachen Anlaß zu Dank und Freude gaben, machten ihm die alten jetzt gerade in verschiedener Hinsicht Sorgen. Ganz besonders war Spittler damals in Bekümmernis um sein liebes Beuggen. In jenen sturmbewegten Zeiten, wo in Paris die Republik ausgerufen wurde und der König aus seinem Lande fliehen mußte, und diese Umwälzung durch ganz Europa ein unheimliches, dämonisches Echo erfuhr, war bekanntlich das badische Oberland in besonderem Maße von der Erschütterung mit fortgerissen worden. Hier vereinigten sich eine Menge der verschiedenartigsten Elemente. Leute, welche mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, oder als Abenteurer und politische Flüchtlinge vom Ausland zurückgekehrt waren, rotteten sich zu Freischaren zusammen, um den monarchischen Regierungen den Krieg zu erklären. Sie suchten nun das Landvolk allenthalben zum Aufstand zu reizen und zum Anschluß zu bestimmen. Damals hatte besonders die Anstalt Beuggen einen schwierigen Stand und kam wiederholt in große Gefahr.

Spittler schrieb am 21. April 1848 an Werner darüber folgendes: „Der böse rebellische Geist bringt auch in unsere Gegend viel Unruhe. Auch hier erwarten wir jeden Tag 5000 Mann Eidgenossen zur Bedeckung der Grenzen, schon seit mehreren Wochen werden solche durch hiesige und Landschaftstruppen besetzt. Die Hauptunruhen kommen jedoch von Konstanz her, wo Hecker sein Unwesen treibt und unruhige Leute von allen Seiten sammelt, um mit diesen nach Karlsruhe zu ziehen; er soll ungefähr 1500 beisammen haben. Bereits ist ein Teil nach Waldshut und Säckingen und bis über Beuggen vorgedrungen. Ein Zögling von Beuggen brachte Pfarrer Legrand die Nachricht, daß schon 17 Mann Freischärler im Meierhof vor dem Schloß einquartiert seien, sich jedoch bis jetzt ordentlich verhalten. Sehr unruhig sei die Gemeinde Karsau. Gestern vormittags sei der Ortsvorsteher von da zum Herrn Inspektor gekommen und habe trotzig verlangt, er solle auch einen Beitrag zur Munition für die Freischärler geben. Er wurde abgewiesen, ging daher unwillig weg mit der Äußerung, er stehe nicht gut dafür, was die Karsauer gegen Beuggen unternehmen. Mittags während der Kinderlehre seien schon 40 Mann mit Gewehren vor das Schloß gekommen und haben gefordert, der Inspektor soll heraus kommen. Derselbe gab zur Antwort, er werde kommen, sobald der Gottesdienst

beendigt sei. Die Frau Inspektor suchte inzwischen die Leute zu beruhigen und brachte es dahin, daß sie ruhig warteten. Nach der Kinderlehre trat der Inspektor zu der Truppe und erklärte wiederholt, daß er gegen seine rechtmäßige Obrigkeit nichts zur Munition gebe. Sie verlangten, daß ein Teil der Brüder mitziehen sollen, worauf der Inspektor ruhig äußerte, soviel er gehört habe, wolle Hecker nur freiwillige Leute, keine gezwungene; er gebe also keine Leute dazu. Nun verlangten sie, der Inspektor solle eine schriftliche Erklärung darüber abgeben, worauf seine Antwort gewesen, sobald ein schriftliches Begehren an ihn gestellt werde, werde er auch eine schriftliche Antwort geben, worauf die Karsauer abzogen.

Am 28. April gab Zeller an seinen sehr bekümmerten Freund Spittler folgenden Bericht: „Der gestrige Tag hat uns unerwartet wie in die Mitte des Kriegsschauplatzes versetzt. Die von Säckingen heraneilenden Würtemberger hatten auf der Höhe von Dossenbach und im Wald zwischen Karsau und Schwörstadt mit den Freischaren von Herwegh 2c., die von der Leopoldshöhe sich ostwärts gezogen hatten, ein Gefecht und zersprengten diesen Haufen, der sich in eiliger Flucht hinter unsern Garten und durch denselben teils an das Fischerhäuschen am Rhein, teils durch den Hof und die Meierei an die Sandgrube flüchtete, und sich teilweise im alten Schloß, im Holzschopf, in der Meierei und beim Müller versteckte. Nur einigen wenigen gelang es, in einem Kahn über den Rhein an das schweizerische Ufer zu gelangen, während welcher Überfahrt ein Schwerverwundeter in ihrem Schifflein starb und sofort über Bord ins Wasser geworfen wurde. Alle übrigen wurden von den erbitterten Würtembergern, die von der Karsauer Höhe herabstürzten, gefangen, und ihrer viele noch aus den Winkeln, in denen sie sich verborgen hatten, hervorgezogen. Bei dieser allgemeinen Durchsuchung brachen die Würtemberger, die uns als Beschützer der Freischaren betrachten mochten, nachdem sie einige Flintenschüsse in das Schloß gethan hatten, wovon eine Kugel durch unsere Küche drang, und nachdem sie die hintere wohl verschlossene Hausthüre mit Flintenkolben eingeschlagen, wütend in das Haus ein und durchsuchten es in allen Winkeln, Zimmern und Kästen von unten an bis oben aus, wobei sie im alten Schloß und auf dem Dachboden der hiesigen Kirche und im Schweinstall des Herrn Pfarrer Würz noch mehrere Freischaren-Männer gefangen nahmen. In der ersten Erbitterung schalten

sie meine Frau ein Luder, und mir drohten sie mit Fäusten und Flintenkolben. An der Mauer des unteren Thores erschossen sie einen Freischärler und ließen ihn tötlich in der Brust verwundet in seinem Blut hart vor dem Thore liegen. In dem Augenblick war der ganze Hof von einer Kompagnie des ersten würtembergischen Infanterieregimentes besetzt, denen wir Most und Brot austeilen ließen und die Leute dadurch so besänftigten, daß sie auf das Freundschaftlichste umgestimmt sich mehr als Freunde und Beschützer gegen uns alle betrugen. Wir bekamen zwei Offiziere, nämlich einen Hauptmann v. Wullen und einen Oberlieutenant Götz von Ludwigsburg, vier Unteroffiziere und 60 Mann; der Meier Rüsch 40 Mann; der Müller 10 Mann, und die Post und der Schloßküfer den Rest der Kompagnie zur Einquartierung. Unsern Quartierleuten gaben wir im Speisezimmer zuerst das Nachtessen; dann aßen wir mit unserer Hausgemeine zu Nacht. Die Offiziere legten wir in das Griechenhaus, die Unteroffiziere in das Krankenzimmer und die Soldaten auf Stroh in 3 Zimmern des Griechenhauses. Diesen Morgen gaben wir Suppe zum Frühstück, und diesen Mittag ebenso Mittagessen unserer sämtlichen Einquartierung, die noch keinen Befehl zum Weitermarschieren empfangen hat, während heute einige Kompagnieen Infanterie an der Post vorbei nach Nollingen zogen. Den schwer verwundeten Freischärler, dem unser katholischer Herr Pfarrer, in seinem Blute liegend, am Thore die letzte Ölung brachte, ließ ich, da sich niemand seiner annehmen wollte, von vier Mann Soldaten in das Haus tragen, wo er mit der Kugel in der Lunge und von dem würtembergischen Unterarzt verbunden als ein Sterbender noch lebt, aber ohne Hoffnung darnieder liegend immer schwächer wird. Soviel in Kürze, damit Ihr euch einen etwelchen Begriff machen könnet, wie es bei uns aussieht. Meine Frau ist von der großen, übermäßigen Anstrengung sehr erschöpft. Gott stärke sie! Lebe wohl! Ich bitte, Du wollest diesen eilfertig hingeworfenen Bericht allen unsern lieben Vorstehern mitteilen, damit sie unser in Liebe gedenken. Euer aller mitverbundener

C. H. Zeller, Inspektor.

Beuggen, Freitag abend, den 25. April 1848."

Diesen Bericht sandte Spittler auch an Werner, Zellers Schwiegersohn, mit folgendem Beisatz: „Geliebter Bruder in dem

HErrn! Was muß das gute Beuggen nicht alles noch erleben! Er wolle doch in Gnaden durchhelfen und auf unser Flehen merken! Morgen früh werden Pfarrer Legrand, Ryhiner-Christ und meine Wenigkeit die teuern Eltern und Geschwister besuchen und nachsehen, ob wir sie nicht in etwas unterstützen können. In unserer Gegend liegt nun sehr viel würtembergisches Militär, und das jämmerliche Freischarenwesen wird nun wohl ein Ende haben. Wir haben hier noch immer Ruhe, bis einmal die Wellen von Frankreich an uns schlagen werden. Leider ist nirgends keine Buße wahrzunehmen und wird ein allgemeiner Krieg, als letztes Gericht, unausweichlich sein. Nun, wir stehen in Gottes Hand und muß uns alles zum besten dienen."

Zur Ergänzung obiger Schilderung fügen wir hier bei, daß jener Schwerverwundete am folgenden Tag, von den Zöglingen treulich verpflegt, verschied unter herzlicher Reue über seinen Fehltritt. Er war ein aus Trier gebürtiger Sattlergehilfe gewesen.

Am folgenden Sonntag führte Spittler den projektierten Besuch mit Herrn und Frau Ryhiner und Pfarrer Legrand aus und hatte Gelegenheit noch manche merkwürdige Einzelheiten über diese Begebenheit und verschiedene Züge von wunderbarer Bewahrung zu vernehmen, die zeigten, wie der HErr doch so gnädig seinen Schutz über den lieben Freunden ausgebreitet hatte. — Von der Zeit an wurde es in der Umgebung von Beuggen wieder ruhig; auch der Sommer verfloß ohne weitere Beunruhigung für die Anstalt, und während in Paris die blutigen Juniustage mit ihren Straßenkämpfen und Barrikadenstürmen tobten, feierte man am 23. Juni das Jahresfest zu Beuggen in ungestörtem Frieden.

Bei Gelegenheit eines Besuchs, den Hausvater Schneller von Chrischona in Würtemberg bei Pfarrer Werner machte, schrieb Spittler an Werner näheres über den Gang der Pilgermission und bat ihn dem lieben Schneller doch offen mitzuteilen, was er etwa für Verbesserungen in der Anstalt Chrischona vorzuschlagen hätte. Er meldete ihm den erfolgten Tod der Gattin von Kaplan Schlienz und berichtete ferner: „Die Bibelverbreitung geht jetzt sogar in Baden gut von Statten; die unglücklichen Freischärler mußten dazu helfen, daß das Wort Gottes nun mit Eifer verbreitet und angenommen wird."

Etwas später schreibt Spittler an Werner: „Neulich hielt ich Durchgang mit den Brüdern auf Chrischona und fand einen guten

Sinn und Bereitschaft das Kreuz Jesu Christi in Armut nachzutragen; solang dies der Fall ist, fehlt es am Durchkommen nicht. Helfen Sie uns beten, daß wir die Wolken- und Feuersäule stets im Glauben sehen und durch sie geleitet die rechten und sicheren Pfade wandeln."

Auch über die Taubstummenanstalt im Pilgerhof konnte Spittler in jenen Jahren seinem Freunde guten Bericht geben und z. B. im Jahre 1846 an Werner schreiben, daß er sich herzlich freue auf das heurige Jahresfest der Anstalt, wo jetzt 36 Kinder dem HErrn zugeführt werden. Allein auch durch diese Anstalt erwuchsen ihm immer wieder Sorgen und Nöten. Im Jahr 1847 hatte nämlich der bisherige Kassier der Anstalt, Kaufmann B., ein angesehener und Spittler nahe befreundeter Mann, infolge geschäftlicher Mißgriffe das Unglück, den größten Teil seines Vermögens zu verlieren, und Spittler, welcher sich der Anstalt gegenüber für den Kassier verbürgt hatte, verlor dabei eine beträchtliche Summe Geldes und hatte unter anderem an Zahlungsstatt eine sehr altertümliche Reisekutsche aus dieser Gant zu übernehmen. Diese Kutsche sandte er nach Kornthal an seinen dortigen Freund Köllner mit der Bestimmung, dieselbe sollte dort als eine „Art Omnibus" Dienst leisten, womit die Brüder, wo es nötig wäre, in die Nachbarschaft befördert werden könnten gegen ein billiges Fahrgeld, das dann event. dem Brüderhaus in Jerusalem zu gute kommen sollte. Er nannte daher die Kutsche kurzweg „Jerusalemskutsche", und stellte sie so den Brüdern in Kornthal und Umgebung zur Verfügung und empfahl sie zu fleißigem Gebrauch. Allein die Brüder scheinen von dieser Bestimmung des offenbar sehr schwerfälligen Möbels nicht so sehr erbaut gewesen zu sein, und wiederholt erhielt Spittler von Kornthal aus die Nachricht, daß für die Jerusalemskutsche es in Kornthal am geeigneten Raum, sie unterzubringen, und an der geeigneten Verwendung fehle, da die Brüder nur selten ein solches Fahrzeug nötig hätten; auch klagt Köllner einmal in einem Brief an Spittler über die ächzenden Töne, welche die Kutsche bei jeder Bewegung hören lasse, worauf ihm Spittler sofort den Rat erteilte, sie vom Schuhmacher oder Sattler daselbst schmieren zu lassen. Spittler kam nun auf den Gedanken, um die Kutsche in der Weise eine Lotterie zu veranstalten, daß jedes Los fünf Batzen kosten sollte, daß aber event. der Gewinner sich zum voraus verbindlich machen müsse, sie der Gemeinde Kornthal

zu schenken, während der Erlös aus der Lotterie für obigen Zweck mindestens 50 Louisd'or erreichen müßte. Von Basel aus meldet er darüber an Köllner: „Eine hiesige Frau hat bereits 40 Lose bestellt, und ich hoffe somit die Jerusalemskutsche unserem lieben Brüderhaus in Jerusalem zuzuführen", was ihm denn auch wirklich gelungen ist.

---

21. Spittler und Josenhans.

Der edle Dr. Steinkopf, Spittlers Herzensfreund und Mitbegründer der Basler Missionsgesellschaft, drückte einmal seine Freude an der Missionssache folgendermaßen aus (vergl. Josenhans Reden pag. 33): „Der Zweck der Missions- und Bibelgesellschaft ist der alleredelste und erhabenste, der je für das Reich Gottes vorgesetzt wurde; er faßt den ganzen Erdkreis ins Auge und geht darauf hin, das Wort Gottes, das ewige Evangelium Jesu, in fernen Landen unter Muhamedanern, Juden, Christen und Heiden hinzupflanzen und die Leuchte des Evangeliums auch da aufzurichten, wo noch Heidenaltäre und Götzenbilder stehen und wo jetzt noch Menschenopfer bluten, darauf hinzuarbeiten, daß die Leute nach Geist, Seele und Leib ein Opfer Gottes werden, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei." Diesen Standpunkt hat auch Spittler sein Lebenlang festgehalten und es tausendmal ausgesprochen, daß er es für die größte Gnade und Barmherzigkeit seines Gottes halte, gewürdigt zu werden, an diesem herrlichen Werk Handlangerdienste leisten zu dürfen. Und auch nachdem die Thätigkeit Spittlers eine so überaus vielseitige und scheinbar zersplitterte geworden war und er mehr und mehr die Arbeit für die sogenannte innere Mission als die ihm von Gott besonders gestellte Aufgabe erkannte, hat er darüber sein liebes Basler Missionshaus keinen Augenblick vergessen und war stets einer der treusten und regelmäßigsten Besucher der Missionskomiteesitzungen. So nahm er denn auch stets den wärmsten Anteil an allen mit der Entwicklung dieses heiligen Werks verbundenen Vorkommnissen, den Freuden und Sorgen der Komitee! Das Werk der Mission war ja unter der unermüdlichen Leitung der treuen Väter durch Gottes Segen gewachsen und gediehen, die Netze wurden fleißig ausgeworfen,

die Arbeitsfelder immer mehr ausgedehnt. Wohl hatte man auch Niederlagen erlitten, aber auch immer wieder neue Streiter ins Feld geführt, an vielen Orten Eingang gefunden, Tausenden das Wort des Lebens verkündigt. Viele haben Glauben gehalten, und eine schöne Zahl von Gemeinden war gegründet worden. Allein es traten gerade um jene Zeit eine Menge Demütigungen und Glaubensproben ein, von denen wir einige, soweit sie Spittler besonders berührten, erwähnen wollen. Im Oktober 1843 schrieb Spittler an Werner: „Wir haben hier die Nachricht erhalten, daß die Brüder alle außer Krapf, welcher noch einmal einen Versuch wagen will, aus Abessinien zurückkehren und andere Stellen im Missionsfeld suchen. Dagegen lauten die Berichte von der Goldküste sehr gut." Im Jahr 1826 war nämlich Gobat mit Kugler im Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft nach Ostafrika gegangen und hatte endlich im Jahr 1830 Eingang in Tigré gefunden. Dort starb Kugler und Gobat mußte im Jahr 1832 wegen angegriffener Gesundheit nach Europa zurückkehren. Im Jahr 1835 begab sich Gobat mit Isenberg abermals nach Tigré und arbeitete daselbst bis zum Jahr 1838, wo alle Deutschen des Landes verwiesen wurden. Eine Zeitlang wirkte dann Krapf mit Isenberg in Schoa, bis sie auch dieses Land im Jahr 1843 verlassen mußten. Spittler berichtete damals an Haas in Notzingen: „Missionar Isenberg reist von Abessinien hierher zurück. Krapf bleibt am roten Meer, Mühleisen ist nach Kairo abgegangen und wird heiraten." Erst unter der Regierung des Königs Theodorus konnten wieder Verbindungen mit Abessinien angeknüpft werden, worauf wir später zurückkommen müssen, da dies für Spittler eine höchst wichtige Epoche seiner Thätigkeit wurde.

Im Jahr 1845 trübten sich auch die Nachrichten von der Goldküste, und Spittler berichtet an seinen Freund Dr. Barth: „Es ist schmerzlich, daß auf der Goldküste unter den Brüdern der Friede gestört ist. R. kehrt von dort zurück, er hat Ärgernis gegeben durch sein hartes Betragen gegen die Brüder. Dies gibt Veranlassung zu Untersuchungen und leidigen Störungen." Später klagt Spittler: „R. ist nun da zur Verantwortung; er hat viel gefehlt und bekannt; aber doch kommen von der andern Seite noch viel traurigere Sachen zum Vorschein, was für unsere teure Mission sehr beugend ist. Wie wenig Liebe, Demut und Selbstverleugnung ist doch unter den Brüdern! Jeder sucht das Seine!"

Im Dezember 1845 schreibt Spittler an Barth: „R. ist nun ziemlich gerechtfertigt; es war dabei unglaublich viel Mißverständnis im Spiel. R. wird später nach Afrika zurückgehen."

Wie sehr es Spittler stets am Herzen lag, daß die Arbeit des Reiches Gottes nicht durch äußerliche Mittel ausgebreitet werde, sondern viel mehr alles in der Stille und Demut geschehe, zeigt auch eine Korrespondenz, die er im Februar 1847 mit Kandidat Ostertag hatte. Im Winter 1847 beabsichtigte Ostertag eine öffentliche Vorlesung über die deutsche Christentumsgesellschaft zu halten und sammelte sich das dazu notwendige Material bei Spittler. Als dieser jedoch von der Absicht Ostertags hörte, warnte er ihn vor einer derartigen Kundgebung in brüderlicher Weise und machte ihn darauf aufmerksam, daß dies in verschiedenen Kreisen Verstimmung und den Anschein erwecken würde, als ginge es von Spittler aus, um sich hervorzuthun. Jedenfalls sollte Ostertag, wenn er es doch für nötig erachtete, eine solche Vorlesung zu halten, dabei aussprechen, daß er solches aus eigenem Antrieb unternommen habe.

Besonders bedenkliche Nachrichten aber kamen damals aus Indien. Hier hatte sich, wie Josenhans berichtet, unter den Missionaren ein ziemlicher Grad von Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit (weil man auf raschere Erfolge gerechnet hatte) und Uneinigkeit entwickelt. Besonders in Südmahratta hatte ein Zustand der Auflehnung sich geltend gemacht, der den edlen Inspektor Hoffmann schmerzlich berührte, zumal dies in die Zeit fiel, wo ihm seine vortreffliche zweite Frau durch den Tod entrissen wurde. Es war, wie Josenhans (in einer Gedächtnisrede vom Jahr 1874) sagt, eine Art Revolutionszeit in der Basler Mission (1848 und 1849), dieselbe Zeit, wo auch in der Heimat der Geist der Empörung und Unzufriedenheit ganze Länder erschütterte. Das war auch für Spittler überaus schmerzlich, um so mehr als gleichzeitig auch allseitige Geldnot die Leiter der Mission in schwere Kämpfe und Überlegungen hineinführte. Da war es Spittler vornämlich, der immer wieder dringend zur Einfalt, Demut und Sparsamkeit mahnte, und insbesondere an seinen Freund Barth ein gar wehmütiges Schreiben richtete und ihn aufs dringendste bat, doch dem Werk der Mission treu zu bleiben und, wenn es ihm irgend möglich sei, nach Basel zu kommen. Er wolle ihm dann gern das Fälkli einräumen. In demselben Brief schreibt er: „Unser lieber Inspektor Hoffmann ist sehr leidend, er

bedarf einer Kur in Badenweiler und wünscht, wenn es nicht besser geworden, einen Nachfolger." Eine wiederholte Bitte an Barth, nach Basel zu kommen und dem leidenden Inspektor zu helfen, wurde leider von jenem aufs bestimmteste abgelehnt, und die Komitee richtete nun an Werner einen Ruf, auf welchen ihn Spittler zuvor vorbereitet hatte, mit dem Wunsch, der heilige Geist wolle ihm klar machen, was er darauf zu antworten habe. „Sein heiliger Wille geschehe. Es ist ja Seine Sache, nicht unsere Sache; Er wird es wohl machen!" Aber auch Werner gab eine ablehnende Antwort, und nun wurde beschlossen, Helfer Josenhans in Winnenden, welchen Spittler längst gerne nach Palästina gesandt hätte, als zweiten Inspektor zu berufen, der dann diesen Ruf annahm und im Dezember 1848 zum erstenmal der Missionssitzung beiwohnte. Spittler berichtet darüber an Werner voll Dank und fügt bei: „Der HErr wolle ihn für diesen so wichtigen Posten ausrüsten und segnen!" Josenhans aber hatte, wie Spittler im März 1849 berichtet, einen schweren Einstand, indem er auf der Herreise seine gute Frau und Kinder infolge Erkrankung in Freudenstadt zurücklassen mußte. „Doch", schreibt er, „geht es wieder besser. Es geht eben alles durchs Gedränge, aber zum herrlichen Ziel. Wie viel Geduld hat der HErr mit uns! Das ist unsere Seligkeit."

In große Sorge aber versetzte in jener Zeit die Missionskomitee in Basel die Kunde, man gehe in Würtemberg nun ernstlich damit um, ein eigenes würtembergisches Missionsinstitut zu gründen. Es war dies schon früher wiederholt in Frage gekommen und bisher immer wieder bei Seite gelegt worden. Allein jetzt schien es, als sollte mit dem Plan dazu Ernst gemacht werden; und die Basler Komitee hielt die Sache für wichtig genug, um drei ihrer eifrigsten Vertreter nach Würtemberg zu senden, um eine solche, „die Existenz des Basler Missionsinstituts ernstlich in Frage stellende Angelegenheit" womöglich abzuwenden. Es wurde dazu Adolf Christ, Ratsherr, Adolf Sarasin, Pfarrer (Christs Schwager) und Spittler ausersehen, und zwar mit folgender Verfügung: „Christ führt das Wort, Sarasin besorgt das Protokoll und Spittler redet mit den Einzelnen." Der selige Ratsherr Christ berichtet in seinem Tagebuch darüber folgendes: „Eine Reise nach Würtemberg ward nötig erfunden; Herr Spittler, Adolf Sarasin und ich wurden damit beauftragt und gegen unsern Willen, doch unter der Hut des

HErrn reisten wir vom 16.—26. April und besprachen uns mit den Missionsfreunden in Würtemberg. Es ist auch in diesen Versuchen einer eigenen Anstalt viel Eigenes und Menschliches. Gottlob aber mischt sich nichts Konfessionelles, keine persönliche Antipathie, kein Zweifel an der rechten Grundlage des Missionswesens hier, kurz nichts ein, was einen Prinzipienstreit bedingt. Größere Wohlfeilheit und Einfachheit und etwas Eigenes sind die Angelpunkte des Wunsches. Wir haben keine Zurücknahme dieses Wunsches und des ausgegebenen Prospekts erwirkt, aber manches Wort an die Herzen reden und brüderliche Liebe pflanzen können. Die Sache wird sich noch eine Zeitlang fortspinnen; aber für das Gedeihen des Werkes ist jede Zersplitterung, ja jeder Keim der Zersplitterung ein Hindernis, ja, so weit wir sehen, ein Schaden."

Auch in der französischen Schweiz tauchten um jene Zeit ähnliche Absichten auf wie in Würtemberg, wurden aber, Dank den Bemühungen des Ratsherrn Christ ad acta gelegt.

Unter diesen in so vielfacher Hinsicht für die Basler Missionsgesellschaft kritischen Verhältnissen war es für dieselbe eine besonders wichtige Fügung Gottes, daß jetzt mit Josenhans ein Mann in die Lücke trat, der mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit die Arbeit übernahm, welche für des leidenden Hoffmanns Schultern allmälig zu schwer geworden war, und der mit einem durchdringenden praktischen Verstand eine ungewöhnliche Willenskraft und ein ganz eminentes organisatorisches Talent verband (vgl. Inspektor Josenhans Lebensabriß von Hesse, 1885).

Oberhelfer Josenhans war schon seit längerer Zeit mit Spittler in brieflicher Verbindung gestanden. Schon im Jahr 1839 war er noch als Repetent in Tübingen von Dekan Bahnmaier als Nachfolger Blumhardts neben andern empfohlen und von Spittler in Vorschlag gebracht worden. Dies gab Spittler Veranlassung in der Folge wiederholt mit ihm zu korrespondieren und bei dieser Gelegenheit das Interesse von Josenhans für die Orientfrage anzuregen. Aus der späteren Korrespondenz zwischen Spittler und Josenhans möchten wir hier einige Auszüge einschalten, da sie teilweise sehr charakteristisch sind und zu richtiger Beurteilung dieser beiden so verschiedenen und doch für die Missionssache so gesegneten Persönlichkeiten beitragen können. Da uns aus dieser Zeit nur die Josenhans'schen Briefe verfügbar waren, so geben wir aus denselben die wichtigeren Stellen.

Am 8. Oktober 1846 schreibt Josenhans an Spittler:

„Teuerster und hochverehrtester Herr und Bruder!

Daß Sie mit so viel Liebe und Vertrauen in Ihrem Brief vom 30. September die Frage an mich richten mochten, ob ich nicht bereit wäre, in Ihre bisherige Stellung bei der deutschen Christentumsgesellschaft einzutreten, wenn Sie es für den Willen des HErrn erkennen könnten, sich von Ihrem wichtigen Posten zurückzuziehen, hat mich ebenso erfreut als überrascht. Überrascht insofern, als ich klar erkannte, von wie großen Folgen meine freimütige Äußerung gegen Günzler möglicherweise sein könnte, erfreut insofern als ich in dem Erscheinen des Briefs, wie es auch gehen möge, eine Bitte erfüllt sehen mußte, die ich wenige Stunden vorher mit großer Herzensnot vor dem Thron der Gnade niedergelegt hatte. In den Dienst einer christlichen Gesellschaft von entschiedener mit der meinigen übereinstimmenden Richtung zu treten, dazu hätte ich große Lust. Ich kenne die Vorzüge einer kirchlichen Stellung, aber auch ihre Beschwerden und bin von Hause aus dem Streben der christlichen Vereine näher gebracht als der blos kirchlichen Richtung; meiner innersten Überzeugung nach und der innersten Liebe des Herzens nach gehöre ich mehr der zukünftigen als der gegenwärtigen Kirche an. Zudem kommt, daß meine Stellung hier mir in mehrfacher Beziehung so entschieden zu eng wird, daß ich einen Schritt thun muß. An der Arbeit der Heilanstalt habe ich keine rechte Freude mehr, weil ich nicht meiner vollen Überzeugung gemäß wirken kann. — Endlich reicht meine Besoldung nicht mehr, und ich bin in dieser Beziehung genötigt andere Wege zu betreten. Unter diesen Umständen könnte ich denken, innere und äußere Momente treiben mich darauf hin, eine andere Stelle, und zwar gerade eine solche in brüderlichem Kreise und auf dem Missionsgebiet zu suchen. Auf der andern Seite muß ich bemerken, daß meine Äußerung gegen Günzler nur dahin ging, ich wüßte keine schönere Wirksamkeit als die eines Lehrers an dem Missionshaus, und habe mir eine solche Lehrerstelle schon oft im Stillen gewünscht. Ob ich wohl auch gern predige und am Schreibtisch thätig bin, fühle ich doch nach einem achtjährigen Hinauswirken in die Welt recht das Bedürfnis, theologische Studien, oder ich will lieber sagen biblische Studien wieder aufzunehmen, um durch sie mich kräftiger aufklären zu können über manche Fragen,

die das praktiſche Leben mir nahe gelegt hat. Sodann weiß ich in der That nicht, ob ich mir die nötigen Gaben zutrauen dürfte, gerade Ihre Stelle auszufüllen. Ich muß zwar bekennen, daß ich mir noch kein völlig klares Bild Ihres Wirkungskreiſes machen kann. Soweit ich aber Ihre teure Perſönlichkeit kenne, muß ich glauben, daß ich die nötigen Eigenſchaften nicht beſitze. Sie ſind ein ſanfter, ſtill einhergehender, freudiger, ſich leicht bewegender, glaubensmutiger Mann — ich heftig, derb, melancholiſch bei aller choleriſchen Lebendigkeit, ſchwerfällig, weit mehr berechnend als in der Einfalt zugreifend, eigenſinnig und was man ſagt „wunderlich." Dürfte ich mir nun Hoffnung machen, als ein ſolcher Charakter Ihre Stelle auszufüllen? Ich weiß es, dies müßten Sie und die Mitglieder der Komitee wiſſen, die mir die Arbeit anvertrauen wollten. In dieſer Beziehung müßte ich insbeſondere Hoffmann es aufs Gewiſſen geben, Ihnen und mir zu raten und frei ſich auszuſprechen. — Ein weiterer Punkt wäre dann, daß ich mir die Erlaubnis erbeten müßte, noch nähere Einſicht von den Verhältniſſen der deutſchen Chriſtentumsgeſellſchaft nehmen zu dürfen. — — (Folgen Mitteilungen von Privatverhältniſſen.) Endlich müßte ich die Frage mir erlauben, ob Herr Pfarrer Werner in Großheppach, der, wie mir geſagt wurde, derzeit die Herausgabe der Basler Sammlungen mit beſorgt, es nicht übel nehmen würde, wenn der Auftrag ihm abgenommen und mir zugewendet würde? Mit dieſer Bemerkung könnte ich, wie ich glaube, ſchließen, ohne etwas übergangen zu haben, was ich für jetzt bemerken ſollte. — — Vielleicht überzeugt Sie ſchon dieſer Brief von der Unmöglichkeit, mich auf Ihren Poſten brauchen zu können. Es würde mir dies nicht unerwartet kommen, da ich in Wahrheit ſagen kann, daß mir meine Untüchtigkeit als Folge der mir inwohnenden Sünde noch nie mehr als in der gegenwärtigen Zeit zum Bewußtſein gekommen iſt. — Ich war, als ich Ihren Brief erhielt, eben im Begriff, eine Bittſchrift an das Konſiſtorium abgehen zu laſſen, in der ich um Änderung meiner Lage bat; ich will ſie nun aber ſo lang ruhen laſſen, bis ich von Ihnen weiß, wie Sie weiter in der Sache zu verfahren gedenken. Nehmen Sie meine Offenheit als Beweis meiner innigſten Liebe und Hochachtung auf und erlauben Sie mir mich zu nennen Ihren im HErrn verbundenen und herzlich Sie liebenden

Joſef Joſenhans."

Spittlers Antwort auf dieses Schreiben entnehmen wir aus dem folgenden weiteren Briefe von Josenhans, vom 17. Januar 1847.

„Hochverehrter, väterlich geliebter Freund!

Unser hiesiger Missionsverein hat beschlossen, fl. 30, welche er der Judenmission zuzuwenden gedacht, Ihnen zur Einrichtung und Unterhaltung des Brüderhauses in Jerusalem zu übergeben. Ich habe dieselben an Herrn Häring in Stuttgart abgehen lassen ꝛc. Bei dieser Gelegenheit habe ich Ihnen zugleich meinen innigsten Dank zu sagen für Ihr freundliches Schreiben vom 12. November, in welchem Sie mir Antwort auf mein früheres Schreiben zu geben die Güte hatten. Billigerweise hätten ich Ihnen schon früher den Empfang desselben anzeigen und für die nachsichtige und freundliche Beurteilung meines Briefes danken sollen. Da aber nach Ihrem Brief die politischen Erschütterungen der Stadt Basel die Ausführung Ihres früher mir mitgeteilten Plans, mich an Ihre Stelle zu berufen, unmöglich erscheinen ließen, ganz abgesehen von der Tauglichkeit meiner Person zu diesem Beruf und der Schwierigkeit, die vielleicht meine Verhältnisse gemacht hätten, glaubte ich mit meiner Antwort so lange zusehen zu dürfen, bis sich darüber etwas entschieden hätte, ob meine Meldung um eine anderweitige Stelle zu einer Änderung meiner Lage führen würde oder nicht. Diese Entscheidung ist nunmehr erfolgt. — Nun ist meines Bleibens also vorderhand noch hier. Ich werde auch nur dann Schritte zur Änderung meiner Lage thun, wenn ich eine bestimmte Anregung von außen erhalten werde, die mich versichert, daß ich nicht eigene Wege gehe. Diese Nachricht glaube ich Ihnen schuldig zu sein, da Sie in Ihrem brüderlichen, offenen Schreiben mich gleichfalls nähere Blicke in Ihre Verhältnisse haben thun lassen. — Ich habe Ihren Antrag von Anfang als einen mich zum innigsten Dank verpflichtenden Beweis Ihres Vertrauens angesehen, aber zugleich soviel Schwierigkeit in mir und um mich her gefunden, daß ich dem Gedanken, der HErr könnte mich nach Basel führen, mich kaum hingeben konnte, so groß meine Freude gewesen wäre, mit meinen alten Freunden Hoffmann, Ostertag ꝛc. wieder vereinigt zu werden und in Ihrer Nähe, wenn auch in anderer Weise, das Werk der Mission zu betreiben und an der Zukunft des Reiches Gottes zu arbeiten. Hätte ich freilich meinem natürlichen Menschen nachgegeben, so hätte ich Ihren Gedanken mit aller Energie

und allem Mut ergriffen, der mir zu Gebot steht. Ich durfte aber das nicht thun, teils um Ihrer Sache, teils um meiner eigenen Ruhe willen. So nehmen Sie denn auch die Versicherung hin, daß, so wenig ich bis dahin von dem Werk, das Gott in Ihre Hände gelegt hat, Kenntnis gehabt, ich in Zukunft doch es mir angelegen sein lassen werde, für dasselbe nach Maßgabe meiner geringen Kraft und beschränkten Verhältnisse thätig zu sein."

Am 8. Dezember 1847 schrieb er an Spittler unter anderem folgendes: „Sie haben billig schon lange einige Zeilen von mir erwartet. Sie waren so gütig, schon im Juni dieses Jahres mir einen Brief aus Jerusalem von dem lieben Bruder Palmer zu senden, und ich habe Ihnen noch nicht einmal dafür gedankt. Der Grund meines Stillschweigens liegt darin, daß ich hoffte, Ihnen Nachricht über ein kleines Unternehmen zu geben, das ich mir erlaubte zum Besten Ihrer Sache in Jerusalem auszuführen." — Im folgenden teilt er ihm mit, daß er den Brief Palmers in 4000 Exemplaren habe drucken lassen, und in christlichen Kreisen verbreitet habe und fährt fort: „Würden Sie es billigen noch einmal 4000 Exemplare drucken zu lassen zum Besten der Jerusalemssache? Wie ich aus den eigenhändigen Briefen des lieben Hoffmann ersehe, ist derselbe in hohem Grade leidend. Ich hoffe aber zum HErrn, daß Er ihn doch bald wieder kräftigt und herstellt. Es will mir scheinen, der HErr werde ihn nicht mitten aus seiner Thätigkeit herausreißen. Wenn ich freilich bedenke, was er alles thut und unternimmt, so wundere ich mich nicht, daß es so gekommen ist; wenn er aber nur eben etwas zurückhielte und mit dem Notwendigsten sich befaßte, könnte ihn der HErr der Anstalt doch immer noch zu reichem Segen setzen. — Jedenfalls gedenkt der HErr seiner und seines Werkes."

Am 5. April 1848 erhielt Spittler folgenden Brief:

„In dem HErrn geliebter, väterlicher Freund und Bruder!

Das freundliche Schreiben, welches Sie unter dem 21. Januar an mich ergehen ließen, ist mir seinerzeit richtig zugekommen, sowie auch einige Briefe aus Jerusalem. Es freut mich innig, aus diesen Briefen nicht allein zu ersehen, daß Sie meinem Unternehmen, Palmers Brief durch den Druck weiter zu verbreiten, Ihre Billigung nicht versagten, sondern auch, daß das Brüderhaus in Jerusalem selbst bisher so fröhliches Gedeihen hatte. Freilich darf man sich durch diese Morgenröte

nicht täuschen lassen. Es ist immerhin im türkischen Reich der Boden so untergraben, als im christlichen Abendland, wie nun der Augenschein zeigt. Ich möchte deswegen auf diesem Gebiet nie mich zu großen Hoffnungen überlassen. Auf der andern Seite sollen keine Gefahr und keine Hindernisse uns abschrecken, unserer Pflicht, an der Wiederherstellung Jerusalems zu arbeiten, nachzukommen. — Eben mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeit des Gebiets, das dort zu bebauen ist, bin auch ich ganz mit den Ansichten einverstanden, welche Dr. Strauß in seinem Brief an Sie aussprach. Das Brüderhaus soll seinen unabhängigen Gang gehen und seinen eigentümlichen Weg einschlagen. Die Brüder sollen Handwerker bleiben und auf dem rein praktischen Gebiet sich halten. Sie sollen ihrem Leben die freieste Bewegung erhalten, damit der Unterschied von allem Papismus, Mönchstum und Staatskirchentum recht bestimmt und klar hervortrete. Die Protektion des lieben Bischof Gobat hat mir daher immerhin Wert. Da jedoch diese staatskirchliche Stelle beim ersten politischen Stoß auch sogleich angetastet wird und sogar entschieden fallen muß, wenn nicht die Kanonen sie aufrecht erhalten, so möchte ich die Brüder recht dringend bitten, sich von vornherein nicht auf den menschlichen Schutz, sondern auf die göttliche Macht zu stützen. — Was den Plan betrifft, in Stuttgart eine Diakonissenanstalt zu errichten mit dem Zweck, ihre Thätigkeit zur Unterstützung der Mission zu verwenden, so war der Plan, als ich Ihnen das letztemal schrieb, immer noch Plan, und noch nicht Wirklichkeit; und nach einem Brief, den ich vorgestern erhielt, hat der Sturm der Zeit nun bereits die Folge gehabt, daß dieser Plan für jetzt ganz beiseite gelegt wurde. Somit ist auch das Schwesternhaus in Jerusalem vor der Geburt zu Grabe gegangen. Es ist also auch keine Aussicht, die Genossenschaft der heiligen Chrischona wieder erstehen zu sehen, wenn nicht die Zeiten sich ändern. Ich vermöchte es eben darum auch nicht, 1000 Exemplare der Sammlungen nun unterzubringen, so lockend Ihr Antrag ist, den Ertrag zu einer Reise nach Jerusalem zu verwenden. Ohne Zweifel werden bald viele erzwungener Weise Missionare werden. Gebe der HErr, daß wir obwohl gezwungen mit Freuden ziehen! — Noch ist es mir Bedürfnis mich über die Zeitereignisse auszusprechen. Auch bei uns steht es nicht gut. Der republikanische Geist hat ungeheure Macht entwickelt. Fast der ganze Bürgerstand ist für die Republik, was ich für eine Folge seiner

halben Bildung halte. Nur die eigentlich Einsichtsvollen und das Landvolk ist noch königlich gesinnt. Das Betrübteste ist, daß selbst viele, die unter den Christen liefen, die Fahne der Republikaner tragen. Ich habe in dieser Beziehung bereits einige sehr betrübte Erfahrungen gemacht. Die Schrift wird zum republikanischen Agens gemacht, aufs schändlichste von den Volksrednern verdreht. Die Besseren sind eine Heerde ohne Hirten, verdutzt und eingeschüchtert. Das religiöse Leben ist ganz in den Hintergrund gedrängt. Zwar sind die Kirchen voll wie nie. Es ist eine Angst über die Leute gekommen, die sie jagt und treibt, Hilfe zu suchen, Klarheit zu suchen auf den Kanzeln; aber die Männer gerade, die redenden, agitierenden Männer sehen im Pietismus ihre Gegner. Die Not ist groß, jeder thut was er will. Am übelsten daran sind alle die, welche ein Amt haben; niemand gehorcht. Was wird es noch werden? Der HErr wird triumphieren; aber durch welche Kämpfe und Nöten wird es gehen! Mit herzlichen Grüßen Ihr im HErrn verbundener

Josef Josenhans."

Am 2. August 1848 traf bei Spittler folgender Brief von Josenhans ein: „Ihr Brief vom 11. Juli ist mir richtig zugekommen und war mir in mehr als einer Beziehung ein Gegenstand der Überlegung. Sie erwarten billig, daß ich mit der Antwort auf einen Punkt wenigstens nicht länger zögere. Es ist dies die Reise nach Palästina. Sie glauben mir, daß ich nicht wenig überrascht war durch den Antrag, eine Inspektionsreise nach dem heiligen Land zu machen. Alle alte mir angeborene Reiselust, alle Begeisterung für Jerusalem wachte in mir auf; der alte Mensch hätte sogleich Ja gesagt und hätte das Anerbieten mit beiden Händen ergriffen; dazu kommt, daß ich mich nach einer Vakanz in hohem Grade sehne und eine Erholung wohl brauchen könnte. Urlaub, Amtsverweser, Bergungsort für Frau und Kinder bis zur Rückkehr. — ich zweifle nicht, daß diese wichtigen Punkte vollkommen befriedigend sich gefunden hätten; jedenfalls hätte man es ja versuchen können. Aber der Zweck der Reise? Die Befähigung für die Aufgabe, der Beruf dazu?

1. Der Beruf wird nur gegeben durch einen Ruf. Hätten Sie mich berufen, so wäre ich von vornherein für die Sache eingenommen gewesen. Mein Vater, dem ich die Sache vorlegte, sprach sich dahin aus: Diese unentschiedene Berufung sei eine Versuchung für mich.

2. Die Befähigung? Ich spreche weder französisch noch englisch noch italienisch; ich wäre also nicht halb soviel wert als Reisender wie viele andere. Vielleicht wäre ich auch körperlich nicht kräftig genug.
3. Die Aufgabe ist schwankend gestellt; ihre Lösung ist unwahrscheinlich, das Resultat vielleicht das Geld nicht wert.

Ich bin der Ansicht, daß Rhenius Schriftlein und Hebers Brief in ihrem exegetischen Teil auf sehr unsicherem Fundament stehen 2c. Auf Kolonisationsgedanken werde ich mich vorderhand nicht einlassen. Das Brüderhaus und die Laienmission dagegen sind mir eine nicht bloß aller Aufmerksamkeit und Aufopferung werte Sache, sondern ich könnte dieser Angelegenheit zu lieb mit Freudigkeit eine Reise antreten. Ist denn aber das Brüderhaus eines Visitators oder Ratgebers bedürftig? Wollen Sie Ihre Mission erweitern? Hätten Sie, teuerster und ehrerbietig geliebter Freund, dieses im Sinn, hätten Sie die Mittel dazu, und könnte Gobat hier nicht Rat schaffen, hätte er keine Zeit zur speziellen Einsichtnahme und Anordnung? Könnte Palmer weitere Niederlassungsorte für Brüderhäuser nicht ermitteln? Dann, ja dann wäre der Grund, warum ich nach Palästina reisen sollte, mir klar, und die Hoffnung für mich, nicht vergeblich 1000 fl gebraucht zu haben, vollkommen sicher gestellt. Sie haben vielleicht die Güte, über diese Punkte mir Aufschluß zu geben. An Mut und Aufopferungswilligkeit wird Gott mir es dann nicht fehlen lassen.

Die Laienmission, wie Sie dieselbe betreiben, hat nicht allein an sich entschieden ihre Berechtigung, sie ist auch mir besonders wert. Sie scheint mir immer noch wie früher für die Länder des türkischen Reiches besonders passend. So könnte ich mich auch nur freuen, wenn Sie Mittel und Wege fänden, ihr in Palästina eine recht weite Ausdehnung zu geben. Und dann wäre die Leitung durch einen älteren wissenschaftlich gebildeten Mann in Palästina gewiß Bedürfnis. Es handelt sich dann aber nicht bloß um einen mehrwöchentlichen, sondern um einen beständigen Aufenthalt im heiligen Land. Davon verschieden ist aber die Kolonisationsfrage. Sie ist eine apokalyptische Hoffnung, von den Zeitereignissen noch nicht gehörig aufgeklärt; vielleicht geht sie nie, gewiß erst spät in Erfüllung. — Was Ihre Frage betreffs eines Gehilfen für den Inspektor betrifft, so sollte es nicht unmöglich sein,

eine solche Lösung derselben zu finden, die beide Teile befriedigt. Es müßte eben eine Geschäftsteilung projektiert werden; diese kann auch allein bei der Wahl des Mannes maßgebend sein. Würde Hoffmann das Auswärtige und die akademische Lehrstelle behalten, dagegen die Inspektion des Hauses, die Pädagogik der Zöglinge und die Aufsicht über den Unterricht samt einem Teil des Unterrichts im Hause, vielleicht auch die freundschaftlichen Beziehungen zum Hause teilweise dem Gehilfen übertragen, so würde er schon einen Mann finden, dem er Vertrauen schenken und mit welchem er in brüderlicher Eintracht zusammen arbeiten könnte. Sein Bruder wäre ihm freilich der nächste; wie ich aber höre, wird es diesem nicht möglich sein, den Antrag anzunehmen. Man könnte aber an Völter in Lichtenstern denken, an Pfarrer Zeller in Döffingen, Helfer Remppis in Schwenningen, Schlager in Kornthal, Professor Staib in Bonn, Helfer Steudel in Münsingen, Pfarrer Geß in Großaspach, Repetent Lechler. Unter diesen sollte doch wohl einer gewonnen werden können und für diese Stelle genügen. Ohne Zweifel würde mancher mit Freuden in das Missionshaus einziehen. Indessen ist es freilich eine Wahl von größter Bedeutung, namentlich deswegen, weil man nicht weiß, ob Hoffmann noch lange seinen Posten begleiten kann und will. Doch kann Gott ihn ja auch wieder aufrichten, wie so manche anderen. Er gebe es um seiner Barmherzigkeit willen! — Bleiben Sie mir in väterlicher Liebe zugethan, wie ich mit ehrerbietiger Hochachtung Ihnen verbunden bleibe.

Ihr im HErrn Sie innig hochschätzender Jos. Josenhans."

Gerade um diese Zeit war die Missionskomitee, wie wir schon oben berührt haben, der Reihe nach mit verschiedenen Männern in Unterhandlung getreten, um eine tüchtige Kraft fürs Missionshaus zur Hilfe des leidenden Inspektors zu gewinnen. Dr. Barth und Pfarrer Werner und mehrere andere hatten abgelehnt, ebenso Hoffmanns Bruder Christoph, welcher in diesem Jahr als Abgeordneter in den Reichstag nach Frankfurt gewählt worden war. Nun richteten sich die Blicke der Komitee auf Diakonus Josenhans, dessen Interesse für die Mission und Bereitwilligkeit, diesem Werk seine Kraft zu weihen, aus der Korrespondenz mit Spittler genügend bekannt war. Er wurde zunächst als Mitarbeiter Hoffmanns nach Basel berufen und nahm den Ruf freudig an. Hoffmann hatte sich in

letzter Zeit, nach übermäßiger Anstrengung und mancher schmerzlichen Erfahrung im Hause, so kraftlos gefühlt, daß er mit Sehnsucht einer kräftigen Unterstützung entgegensah, und daher die Berufung von Josenhans mit Dank und Freude begrüßt, und nach dessen Eintreffen in Basel den schwereren Teil des Amts ihm übergeben. Nicht lange hernach entschloß sich Hoffmann, einem Ruf als Ephorus an das theologische Stift in Tübingen zu folgen, und nun übernahm Josenhans das ganze Amt allein, und hat dasselbe mit ganzer Hingebung und seltener Geisteskraft 30 Jahre lang geführt, und in dieser Zeit das Werk in neue Bahnen geleitet und für alle Zweige desselben feste Normen geschaffen.

Kurz nach dieser Berufung schrieb er an Spittler unter anderem: „Die besten und innigsten Grüße und Wünsche für das neue Jahr vorausschickend bitte ich Sie zu entschuldigen, wenn ich vor dem Abschluß meiner hiesigen Missionsrechnung mir Auskunft darüber erbitte, was von Karlsruhe und Straßburg für Jerusalem als Erlös von Jerusalemstraktaten, die ich dahin gesandt habe, eingegangen ist. Zugleich übersende ich Ihnen im Anschluß ein Verzeichnis der Gegenstände, welche ich in einem Faß vor den Weihnachtsfeiertagen nach Jerusalem abgehen ließ, damit Sie sehen, was die Brüder erhalten haben. — Ich will nun nicht weitläufig sein und nur das sagen, daß ich mich freue, Sie bald zu sehen und beständig in Ihrer Nähe zu sein, wenn mich gleich manchmal auch ein wenig Zaghaftigkeit anwandelt, wenn ich in einem einsamen Augenblick die große Veränderung inwendig und auswendig überdenke. Mit den herzlichsten Grüßen an Ihr ganzes Haus

Ihr im HErrn verbundener J. Josenhaus."

Wenige Jahre nach seinem Eintritt in dieses Amt traf es sich, daß er wirklich zum Zweck einer Visitationsreise hinauszuziehen hatte, allerdings nicht nach Palästina, dem einstigen Projekt Spittlers und seinem eigenen Lieblingswunsch gemäß, sondern nach Indien, wo es galt, die dortigen schwierigen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen und beurteilen zu lernen, um sie abstellen zu können, und überhaupt sich über die Missionssache draußen ein maßgebendes Urteil zu verschaffen. — Im Jahr 1851 trat er durch seinen Freund Kapff dazu eingesegnet seine Reise nach Indien an und kehrte wohlbehalten und auch körperlich gestärkt in die Heimat zurück, nachdem es ihm gelungen war, in Indien eine feste neue Ordnung zu schaffen und

für seine spätere Arbeit reiche und nützliche Erfahrungen zu sammeln. Am 3. September 1851 war Josenhans mit vier Brüdern von Basel abgereist, und am 14. Oktober in Mangalur eingetroffen. Im Juni 1852 kam er wieder zurück nach Basel und erstattete am 7. Juli 1852 in der Leonhardskirche darüber Bericht.

Daß von der Zeit an, wo Josenhans die Zügel der Regierung im Basler Missionshaus nach außen und innen mit starker Hand ergriffen und die Konsolidierung und Hebung dieses Werks mit seltener Konzentration (als Mann ohne Steckenpferd, wie ihm einer seiner Schüler nachrühmt) als seine Lebensaufgabe betrachtete, das ursprünglich so innige und vertrauensvolle Verhältnis zwischen Spittler und Josenhans zuweilen getrübt wurde, war sehr bedauerlich. Aber für denjenigen, der die beiden Charaktere genau kannte, war dies wohl erklärlich. Erinnern wir nur an die von Josenhans selbst gegebene, ebenso bescheidene als wahre Charakteristik von sich selbst und Spittler (vgl. seinen oben angeführten ersten Brief an Spittler), so brauchen wir wohl nur hinzuzufügen, daß beide um die Sache des Reiches Gottes und insbesondere um die Basler Mission gleich hochverdienten Männer eben gar verschiedene Aufgaben hatten, bei deren ernster Erfüllung sich die große Verschiedenheit ihrer Anschauung mehr und mehr ausprägte.

Während Spittler als unermüdlicher und erfinderischer Begründer von unzähligen christlichen Anstalten und Vereinen den Nachdruck darauf legte, daß alle, auch die bescheidensten Kräfte in den Dienst des HErrn gestellt werden, und dabei um die Organisation im Einzelnen weniger ängstlich besorgt war, hatte Josenhans die Not, aus welcher er die Basler Mission oft genug herauszuheben bemüht war, zu der Überzeugung geführt, nur durch strenge Manneszucht und Vereinigung aller Kräfte auf einen Punkt könne das Werk sieghaft hinausgeführt werden. Als ein geborener Stratege sah Josenhans bald da bald dort eine gefährliche Konkurrenz, wo Spittler eine nicht nur berechtigte, sondern sogar notwendige Mitarbeit an der Reichsgottessache, in der es nach seiner Überzeugung keine Konkurrenz gab, mit Freuden begrüßt hatte. Dabei konnte sich Spittler nicht so leicht entschließen, die seit wohl 50 Jahren geübten, vielleicht mehr patriarchalischen Prinzipien zu vertauschen mit denjenigen einer jüngeren Generation, so sehr dieselben auch den Vorzug der Klarheit und strengen Organisation darboten.

Bei der anerkannten Wahrheitsliebe beider Männer konnte es so an Differenzen kaum fehlen, die jedoch Spittler nicht abhielten, immer wieder ohne alle persönliche Verletztheit Josenhans aufzusuchen und mit ihm vertrauensvoll die wichtigsten Fragen in der ihm anvertrauten Arbeit zu besprechen. Ebenso geht aus einer Reihe von Zuschriften, welche Josenhans noch in den letzten Lebensjahren Spittlers an diesen richtete, hervor, daß er ihm persönlich in Hochachtung und Dankbarkeit zugethan blieb, und er rühmt es immer wieder, wie sehr ihm die liebevolle Teilnahme Spittlers, die ihm dieser besonders auch in seinen schweren häuslichen Erfahrungen bewiesen, stets wohl gethan. — Gar manches scharfe und harte Urteil über Spittlers Thätigkeit ging, wie er selbst in einem Brief vom Jahr 1854 bescheiden und reuig bekannte, hervor aus Mißverständnissen und Unkenntnis der näheren Verhältnisse und einem oft etwas blinden Eifer, der ihm anvertrauten Sache Raum und Bahn zu schaffen und einer sich ihm entgegenstellenden Opposition die Spitze abzubrechen. — Einer der erfahrensten und erprobtesten Freunde der Basler Mission, welcher beide Männer genau gekannt und ihre Bedeutung zu würdigen verstand, äußerte sich einmal über ihre Verschiedenheit also: „Bei Josenhans trat das „Ich" infolge seiner bedeutenden Energie unwillkürlich in den Vordergrund, während Spittler dasselbe geflissentlich im Hintergrunde verborgen hielt."

22. Die Arbeit geht nicht aus.

Bei Beginn des Jahres 1849 finden wir Spittler eifrigst mit allerlei Entwürfen zur Verbesserung und Erweiterung der Angelegenheiten in Jerusalem beschäftigt. Es lag ihm gar sehr am Herzen, daß die Führung des Brüderhauses in recht einfacher und demütiger Gestalt erhalten bleibe, nicht minder aber auch Mittel und Wege zu finden, daß die Brüder, über deren Arbeit und Verhalten stets die besten Berichte einliefen, nach und nach in den Stand versetzt würden, ohne Unterstützung von der Heimat sich selbst zu erhalten. Wenn dann dieselben zuweilen den Gedanken kund werden ließen, sich zu verheiraten und einen eigenen Hausstand zu gründen, so trat er diesen Gelüsten zunächst ziemlich ablehnend entgegen und ver-

sicherte sie, dazu nur dann seine Einwilligung zu erteilen, wenn die Verhältnisse sich so gestaltet hätten, daß sie der heimatlichen Beistener nicht mehr bedürften.

Als die wackere und für die Sache des HErrn aufopfernd thätige verwitwete Frau Pfarrer Dunker sich Spittler zur Verfügung stellte für irgend eine Reichsgottesarbeit, dachte er ernstlich daran, sie nach Jerusalem als Hausmutter ins Brüderhaus zu senden; allein der Plan stieß auf allerlei unerwartete Hindernisse. Dagegen unternahm dieselbe einige Jahre hernach freiwillig eine Kollektenreise nach Norddeutschland und England zum Besten des Brüderhauses in Jerusalem in aufopferndster und uneigennützigster Weise.

Ein weiterer Plan, der ihn in jener Zeit beschäftigte, war die sogenannte Karmelmission, d. h. die Errichtung eines Missionspostens an einem der wasserreichsten Punkte des Karmelgebirges. — Überdies wurde er von verschiedenen Seiten immer wieder dazu aufgemuntert, die Kolonisation in der Nähe von Jerusalem ernstlich ins Auge zu fassen, weshalb er auch über diese Angelegenheit mit mehreren Freunden fleißig korrespondierte. So schrieb er an Werner unter anderem im Januar 1849: „Aufs Frühjahr gedenken wir sechs Brüder nach Palästina zu senden; dieselben sind dazu bereit, mit den geringsten Kosten zu reisen, nämlich zu Fuß mit dem nötigsten Gepäck auf dem Rücken. Einer hatte den Gedanken, ein Wägelein mit Schwungrädern zu fertigen, das sich leicht treiben lasse, worauf Effekten und Kochapparat angebracht würden, um möglichst unabhängig zu sein. Eine Kolonie in Jerusalem ist nötig. Die Hauptsache ist, daß die Brüder Freudigkeit und den nötigen Verleugnungssinn haben, was der HErr schenkt. Ein Schwesternhaus, von dem in Stuttgart auch die Rede war, bedürfen wir noch nicht in Jerusalem. Wenn der HErr uns nur einmal ein rechtes Brüderhaus schenkt!“ Allein mit allen diesen Plänen stieß er auf viel Widerspruch und allerlei Schwierigkeiten. Im Februar 1849 schreibt er an Werner: „Die Kolonieangelegenheit ist vielen bedenklich; sie meinen, die Sache werde übereilt. Allein es ist kein Grund, allzu lange zu warten, etwa bis die Türken Palästina räumen? Barth schreibt: „„Auf die Karmelmission halte ich nichts, aus dem einfachen Grund, weil Gobat auch nichts darauf hält, den ich in dieser Frage für kompetenter halte als den „Spitteler“ im Fälkli; wenn's dennoch gerät, so ist der letztere unschuldig daran.““ „Es ist mir dies“, fährt Spittler

fort, „eine heilsame Demütigung; aber ich will nicht auf Menschen, sondern auf den HErrn allein sehen, der bisher gegen Erwarten der Menschen, auch gegen Gobats anfängliches Urteil die Ansiedlung in Palästina gesegnet hat. Wollen wir nur ernstlich darum beten!“

Bald kamen aber auch von Jerusalem selbst Berichte, welche Spittler schmerzlich berührten. Im März 1849 schreibt er an Werner darüber: „Die erwarteten und ersehnten Berichte aus Jerusalem sind da, aber sie sind demütigend für mich. Die Brüder sehen sich durch allerlei Umstände genötigt, zu Bischof Gobat überzugehen. Vor der Hand ist an eine Karmelmission und dergleichen nun nicht zu denken. Der HErr wird alles wohl machen.“

Während so Spittler mit seinem Kolonisationsprojekt für Palästina mehr und mehr zurückhalten mußte, um nichts zu übereilen, sondern erst die weiteren Winke von oben abzuwarten, wurde von verschiedenen anderen Seiten her in anderem Sinn und mit anderen Mitteln, als Spittler es im Auge hatte, zu einer Auswanderung nach Palästina gedrängt. Er schreibt darüber an Werner: „Die Hessen gedenken an eine Auswanderung nach Palästina. Ich gestehe, daß ich mir vor einer Kolonie, die 500 bewaffnete Männer nötig hat, fürchten würde; das ist vielleicht politisch, aber nicht christlich. Damit will ich absolut nichts zu thun haben. Mein Plan ist eine kleine Kolonie von einigen demütigen Brüdern.“ Ein anderes Kolonisationsprojekt ging von Elberfeld aus, kam aber so wenig als der hessische Plan so zur Ausführung, wie es beabsichtigt war. Einige wenige unternahmen die Reise nach Palästina, gerieten aber dort in allerlei Not und Verlegenheit, und Bischof Gobat mußte sich schließlich ihrer annehmen, um sie vor weiterem Elend zu schützen, bis sie wieder im stande waren, in die alte Heimat zurückzukehren.

Indessen wurde es den Brüdern im Brüderhaus in Jerusalem immer schwerer, in der einfachen Weise, wie Spittler es für wünschenswert hielt, ihre Arbeit fortzusetzen und den Weg der Selbstverleugnung zu gehen. Schick und Palmer wünschten sich zu verheiraten; und da dies im Brüderhaus nicht möglich war, so gab Spittler seine Einwilligung zu ihrem Eintritt in Gobats Dienst. Palmer fand als Lehrer an der Gobat'schen Knabenschule und Schick als Arbeitsaufseher bei den Proselyten des Missionar Nikolaison eine geeignete Anstellung, beide blieben aber mit dem Brüderhaus in steter Verbindung, indessen Bruder Müller und Valdensperger die

Haushaltung im Brüderhaus fortführten und die Uhrenmacherei und etwas Landwirtschaft betrieben. Nach kurzer Zeit trat auch Baldensperger aus und wurde Hausvater an der Zionsschule, so daß längere Zeit Bruder Müller allein noch im Brüderhaus wirtschaftete und mit einem Lehrling sich vornemlich der Uhrenmacherei widmete. Der Gedanke Spittlers, auch Seidenbau in Jerusalem einzuführen, wurde im Jahre 1851 verwirklicht, indem Bruder Collin, nachdem er den Seidenbau gründlich erlernt hatte, dahin gesandt wurde und eine Zeitlang in Lydda mit großem Eifer für diesen neuen Industriezweig thätig war, bis er leiblich und geistig schwer erkrankte und heimkehren mußte.

In der Schweiz und dem benachbarten Baden hatten indessen die Wogen der Revolution aufs neue sich erhoben, und Spittler berichtete darüber an Werner im Mai 1849: „Wir haben hier überall nichts als Aufruhr und Empörung, ebenso auch im Nachbarland Baden. Alle Gasthöfe sind voll Flüchtlinge; auch auf Chrischona sind vier Soldaten, liebe Brüder, geflüchtet. Die Behörden haben mir erlaubt, sie einstweilen zu beherbergen. Die Gerichte Gottes rücken immer ernster herbei, und doch thun die Menschen nicht Buße. Neulich wurde hier in der französischen Kirche das herrliche Stück „der Messias" von Händel aufgeführt; nachher fand eine Mahlzeit statt, welche mit einem Ball schloß! Heißt das nicht des Heiligsten spotten? Unser Basel glaubt immer, es habe keine Gefahr; aber, ehe es sich versieht, werden die Trübsalswellen hereinbrechen."

Im Juni 1849 berichtet er an Werner: „Die Haushaltung auf Chrischona mit den vier Flüchtlingen ist groß, aber der HErr hilft. So unruhig es im unteren Baden ist, so ruhig ist es im oberen, so daß in Röthelen neulich ein Missionsfest gefeiert werden konnte. Beuggen schirmt der HErr durch seine arme Kinderschar und flößt dem Feind Respekt vor ihnen ein." — Doch blieb die Ruhe in Beuggen nicht lange erhalten; schon im Juli 1849 mußte Zeller an Spittler von einem Freischarenüberfall berichten, der die Anstalt in große Gefahr und Angst brachte. Es war gerade in der Basler Festwoche, als kleine Freischärlertruppen in Beuggen eintrafen und sich daselbst über den Rhein fahren ließen, um auf schweizerisches Gebiet zu fliehen, ohne die Anstalt weiter zu beunruhigen. In der Nacht des 6. Juli, an welchem das Beuggener Jahresfest hätte stattfinden sollen, das jedoch der Unruhen wegen abbestellt worden

war, erschien kurz vor Mitternacht eine große Anzahl bewaffneter Freischarenmänner in höchst drohender Haltung und forderten mit Ungestüm und teilweise in betrunkenem Zustand Essen, Trinken und Nachtquartier, was ihnen nach Möglichkeit gewährt wurde. Die ganze Anstalt wurde alarmiert. Brüder, Kinder und Dienstboten blieben die ganze Nacht hindurch wach und beteten inbrünstig um Abwendung weiterer Not, und der HErr erhörte ihr Gebet, so daß die bösen Anschläge, die gegen die Anstalt im Schilde geführt wurden (indem sie die Anstalt niederzubrennen drohten), abgewendet wurden, und die Freischaren am folgenden Morgen friedlich von dannen zogen. Bald trafen preußische Besatzungstruppen ein, welche zum Schutz des badischen Landes aufgeboten waren und die Freischaren verfolgten, und stellten die Ordnung im badischen Land nach und nach wieder her. Doch dauerte die Einquartierung mit preußischem Militär auch in Beuggen im Ganzen neun Monate lang fort. Auch im Jahr 1850 konnte die Jahresfeier der Anstalt noch nicht in Beuggen selbst stattfinden. Sie wurde daher auf St. Chrischona verlegt und war ungemein stark besucht und reichlich gesegnet.

In der Missionsfestwoche des Jahres 1848 war es gewesen, daß Spittler unter anderen einen gar lieben Festgast, aus Lahr gebürtig, beherbergte, Namens Fingado, welcher in Lahr ein Putzwarengeschäft betrieb mit seiner Frau und seit einiger Zeit sich für die Sache des Reiches Gottes ernstlich zu interessieren angefangen hatte, so daß er beabsichtigte sein Geschäft, das ihm mehr und mehr zur Sünde wurde, zu verkaufen, und wo möglich in den unmittelbaren Dienst des HErrn zu treten. Spittler veranlaßte ihn, auch das Beuggener Fest zu besuchen, wo ihm alles ausnehmend wohl gefiel und er besonders den fröhlichen Kinderscharen sein Interesse zuwandte. Am Abend nach Hause gekommen fragte Spittler seinen Gast, welcher seine Verwunderung ausdrückte über die treffliche Fürsorge, welche die verwahrlosten Kinder in Beuggen genießen, wie es denn in Lahr mit der Versorgung armer Waisenkinder stehe? „Die werden bei uns, hieß es, im Abstreich vergeben und sind dabei oft herzlich schlecht versorgt.“ „Nun,“ sagte Spittler, „da müssen Sie eine Rettungsanstalt gründen!“ Fingado hatte allerlei Einwendungen zu machen, allein Spittler blieb dabei und riet ihm, dies zunächst im eigenen Hause einfach anzufangen und drückte ihm als eine Art Haftgeld ein Goldstück in die Hand, das Fingado trotz aller Weigerung an-

nehmen mußte als erstes Scherflein zum Grundstock der künftigen Waisenanstalt. Fingado reiste folgenden Tags nach Hause und teilte den Freunden in Lahr seine Erlebnisse mit und zeigte ihnen auch das von Spittler erhaltene Goldstück zur Stiftung einer Waisenanstalt. Flugs legten die Freunde der Reihe nach auch ihre Gaben zu dem Goldstück, und Fingado wurde dadurch so ermutigt, daß er samt seiner Frau beschloß, sofort die Sache in Angriff zu nehmen. Wenige Wochen darauf wurden in dem Hause Fingados die ersten Waisenkinder im Namen Jesu aufgenommen. Die Anstalt wuchs und gedieh durch Gottes Segen, und einige Jahre später sah sich Fingado genötigt, ein großes Gebäude, die ehemalige Posthalterei in Dinglingen, welche durch die Eröffnung der Eisenbahn entbehrlich geworden war, anzukaufen und seine Anstalt hinein zu verlegen; und nach und nach ist aus der kleinen Anstalt, die auf Spittlers Goldstück hin gegründet ward, ein großes Waisenhaus geworden, das reichen Segen verbreitete.

Am 19. Juli 1849 teilte Spittler mit tiefer innerer Bewegung Werner den seligen Heimgang von Papa Von Brunn mit und fügte bei: „Mit Sehnsucht erwartete dieser treue Knecht seinen Heimgang, und er wird nun einen herrlichen Gnadenlohn empfangen bei dem HErrn.“ Spittler aber durfte noch nicht Feierabend machen.

Ein Spittler befreundeter, wohlhabender Basler, Herr Ryhiner-Christ zum Delphin, hatte einem Ökonomen von Wilhelmsdorf, Namens R., eine bedeutende Summe geliehen. Der letztere geriet in Schulden und wurde vergantet, und es war nun Herrn Ryhiner ein demselben zugehöriger Hof, Pfingstweide genannt, zugefallen. Herr Ryhiner wandte sich an Spittler, ob er ihm nicht einen christlich gesinnten Mann ermitteln könnte, welcher geeignet und geneigt wäre, das Gut zu bewirtschaften unter sehr günstigen Bedingungen. Spittler erkundigte sich in Kornthal und Wilhelmsdorf vergeblich nach einem passenden Mann, der als Verwalter oder Pächter eintreten könnte. Auch die Bemühungen Köllners aus Kornthal, in Würtemberg jemand dafür zu gewinnen, waren ohne Erfolg. Da legte Herr Ryhiner Herrn Spittler die Frage vor, ob nicht er dieses Gut zu irgend einem guten Zweck zu verwenden wüßte, er wolle es ihm zu ganz niedrigem Preis und annehmbaren Bedingungen überlassen. Diese Frage war für Spittler wohl zu erwägen. In demselben Jahre hatten nämlich zwei Chrischonabrüder,

Buck und Metzler, welche als Bibelkolporteure in jener katholischen Seegegend arbeiteten, eine reiche Aussaat machen dürfen, eine große Menge Bibeln, Testamente und christliche Traktate verkauft, und der HErr hatte diese Aussaat so gesegnet, daß manche liebliche Früchte daraus hervorzuwachsen begannen. Da betrachtete es Spittler als eine wunderbare Fügung, daß gerade um diese Zeit, wo ein so schönes Werk in jener Gegend aufzublühen begann, sich ganz ungesucht für die Brüder ein Haltplatz darbot, wo voraussichtlich ein für das Evangelisationswerk und die Ausbreitung des Wortes Gottes geeigneter Vorposten angelegt werden könnte. Nach ernster Prüfung der Sache unter viel Gebet gewann Spittler die innere Freudigkeit, darin einen Wink des HErrn zu sehen, daß er dieses Gut zu seinem Dienst brauchen wolle und kaufte das Gut im Vertrauen auf Gottes Hilfe. Er ließ die zwei Brüder unter Beigabe eines dritten als Hausvater daselbst eine Haushaltung einrichten, in der Absicht, so viel als möglich das Wort Gottes in den angrenzenden fünf Ländern zu verbreiten, sowie sich der hin und her zerstreut wohnenden Protestanten anzunehmen und ihre Kinder zu unterrichten. Besonderer Trost und Freude war für Spittler in dieser Angelegenheit die liebende Teilnahme und Aufnahme, welche die Brüder von seiten der nahe gelegenen Gemeinde Wilhelmsdorf und ihres trefflichen Pfarrers Kapff erfuhr. Am 13. Januar 1850 schreibt Spittler an Werner, der inzwischen nach Fellbach versetzt worden war, unter anderem: „Die drei Brüder Strobel, Metzler und Buck sind auf der Pfingstweide angekommen und haben Aussicht auf gesegnete Arbeit. Die Gemeinde Wilhelmsdorf hat für sie väterlich gesorgt. Der HErr vergelte es!“ Am 18. Januar 1850 gab Pfarrer Kapff an Spittler folgenden Bericht über die Pfingstweide:

„Liebster Bruder!

In dieser Woche war ich auf der lieben, lieben Pfingstweide. Das Ergebnis meines Besuchs ist folgendes: Wer in Christo kommt, wird von Christo aufgenommen! Brüder: recht. Die Metzler'sche Beweglichkeit und Brausefeuer durch die schwäbische Tiefe und Beständigkeit der andern ergänzt. Stuben gut gefegt; Wände abgekrazt. Im Frühjahr weißnen. Bettladen keine. Die Füße unten im Bett hinausgestreckt; kein Vorbild für die Brüder; müssen sie einziehen! Haushaltung: ameisenförmig, wenn man einen

Stock hineinsteckt. Wird sich machen; Küche gut; Brunnen der Vollendung nahe; Giebel etwas durchsichtig; Dach mangelhaft; Fenster gut; Abtritt unbeschreiblich; Stall kalt, feucht; Keller ebenso; Läden gut; Öfen werden geputzt, vielleicht später abgebrochen; Vorräte nahe beisammen. Geld braucht man viel, auch beim größten Sparen. Noch zwölf Gulden übrig, etwa 100 Gulden nötig. Bretter kaufen, dann Bettladen, Kasten und Abtritt machen. Hausleute: a) das Ehepaar ist auf Lichtmeß zum Abzug eingeladen, ist nicht im besten Ruf; b) das ledige Weibsbild, Schwester der genannten Ehefrau, mit einem unehelichen Kind bei sich, noch diese Woche ausgewiesen. Hoffe der Hausvater werde pünktlich exequieren. In Tettnang Oberamtmann Grützmann, früher Theologe, außerordentlich freundlich und gefällig, begleitete uns heraus; blieb eine Stunde da; sagte, die Brüder sollen mit allen Anliegen nur zu ihm kommen; trug ihnen ein Päckchen auf die Post! Wenn von seinen vielen freundlichen Reden nur zwölf erfüllt werden, so ist er ein Patron der jungen Pilgermission. Der regierende Oberamtsrichter ebenfalls sehr freundlich und gefällig, will sich auch interessieren. Der katholische Dekan etwa 42 Jahre alt, gelehrt, ruhig, wohlmeinend, offenherzig, aber voll von Besorgnissen wegen katholischer Explosionen, besonders von seiten jüngerer Geistlichen. Ihn nur um das ersucht, vorkommenden Falls unparteiisch zu richten. Das Volk in der Umgegend erzkatholisch. Hauptlaster: Saufen bei Männern und Weibern; daher Unzucht, Fluchen, schlechter Haushalt. In religiosis: Formwesen, bigott. Gegend im Jänner wie ein Garten! — Daher den Brüdern sehr eingeschärft: Mut in Demut, Vorsicht in Eifer, Leben im Sterben, Segen im Kreuz! Der HErr sitzt im Regiment und führet alles wohl.

In Jesu Ihr treuverbundener Bruder Kapff."

Wilhelmsdorf, den 18. Januar 1850.

Im Februar 1850 gab Spittler an Werner freudigen Bericht über die Verhältnisse auf der Pfingstweide, worin es unter anderem heißt: „Sie werden mit mir es dem HErrn zutrauen, daß Er auch diese zarte Pflanze mit seiner erbarmenden Gnadenhand erhalte und pflege. Vielleicht gibt Er mir für jedes der fünf Länder, die an die stille Pfingstweide grenzen, einen eigenen Bruder, der, wenn es die ländlichen Arbeiten gestatten, von Zeit zu Zeit seine Besuche

macht und durch Schriftausbreitung und mündliche Mitteilungen Samen für die Ewigkeit ausstreut."

„Zu meinem großen Staunen scheint es sich nun machen zu wollen, daß die Brüder für Texas sogar noch eine Ordination erhalten. Nachher möchte ich sie noch einige Wochen nach Wilhelmsdorf senden, damit sie die Einrichtung einer kleinen christlichen Gemeinde recht praktisch einsehen und sich so manche nötige Notizen sammeln können. Es bleibt eben bei dem alten Zuruf: „Den HErrn laß thun und walten, Er ist ein weiser Fürst Und wird sich so verhalten, Daß du dich wundern wirst!"

Betreffs der nach Texas bestimmten Brüder (Kleiß und Sager) erhielt Spittler am 28. Februar 1850 wirklich von Herrn Pfarrer Rink in Grenzach die Nachricht, daß die badische Kirchenbehörde zu einer Ordination derselben ihre Genehmigung erteilt habe, und daß dieselbe am folgenden Sonntag nach einer vorausgegangenen theologischen Prüfung der Brüder stattfinden könne in der Kirche zu Grenzach; und Pfarrer Rink fügt dieser Nachricht den Wunsch bei: „Möge die Erfüllung Ihrer Wünsche eine gute Vorbedeutung für die Wirksamkeit der von Ihnen aufgenommenen und in der von Ihnen geschaffenen Anstalt gebildeten jungen Männer sein!"

Das resp. Schriftstück vom Dekanatsverweser Professor Junker in Lörrach, an Spittler gerichtet vom 3. Februar 1850, lautet folgendermaßen: „Die Angelegenheit wegen Ordination der für Texas bestimmten Zöglinge der Pilgermissionsanstalt werde ich dem Herrn Pfarrer Rink in Grenzach mit den Probearbeiten überweisen, und ihn von Dekanatamts wegen zur Vornahme der Prüfung und Ordination ermächtigen resp. damit beauftragen. Die Ordination wird dann in derselben Weise vor sich gehen, wie es bei denjenigen geschah, welche früher vom Kirchenrat Hitzig an den Heidenmissionaren dahier vollzogen wurden. Das zu erwartende pfarramtliche Testimonium wird mit dem dekanatamtlichen Beischreiben und dem Dienstsiegel zur Legitimation ausgerüstet werden, und so dürfte das Erforderliche hinreichend vorgekehrt sein."

Dieser Ordinationstag war für Spittler ein besonderer Freudentag. Allein gerade in jenen Tagen traf von der neugegründeten Pilgermissionsstation Pfingstweide eine ernste Nachricht ein. Spittler schreibt darüber an Werner in Fellbach: „Auf Pfingstweide kommen allerlei Prüfungen vor. Bruder Buck hat das Nervenfieber. Abends

wurde während der Andacht der Brüder in das Wohnzimmer mit Schrot geschossen. Der Feind will den Wachposten nicht leiden, aber Gott wird ihn nicht zurückziehen, sondern verstärken. Die Fellbacher Brüder mögen doch auch zuweilen fürbittend desselben gedenken. Es ist wieder eine große Bibelkiste dahin abgegangen" 2c.

Am 25. März 1850 berichtet Pfarrer Kapff von Wilhelmsdorf an Spittler folgendes: „Mit den zwei Brüdern Sager und Kleiß haben Sie uns zwei liebe Glieder unseres heiligen Bundes zugesellt. Bruder Kleiß trat gleich Freitag abend, wo sie hier ankamen, bei Bruder Thumm ein, wo er alle Gelegenheit hat, sich zu einem tüchtigen Schulmann auszubilden. Bruder Sager ist bei Herrn Dr. Luft. Die Frühstunden widmen sie dem HErrn, die Vormittage der Schule, den Nachmittag der evangelisch lutherischen Kirche, den Abend den Privatstudien. Meine Gemeinde nimmt den herzlichsten Anteil an Ihnen, Ihren Gesandten und deren Arbeiten. Nur wegen des Kostgelds finde ich einen beharrlichen Ungehorsam gegen Ihre Briefe. Die Kostgeber wollen durchaus nichts nehmen. — Die Pfingstweide ist mit Leiden und Tod eingesegnet. Bruder Buck ist bei dem HErrn allezeit. Bruder Strobel liegt nun auf demselben schweren Krankenbett. Wir beten für ihn. Der Oberamtmann von Tettnang forderte mich in einem eigenen Schreiben zu gemeinschaftlichem Gebet für Bruder Strobel auf. Thun das bei Ihnen die Oberamtleute auch? Da muß man ja wohl sagen: Geschieht das am dürren Holz, was wird's am grünen werden? Strobel ist uns allen sehr wert. Bruder Buck war ein feiner Geist. Die Pfingstweide hat's wie die leidenden Kindlein: die Verwandten kommen und bringen „Gutle" und erkundigen sich nach dem Befinden. Eisenbahndirektor Grill in Friedrichshafen, Oberamtmann Grüzmann in Tettnang, die Eisenbahnbeamten und andere interessieren sich sehr dafür. Das Leichenbegängnis Bruder Bucks war sehr feierlich und zahlreich. Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten worden" 2c.

Auf einem andern Gut in der Nähe von Wilhelmsdorf, „Lindenhof" genannt, hatte ein christlicher Verein in Würtemberg eine Anstalt gegründet als Asyl für entlassene weibliche Strafgefangene. Auch Spittler wurde von dem Verein, wie er selbst schreibt, nolens volens ins Komitee gewählt, und nach und nach wurde ihm der größte Teil der Sorgen auch um diese Anstalt aufgeladen, nachdem die übrigen Komiteemitglieder teils durch Krankheit, teils durch ander-

weitige Verpflichtungen sich mehr und mehr von der Sache zurückgezogen hatten. Er suchte zunächst das Komitee für diese Anstalt zu ergänzen und entschloß sich, nachdem ihm dies nur teilweise gelungen war, zu einer Reise nach Pfingstweide, um so die Verhältnisse und Bedürfnisse der beiden Anstalten persönlich kennen zu lernen, und manches, was besser zu organisieren war, in Ordnung zu bringen. Auf dieser Reise erlebte er, wie er an Werner in Fellbach schreibt, viel Tröstliches. Er faßte damals den Plan, auf der Pfingstweide eine Anstalt für Ausbildung christlicher Knechte noch einzurichten, was jedoch auf eine Menge Schwierigkeiten stieß und daher nicht zur erwünschten Ausführung kam. Dagegen lernte er auf dieser Reise einen trefflichen Mann kennen, der mit viel Liebe und Hingebung sich für die Unternehmungen Spittlers interessierte und künftig durch eine Reihe von Jahren besonders für die Sache der Pfingstweide sowie auch des Lindenhofs eine treue Stütze wurde. Es war dies Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen, welcher auf Spittlers Wunsch sich dazu bereit finden ließ, die Aufsicht und Oberleitung für Pfingstweide zu übernehmen und von Zeit zu Zeit über den Gang der Anstalt Bericht zu erstatten. Sehr erfrischt und ermutigt und voll Dank kehrte Spittler im September 1850 in Begleitung seiner Tochter von jener Reise zurück. Er besuchte auf der Rückreise die Freunde in Lindau, St. Gallen, Zürich, Stäfa, bestieg mit vieler Anstrengung den Rigi und sah dort die „Majestätswerke Gottes in voller Pracht", dann ging er über Luzern und Aarau nach Basel zurück. Sein kurzer Reisebericht an Werner schließt mit dem Satz: „Der HErr hat nebenbei bewiesen, daß Er auch das Nichts, gar Nichts aus großer Gnade zu etwas machen will und kann! O welche Barmherzigkeit, die ich Ihm in Ewigkeit nicht genug verdanken kann."

Auf jener Reise hatte er auch das liebe Wilhelmsdorf besucht und sich des Segens gefreut, den der HErr dort auf die Arbeit jener Brüder nach außen und innen gelegt hatte. Er hatte sich über die ganze Organisation der Gemeinde genau informiert. Dabei war ihm unter anderem aufgefallen, daß der dortige Ortsvorsteher doch eine gar zu geringe Besoldung habe. Er faßte daher den Entschluß ein Kapital zu beschaffen von mindestens 2000 fl., um 100 fl. Besoldungszulage bieten zu können. Als Beitrag dazu erbat er sich von Pfarrer Kapff von Wilhelmsdorf eine Predigt, welche der letztere während Spittlers Aufenthalt in Wilhelmsdorf gehalten,

veranlaßte dessen Bruder, Dekan Kapff, damals in Herrenberg (später Prälat in Stuttgart) ein Vorwort dazu zu schreiben und ließ dies auf seine Kosten drucken in Taktatform und suchte sie nun möglichst zu verbreiten. Durch Vermittlung des würdigen Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen erhielt die Pfingstweide, welche nun zunächst eine Evangelistenstation war, einen ansehnlichen Jahresbeitrag vom Gustav-Adolfs-Verein in Stuttgart. Dafür war Spittler sehr dankbar und betrachtete es als eine große Gnade Gottes, daß die Arbeit der Brüder Anerkennung fand. Er sagt darüber in einem Rundschreiben an die Freunde der Pilgermission: „Bei solchen Beweisen, die uns zeigen, daß es auch in unserer Zeit dem HErrn gefällt mit geringen Werkzeugen sein Reich zu fördern, wie im Blick auf die große geistliche Not, die uns aller Orten entgegentritt, und zu deren Abhilfe noch so wenig Arbeiter da sind, welche die armen Seelen zu Jesu Christo, ihrem alleinigen Retter hinführen, wagen wir es, von den angemeldeten Leuten eine größere Anzahl als bisher zur Vorbereitung in unsere Anstalt aufzunehmen und trauen es ihm zu, Er werde es am nötigen Unterhalt nicht fehlen lassen." Die Anzahl der Brüder auf Chrischona stieg damals auf 21, welche von drei Lehrern Unterricht erhielten.

Als im Herbst 1850 Spittler mitgeteilt wurde, daß ein junger Theologe, Namens Völter, welcher Vikar bei Werner in Fellbach war, wegen leidenden Zustandes auf einige Zeit den Kirchendienst zu verlassen gedenke, trat er mit ihm in eine längere Korrespondenz und legte ihm den Plan vor, eine Reise nach Palästina zu seiner Erholung zu machen, um zugleich eine Inspektionsreise damit zu verbinden. Er würde gewiß auf dieser Reise, zu der er ihm die Mittel geben würde, Stärkung für seine leidende Gesundheit finden und könnte nebenbei der Sache der Pilgermission wichtige Dienste leisten. Auch an Werner schrieb er deshalb und bat ihn, Völter dazu zu ermutigen. Gar sehr wünschte er, daß Völter hinginge, nicht bloß auf kurze Zeit, sondern um dort einige Jahre die Oberleitung des Brüderhauses zu übernehmen und die Angelegenheiten daselbst überhaupt in ein neues Stadium überzuführen. Er sollte der „erste Inspektor in Jerusalem" werden. Er wäre der vierte derartige Inspektor nach Blumhardt, Zeller, Arnold. Es würde ihn gewiß nicht reuen, zu diesem Inspektorat sich herzugeben in der irdischen Heimat Jesu. Er würde da allerlei Arbeit bekommen bei

dem Neubau des Brüderhauses ꝛc. Es sollte zugleich nach Vollendung des Brüderhauses in demselben eine kleine Buchdruckerei einziehen, was auch Gobats Wunsch wäre. Geld dazu sei teilweise schon vorhanden; bereits seien Setzer und Drucker in Aussicht, fromme Leute aus dem Stuttgarter Jünglingsverein. Es soll ein Blatt wie der Volksbote gedruckt werden, dann auch Schulbücher und passende Traktate für die vielen Pilger. Völter würde dann auch wöchentliche Versammlungen halten. Er ginge mit Gobat Hand in Hand, so daß Gobat für die Hohen, Völter für die Niedrigen da wäre; während Gobat unter der englischen Gesellschaft bliebe, stünde Völter unter der armen Pilgermission als der „geringsten Magd des HErrn". Zugleich könnte Völter im Auftrag des von Ephorus Hoffmann in Tübingen gegründeten Vereins für Ethnographie thätig sein, indem er Sammlungen von naturwissenschaftlichen und ethnographischen Gegenständen anlegte, wozu ihm Dr. Hohenacker in Eßlingen, welcher schon lange dies Spittler ans Herz gelegt hatte für Palästina, gern die nötige Anleitung geben würde. Allein Völter ließ sich durch all diese Pläne Spittlers nicht so rasch zur Entscheidung führen. Er war nicht abgeneigt, darauf einzugehen; allein jedenfalls wollte er darüber noch zuvor mit Gobat korrespondieren. Auch mit seinem Freund Oberstthelfer Linder in Basel besprach Spittler diesen Plan eingehend. Aber dieser teilte ihm sehr offen und scharf aber brüderlich seine gegenteilige Ansicht mit. Da heißt es unter anderem: „Ich glaube an die Sache des Brüderhauses in Jerusalem, wenn Du hineingehst, sonst nicht! Wenn der l. Vikar Völter schon jetzt an den Bischof schreibt, so ist dies ein Beweis, daß er Dich nicht versteht! Er würde bald auch zu Gobat übertreten; er ist eben ein kranker, schwächlicher, unerfahrener Vikar und kann dort, sei er auch der liebste Bruder, nicht allein stehen ꝛc. — Ich hätte Dir keine andere Antwort geben dürfen, es hieße ja dies, Dich nicht lieb haben. Was man nicht leisten kann, das fordert der Heiland nicht von einem. Wenn die Welt zu Grunde geht, haben wir daran doch nur das Mögliche zu verantworten. Wenn Deine Grundsätze gälten, so hätte ich längst von Basel fortlaufen müssen, um anderwärts auszuhelfen. An Lust hätte es wahrlich nicht gefehlt, und an Not anderswo auch nicht, während in Basel, wenn ich je eine Lücke machte, bald wieder junge Kräfte eintreten würden. Ich bin im August 1833 und im April 1834 und im Januar 1838

mit dem festen Vorsatz zum Thor hinaus, nicht wieder nach Basel zu kommen; und doch hat mich der HErr immer wieder hereingenötigt. Jetzt gehe ich nicht mehr fort, bis es mir so gewiß ist wie zwei mal zwei." Spittler schrieb darüber an Werner: „Sie sehen, daß es mir an Opposition bei meiner Arbeit nicht fehlt; aber ich liebe sie und weiß, wie redlich es der l. Bruder Linder meint; er ist ein alter Kriegsmann; aber er ist doch mehr fürs Kabinet geboren und ich mehr fürs Feld, wo man eben, wenn der Feind angegriffen werden muß, die Streiter nimmt, wie sie gerade da sind. Meine Beruhigung ist immer die, daß nicht wir, sondern der himmlische Feldherr doch alles leitet und auf das Haar bestimmt und uns eigentlich gar nicht nötig hat, ja wir es nur für eine Gnade zu achten haben, wenn Er uns brauchen mag." Die folgenden Verhandlungen mit Vikar Völter wegen der Reise nach Jerusalem führten Spittler nach und nach zu der Überzeugung, daß es vorerst doch nicht des HErrn Wille sei, diesem Mann im Orient eine so vielseitige Thätigkeit anzuweisen, zumal da gerade jetzt auch der schon oben erwähnte Austritt Schicks, Palmers und Baldenspergers aus dem Brüderhaus erfolgte, und das Brüderhaus zunächst nur noch von Bruder Müller besetzt war. So schmerzlich es Spittler wurde, auf seinen Plan zu verzichten, so fügte er sich doch willig der göttlichen Weisung. An Werner schrieb er darüber am 31. März 1851: „Völters Gesundheitszustand ist doch zu bedenklich für das Projekt nach Jerusalem. Auch ist er zu englisch gesinnt, um das Brüderhaus echt deutsch leiten zu können in Armut und Niedrigkeit. Daher haben wir zu warten, wie es der HErr weiter machen wird. Ich möchte daher vorschlagen, Völter möge als unparteiischer Kirchenmann die Pfingstweide besuchen und die dortige Arbeit visitieren und darüber den Behörden und teilnehmenden Freunden des Reiches Gottes Bericht geben, um besonders die Synode über die Notwendigkeit dieser Arbeit aufzuklären. Auf Jerusalem zurückkommend sehe ich die Sache des Brüderhauses so an: Der Bienenstock hat nur geschwärmt und der Mutterstock ist dadurch leichter geworden, wird sich aber mit Gottes Hilfe wieder füllen. Es sind mir ja dadurch viel Sorgen abgenommen worden. Die Sache aber nun aufzugeben hielt ich nicht für recht; doch will ich folgen, wenn Sie mir dazu raten, wozu ich um so geneigter bin, als ich in einem neulichen, heftigen Schwindelanfall einen wichtigen Wink erhielt, an

die Reise nach dem obern Jerusalem zu denken. Bei einem 70jährigen Mann haben solche Ermahnungen eine kräftige Bedeutung, und der Seufzer wird öfters wiederholt als gewöhnlich: Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, Mach's nur mit meinem Ende gut! — Auf Chrischona geht es gottlob recht ordentlich; Lehrer und Brüder arbeiten still und gesegnet fort, und von der Pfingstweide sind viele Bibeln, Testamente und Traktate bestellt worden. Der teure Prälat Kapff sollte nicht ruhen, bis Pfarrer Völter in Zuffenhausen Schuldirektor in Eßlingen geworden ist, damit doch unser armes Vaterland auch wieder gute Lehrer erhält. — Der I. Inspektor Josenhans nimmt diesen Brief mit; er wird Sie auch besuchen; er ist ein beladener Mann, und Ihr Zuspruch wird seinem Herzen wohlthun. Mit Indien hat er es sehr schwer, aber der HErr wird auch da helfen. Er ist treu!"

Vikar Völter nahm dann auf Spittlers Wunsch die Visitationsreise nach Pfingstweide und Umgebung im Frühjahr 1851 vor und erstattete darüber einen sehr günstigen Bericht an Spittler und an die würtembergische Kirchenbehörde. Im August 1852 erst gab Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen in einem sehr interessanten Schreiben an Spittler eine eingehende Darlegung über den Entwicklungsgang der Anstalt auf Pfingstweide, aus dem wir einiges wenige hervorheben möchten.

Nachdem er zunächst seiner Freude darüber Ausdruck verliehen, daß dieser Anstalt von seiten der kirchlichen Behörde volle Freiheit und Anerkennung zu Teil geworden, und somit die gläubigen Geistlichen in aufrichtiger Einigkeit mit den Brüdern der Pfingstweide zum Besten der zerstreuten Evangelischen zusammen wirken können, entwirft er ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Anstalt von ihren ersten Anfängen. Er schildert die Gegend und ihre gemischte Bevölkerung und die Schwierigkeit der Geistlichen, den kirchlichen und religiösen Bedürfnissen der dort zerstreuten Evangelischen zu entsprechen, und die Notwendigkeit einer derartigen Diakonie, wie sie nun Pfingstweide zu bieten suche. Die großen Schwierigkeiten, unter denen die Anstalt begonnen wurde, Armut, Krankheit und Tod unter den Brüdern, Feindseligkeit und Verfolgung zeigten, daß hier Glaube und Mut nötig sei. Den haben die Brüder erprobt, und der HErr selbst habe sich zu ihnen bekannt. Der Feind setze alles daran, den Vorposten des evangelischen Glaubens zu zerstören. Er

habe Stand gehalten und sich verstärkt. Man habe zunächst festen Boden gewinnen müssen, ehe die Wirksamkeit nach außen beginnen konnte. Zunächst beschränkt man sich aufs Bibelverbreiten. Erst nach Spittlers persönlichem Besuch wurde man sich klar, hier ein förmliches Reiselehrerinstitut zu eröffnen. „Die Brüder erhielten nun," heißt es weiter, „bestimmte Bezirke, wo sie Unterrichts- und Erbauungsstunden halten und Privatbesuche machen unter meiner Aufsicht. Die Erbauungsstunden werden mit Gebet, Gesang und Betrachtung eines biblischen Abschnitts abgehalten und dabei auch die Angelegenheit der äußeren Mission berührt. Im Unterricht wird biblische Geschichte behandelt, Lieder und Sprüche nach meiner Auswahl gelernt, so daß die Kinder damit sich eng an den öffentlichen Schulunterricht anschließen. Die Stellung der Pfingstweide zu Kirche und Pfarramt ist ganz einfach und natürlich, und Kollisionen sind noch nie vorgekommen, da die Brüder, obwohl zunächst unter der Verfügung ihrer Komitee stehend, stets nur im Einverständnis und unter Mitwissen des Pfarramts ihre Thätigkeit ausüben, auch durch persönlichen bescheidenen Verkehr mit den Geistlichen und den Eltern der Kinder das gute Einvernehmen erhalten und befestigen. Auch das Dekanatamt erhält regelmäßig Bericht über die Brüder und ihre Thätigkeit, und durch dasselbe auch das Konsistorium. So besteht die Kirche in ihrem vollsten Recht, und die Anstalt in ihrer ganzen Freiheit, beide helfen einander. Die Anstalt hat so der Kirche und dem Amt nicht nur keinen Abbruch gethan, sondern in freier Entwicklung ihrer Thätigkeit segensreich gewirkt. Es kommt dabei allerdings viel auf die Persönlichkeit des Reiselehrers an, sowohl auf Tüchtigkeit als auf Charakter und den Grad christlicher Bildung. Es ist sehr zu wünschen, daß Ihr Wunsch, *für Chrischona eine tüchtige theologische Lehrkraft zu erhalten, in Erfüllung gehe, damit immer gereiftere Persönlichkeiten zur Aussendung gelangen*, auch auf die Pfingstweide. Wenden Sie sich doch deshalb an den Kongreß für innere Mission in Bremen, um vielleicht durch den Centralausschuß die nötigen Mittel hiezu zu erhalten, wozu derselbe gewiß freudig die Hand bietet. Gelingt das, so wird der Segen davon nicht bloß der Mutter Chrischona, sondern auch deren Tochter, der Pfingstweide zu gut kommen, und nicht minder dem fernen Westen Amerikas und dem fernen Osten Asiens, wohin Sie immer Ihre Zöglinge versenden zur Ehre Gottes und

zum Aufbau Seines Reiches." Leube schließt seinen Brief folgendermaßen: „Indem ich Ihnen wiederholt für alle Opfer und Dienste am Reich Gottes, die Sie meinem Bezirk zuwenden, im Namen meiner Glaubensgenossen in der Zerstreuung den herzlichsten Dank sage und meine Bereitwilligkeit zu jedem Dienst dabei erkläre, schließe ich in aufrichtigster Hochachtung

Ihr ergebenster Diener Leube, Stadtpfarrer.

Friedrichshafen, den 4. August 1852."

Auch von der benachbarten Gemeinde Wilhelmsdorf durften die Brüder auf Pfingstweide fortwährend die freundlichste Aufnahme, Teilnahme und Unterstützung erfahren.

Solch brüderliches Entgegenkommen machte Spittler immer wieder neuen Mut seine Arbeit fortzusetzen, und sich auch durch mannigfache Anfechtungen und Schwierigkeiten in der Überzeugung nicht irre machen zu lassen, daß der HErr, dessen Ehre er allein im Auge hatte, zu Seiner Sache stehen werde. Und gerade in jener Zeit hatte Spittler Gelegenheit, den verbundenen Brüdern in Kornthal und Wilhelmsdorf seinen Dank für die der Pfingstweide besonders geleisteten Liebesdienste mit der That zu beweisen. Der Vorsteher von Kornthal legte nämlich Spittler allerlei Finanznöten dieser Gemeinde ans Herz. Es sollte die Wirtschaft zum „Schlößli" von der Gemeinde übernommen werden, um einem wesentlichen Bedürfnisse zu entsprechen; ferner sollten die auf der dortigen Anstalt ruhenden Passiva möglichst bald abgelöst werden; insbesondere möge Spittler die Basler Kreditoren, welche an das auf die Gemeinde übergegangene Witwenhaus noch Forderungen zu machen haben, um Nachlaß bitten, wenn es irgend möglich wäre, ohne sie zu sehr zu belästigen; es wäre dies eine große Wohlthat für die mittellose Gemeinde. Spittler möge ihm helfen raten, da Daur niemand sonst habe, an den er sich wenden könnte in seiner Sache 2c. Mit allem Eifer nahm Spittler diese Sache an die Hand, und als erfahrener „Bettler" wußte er wohl, an welchen Thüren er hiebei anzuklopfen habe; und der HErr segnete sein Bemühen reichlich. Bald durfte er dem bekümmerten Vorsteher die frohe Nachricht geben, daß über die Hälfte der Kreditoren auf ihre Forderung an Kornthal zu Gunsten der Gemeinde schenkungsweise verzichtet haben.

Im Jahr 1852 war er in ähnlicher Weise in Anspruch genommen durch die Sammlung für seine notleidenden Landsleute in Würtemberg, denen infolge von Mißernten Hungersnot drohte; und als im Jahr 1853 die Not nicht aufhörte, vereinigte er sich aufs neue mit Pfarrer Legrand, Pfarrer Sarasin und Ratsherr Christ zu einer allgemeinen Kollekte, wodurch manche Not gelindert werden konnte. Dennoch schreibt er am 25. Februar 1854 an Werner: „Die große Not in Würtemberg, für welche auch hier kollektiert wird, und welche auch massenhafte Auswanderung nach Amerika zur Folge hat, brachte mich auf den Gedanken nach Jerusalem zu schreiben und anzufragen, ob sich nicht da ein bedeutendes Stück Land billig kaufen ließe, wohin auch ein Teil der würtembergischen Brüder auswandern könnte, damit doch nicht gar alle nach Amerika gehen müßten. Was sagen Sie dazu? Da braucht es freilich viel Geld. Aber wenn Sie uns einige wahrhaft fromme Familien vorzuschlagen wüßten, so glaube ich, für sie ließe sich solches finden." Andererseits jedoch hielt es Spittler für seine Pflicht zu warnen vor unvorsichtigen Auswanderungsplanen. Als im Jahr 1853 in Nro. 51 (22. Dezember 53) der Süddeutschen Warte in einem Aufsatz über eschatologische Fragen zu einer „Sammlung des Volkes Gottes" aufgefordert und die Kirche als Babel gedeutet wurde, von dem man ausgehen müsse, um nach dem Gelobten Land Palästina zu ziehen, da bat er die ihm befreundeten Geistlichen dringend, dagegen doch ihre Stimme zu erheben, die Leute zu warnen vor solchen Mißverständnissen, wodurch sie nur in Not und Verlegenheit aller Art geraten würden. Er wünschte sehr, daß eine geübte Feder einen „Temperieraufsatz" dagegen schriebe, nicht zum Streit, sondern zur Mäßigung und Belehrung.

Im Jahr 1851 sandte Spittler sechs weitere Brüder als Prediger nach Texas aus und suchte die Teilnahme der Freunde in Würtemberg in der verschiedensten Weise dafür anzuregen. So schrieb er an Werner unter anderem: „Sechs Brüder gehen nach Texas ab; dazu ist viel Zurüstung nötig. Manche freundliche Hilfe trifft ein und mein schwacher Glaube wird dadurch gestärkt. Grüßen Sie auch die lieben Freunde Reihlen von mir, die meinen Gruß schon verstehen und sich jedesmal freuen, wenn es an eine Aussendung geht, besonders sechs Mann hoch, was nötig ist, wenn wir mit Gottes Hilfe ein kleines Kirchlein einrichten und später unter

den Indianern missionieren wollen. Haben Sie die Güte, einige Gedanken über eine Texas'sche Synodaleinrichtung für die Brüder zu schreiben. — Wenn mir der liebe Barth eine Partie passender Bücher um billigen Preis für die Texasbrüder geben wollte, so könnte er sich ein großes Verdienst und einen „Orden" erwerben; doch er hat ja schon einen und wird nicht zwei wollen. Daß ich gern etwas zahle, versteht sich von selbst, nur so wohlfeil als möglich! Diesen Preis empfehle ich auch den Stuttgarter Brüdern für Kirchen-, Gesang- und Schulbücher für Texas, und bitte bald eine Kiste voll zu senden." Etwas später (4. Aug. 51) schreibt Spittler an denselben Freund Werner: „Die sechs Texasbrüder gehen nach ihrer Ordination, die in Lörrach stattfand, auf einige Wochen nach Wilhelmsdorf zu Pfarrer Kapff zu einer Einleitung in ihre amtliche Thätigkeit. Sodann wünschte ich, daß sie einen kurzen Besuch in Fellbach machen, um sich von Ihnen examinieren zu lassen und etwa einen kurzen Vortrag niederschreiben und halten zu dürfen, und sodann einen Besuch im Remsthal zu machen. Ach, möge der HErr es leiten, daß die Brüder sich doch als wahrhaft demütige Knechte betragen und in Texas sich ja nicht überheben." Und noch einmal schreibt Spittler in dieser Angelegenheit an Werner am 7. August 1851 folgendes: „Darf ich Sie bitten, dem lieben Kapff (welcher in diesem Jahr als Nachfolger von Klaiber zum Prälat ernannt worden war), und Grüneisen Mitteilung über unsere Texasangelegenheit zu machen, eventuell die sechs Brüder denselben vorzustellen. Gewiß würde eine Ermahnung von ihnen, der evangelisch lutherischen Kirche treu zu bleiben und sich vor aller Sektiererei, die in Amerika so ansteckend ist, zu hüten, einen tiefen Eindruck machen und sie verbinden, freiwillig einen jährlichen Bericht von ihrer kleinen Texassynode an das würtembergische Konsistorium abzusenden, und so an die alte Mutterkirche angeschlossen zu bleiben. Das Körnlein zu einer künftigen, christlichen Kirche wird jetzt im Vertrauen auf den HErrn in Texas gesteckt und kann durch seine Gnade einst zu einem segensreichen Baum heranwachsen." Spittlers Hoffnung wurde in Bezug auf Texas nicht zu Schanden. Es befindet sich heute die dortige lutherische Kirche in erfreulichster Blüte, und dem Jahresbericht von 1882 entnehmen wir z. B. die Notiz: „Allein in die evangelisch lutherische Texassynode sind innerhalb der letzten 30 Jahre 65 Zöglinge von St. Chrischona eingetreten und stehen in reich gesegneter Arbeit."

Im Dezember 1852 hatte Spittler an Freund Barth einen freudigen Bericht gegeben über das eröffnete Kinderspital, das Diakonissenhaus in Riehen ꝛc. Auf Mahnung Barths, er verwickle sich in zu vielerlei Dinge, bemerkt Spittler: „Die Sachen machen sich eben so, daß ich oft nicht weiß, wie mir geschieht, und eben fortwährend bitten muß: ‚Habt Geduld mit mir!‘ Es hat am längsten gewährt, was ich auch deutlich an meiner zitternden Handschrift abnehme.“

Spittler blieb in jener Zeit auch nicht unthätig, als es sich darum handelte, daß die theologische Professur, welche Hoffmann inne gehabt hatte, wieder besetzt werden sollte, und freute sich hoch, als die Wahl auf Auberlen, den trefflichen Sohn eines hochverdienten Lehrers in Werners Gemeinde Fellbach fiel. Dieser edle, liebenswürdige aber früh vollendete Gottesgelehrte (vergl. Zellers Biographie von Thiersch) wirkte von 1853 bis 1864 als Professor der Theologie an der Universität Basel im Segen und blieb Spittler und besonders auch Zeller in Beuggen stets innig befreundet und hat dem letzteren auch in der Leichenrede ein treffliches Denkmal gestiftet. Er starb am 2. Mai 1864.

Als im Jahr 1850 Kandidat Ostertag am Missionshaus den Plan faßte, im Frühjahr 1851 eine Reise nach Palästina zu unternehmen, wurde es ihm von verschiedenen Seiten nahe gelegt, daß es ihm in mancher Hinsicht für diese Reise von Nutzen wäre, wenn er zuvor den Doktorgrad erlangen würde. Er beabsichtigte daher dies in Tübingen zu versuchen, und Spittler zog, da Ostertag selbst dazu zu schüchtern war, die nötige Information darüber für ihn ein. Spittler bat nun zunächst Werner, sich über die Sache zu erkundigen bei Tübinger Freunden (Professor Schmid, Hoffmann u. a.), welche Schritte zu thun und welche Schrift zu schreiben wäre. „Gern möchte“, schreibt Spittler, „Ostertag etwas über die Mission schreiben, wenn es anginge.“ Hoffmann gab Spittler darüber die nötige Auskunft, aus der hervorging, daß es bei Ostertag zum theologischen Doktorgrad kaum reichen würde, wohl aber mit dem philosophischen Examen zu wagen wäre. — Die Reise Ostertags nach dem Orient kam nun freilich nicht zur Ausführung. Dagegen verfaßte Ostertag, besonders von Spittler, welchem der Kandidatentitel, welchen Ostertag stets führte, längst mißfallen hatte, wiederholt dazu ermutigt, verschiedene auch in den gelehrten Kreisen mit Beifall aufgenommene

Schriften und wurde im August 1854 von der philosophischen Fakultät in Tübingen mit dem Doktordiplom erfreut, das er dann sofort an Spittler sandte mit folgendem Geleitsschreiben:

„Lieber Herr Spittler!

Billig lege ich den Kranz der Ehren, der mir heut aus Tübingen zugesandt worden, zuvörderst Ihnen zu Füßen. Denn wem anders als Ihnen und Ihrer unermüdlichen Mahnung, zuletzt noch unter dem Schopf in Beuggen, habe ich diese Ehrenkrone, die auf mein graues Haupt nun zu liegen kommen soll, zu danken. Zur feierlichen Bestattung meines vieljährigen treuen Begleiters, des Kandidaten, sollte ich nun freilich eine Leichenmahlzeit machen, und dazu vor allem Sie einladen, damit Sie sich noch über dem Grabe mit dem Ihnen so verhaßten Freunde versöhnen. Allein, da ich demnächst auf vier Missionsfeste abreise, so reicht die Zeit zu solcher wohlverdienten Feierlichkeit nicht, und bitte deshalb nur um stille Teilnahme für den entschlafenen Freund.

Ihr neugebackener Doktor Alb. Ostertag.

Gundelbingen, den 19. August 1854."

Im September 1851 ward Spittler die große Freude eines lieben Besuchs seines alten Freundes Dr. Steinkopf zu Teil, sowie des lieben alten Raumer aus Erlangen. Solche Besuche erfrischten und stärkten ihn ungemein, und durch alle seine Korrespondenzen zog sich infolge davon ein neuer Strom des Dankes und der Freude über die Gemeinschaft im HErrn und über die Arbeit an Seiner heiligen Reichssache.

Dagegen beschäftigte ihn gleichzeitig der höchst traurige Zustand seines alten Freundes De Valenti mächtig, und trieb ihn an allem aufzubieten, diesen fast von Jedermann verlassenen und gemiedenen, einst so hochbegabten und unermüdlich thätigen, jetzt leiblich und geistig gebrochenen Mann aufzurichten und mit göttlichem Trost zu erquicken. Spittler schreibt an Werner am 25. September 1851: „Die liebe Frau Dr. De Valenti teilte mir kürzlich mit, in welch großer Gewissensnot und inneren Aufregung und geistigen Abspannung ihr armer Mann sich befinde. Ich suchte ihn auf und fand ihn in desperatem Zustand, zuweilen irre redend. Ich redete ihm brüderlich zu und riet ihm nach ernster Mahnung zum Gottvertrauen und zur

Erkenntnis, von welcher Höhe er herabgefallen sei, in den Pilgerhof nach Riehen unter die Kinderwelt zu gehen. Ach helfen Sie mir doch in der Fürbitte für diesen armen Bruder, das allein können wir für ihn thun."

In einem späteren Brief schreibt Spittler in dieser Angelegenheit: „Die höchst traurige Sache des lieben Dr. De Valenti gibt mir viel zu thun. Ich brachte gestern fast den ganzen Mittag bei ihm zu und fand ihn etwas besser. Es sollte etwas Gründliches mit ihm vorgenommen werden. Er ist ganz ohne Glauben und Hoffnung auf Vergebung. Auch steht er ökonomisch sehr fatal. Aber man muß für ihn sorgen" ꝛc. Wir haben schon oben gesehen, daß der HErr ihm nach und nach wieder zum Licht verhalf, vornämlich durch Spittlers treue Besuche, auf die er sich immer kindlich freute, und daß sein Heimgang, der erst im Jahr 1871 in seinem 77. Jahr, vier Jahre nach Spittlers Tod, erfolgte, ein friedlicher und seliger war.

Für Jerusalem faßte Spittler neuen Mut, als er im Frühjahr 1851 die Nachricht erhielt, daß Pastor Fliedner mit vier Diakonissinnen und einer Oberin nach Jerusalem reisen und im Brüderhaus logieren werde, bis sie ein vom König von Preußen ihnen geschenktes Haus beziehen könnten. Ebenso bezog Ende desselben Jahres Pastor Valentiner, welchen der König von Preußen dahin sandte, damit er sich daselbst der Deutschen annehme, das Brüderhaus in Jerusalem und hatte daselbst längere Zeit seine Wohnung.

Bemerkenswert ist noch ein Brief Spittlers vom April 1851 an Dr. Barth, worin es unter anderem heißt: „Das Döchtlein in Jerusalem ist noch nicht ganz ausgelöscht! Von Texas kommen dringende Begehren, weitere ordinierte Brüder nachzusenden; wenn nur das Reisegeld nicht nötig wäre! Von Pfingstweide kommen gute Berichte. An Arbeit fehlt es dort nicht bei der großen, großen Finsternis, die da herrscht. Doch die alte, gute Kirche, dort wie hier, fürchtet immer wieder Eingriffe und wehrt sich gegen diese, wie ich es auch auf Chrischona erlebe; denn der ganze Kirchenrat, der zuvor nie etwas nach Chrischona fragte und in ihren Räumen ruhig vierfüßige Kreaturen aus- und eingehen ließ, ist jetzt nur darum bekümmert, daß doch auf der von uns erbauten Kanzel kein unordinierter Prediger auftrete, weil dadurch sonst die Kirchenrechte aufs höchste beleidigt würden. Da muß man eben Geduld haben und fortfahren, bis endlich der alten Mutterkirche die Augen aufgehen."

„Bei Betretung meiner 70. Lebensstaffel wollte es mir schwindelig werden; es geht aber wieder besser, und ich konnte vorgestern hin und her auf Chrischona zu Fuß gehen, habe aber jetzt doppelt auf die Ordre meines alten Dr. Stückelberger zu achten, der mich mahnte (nach jenem heftigen Schwindelanfall): „„Halten Sie den Ranzen geschnallt!““

Schon seit längerer Zeit hatte Spittler die Notwendigkeit erkannt, daß in dem Dorf Bettingen, welches an der Straße zwischen Basel und Chrischona liegt, eine Kleinkinderschule eingerichtet werden sollte, da er, so oft er diesen Ort passierte, sich von dem verwahrlosten Zustand vieler Kinder dieser Gemeinde überzeugte. Vergeblich machte er dem Gemeinderat daselbst wiederholt Vorschläge. Als nun im Jahr 1849 ein kleines Kind dieser Gemeinde infolge von Mangel an Aufsicht verunglückte, benützte Spittler diesen traurigen Anlaß, um bei einigen in der Nähe wohnenden reichen Baslern anzuklopfen um ihre Beihilfe zur Gründung einer Kleinkinderschule, und hatte die Freude eine solche Ende des Jahres 1850 daselbst eröffnet zu sehen. Wie er diese Angelegenheit den wohlhabenden Baslern ans Herz legte, zeigen folgende Briefe:

Spittler an Herrn Iselin-Burckhardt:

„Das große Unglück, das im letzten Jahr in der Gemeinde Bettingen einem Kind begegnete, macht wieder aufs neue den Gedanken rege, wie wünschenswert eine Kleinkinderschule daselbst wäre. Da aber leider die Gemeindeglieder so wenig Sinn haben für Einrichtungen dieser Art, so muß ihnen von teilnehmenden Freunden nachgeholfen werden. Solche sind laut Beilage bereit, Beiträge dazu zu zeichnen 2c., und bin ich so frei, auch Ihnen die Sache zu geneigter Kenntnis zu bringen. Auch hätte ich gern es bei Herrn Burckhardt-Werthemann thun mögen, höre aber zu meinem Bedauern, daß er an den Augen leidend sei und ihm deswegen eine Unterschrift wohl beschwerlich fallen dürfte“ 2c.

Wenige Tage nachher schreibt er an Frau Rektor Laroche-Heusler: „Auch Sie werden der Überzeugung sein, daß es eine Wohlthat für die Gemeinde Bettingen wäre, daß 2c. . . . Bereits haben manche hiesige Herrschaften sich geneigt finden lassen, Beiträge dazu zu geben. . . . Daher wage ich auch an Sie die Bitte, die ich nicht mehr an Ihren seligen, unvergeßlichen Gatten richten kann.

Wollten Sie die Sache gelegentlich bei einem Abendzirkel auch bei Ihren verehrten Geschwistern zu gefälliger Einsicht vorlegen und mit Ihrem vielwiegenden Fürwort begleiten, so wäre ich Ihnen herzlich dankbar" 2c.

Die Schule kam zu stande und wurde im Jahr 1850 eröffnet durch eine fromme Witwe, Frau Haage, welche Spittler dafür zu gewinnen wußte und welche mit Liebe und Treue sich der Kinder annahm. Die Basler Geber sind bis heute nicht müde geworden, dieses kleine, aber gesegnete Werk zu erhalten, und die Gemeinde selbst hat nach und nach es auch erkannt, welche Wohlthat dies sei für die Kinder und Eltern, und hat willig die nötigen Opfer dazu gebracht.

Eine größere Ausdehnung freilich erlangte ein anderes Werk Spittlers, das ihm der HErr in Riehen zu gründen in jener Zeit gelingen ließ. Pastor Fliedner von Kaiserswerth war von seiner Reise nach Jerusalem zurück nach Basel gekommen und hielt im Fälkli einen Vortrag über das Diakonissenwesen, wozu Frauen und Jungfrauen aller Stände eingeladen waren. Er schilderte die Wichtigkeit der evangelischen Diakonie, wozu alle diejenigen berufen seien, die den HErrn kennen und lieben, und deren Lebensstellung es erlaube. Die Sache fand Anklang, und Spittler hatte in der Folge die Freude, eine Anzahl Anmeldungen für das Kaiserswerther Diakonissenhaus entgegenzunehmen, sowie die Reisegelder und Spedition der ausgehenden Töchter zu besorgen.

Damals fand sich im Basler Spital eine Anzahl Wärterinnen, welche ihre Ausbildung in Ludwigsburg erlangt hatten und die unter der Aufsicht eines kleinen Vereins in Basel stunden. Als jedoch im Verlauf der Zeit daselbst infolge von Verheiratung dieser Pflegerinnen und anderer Umstände ein empfindlicher Mangel in der Krankenpflege sich spürbar machte, erkannte Spittler, daß die Zeit gekommen sei, daß auch in der Schweiz für die Ausbildung von Diakonissen gesorgt werde. Nach reiflicher Überlegung der Sache vor dem HErrn im Gebet nahm er die Gelegenheit wahr, als ein in Riehen befindliches Anwesen feil wurde, in welchem eine Reihe von Jahren eine Knabenpension sich befunden hatte, die aber eingegangen war. Er bildete ein Komitee, dessen Präsident der treffliche Bischoff-Respinger wurde, und dessen übrige Mitglieder mit Freuden und Aufopferung der Sache sich annahmen, und kaufte das Anwesen,

nachdem ihm auf wunderbare Weise das Kapital dazu unter den günstigsten Bedingungen anvertraut worden war, das später von den Erben der betreffenden Gönnerin, welche das Anlehen gegeben, in großmütigster Weise in eine Schenkung umgewandelt wurde. Als er eines Tags nach Riehen wanderte und einem ihm wohlbekannten christlichen jungen Arzt zu Pferd (Dr. Burckhardt-His) begegnete, bat er ihn abzusteigen und mit den Worten: „Sie müssen unser Diakonissenarzt werden!“ engagierte er ihn zu dem neuen Werk; und dieser ließ sich dazu bereit finden und übernahm bald darauf seinen neuen Posten und verwaltete ihn mit meisterhafter Hingebung und Selbstverleugnung.

Auch in der Wahl einer Hausmutter, welcher die Leitung der neuen Anstalt übergeben werden könnte, durfte Spittler Gottes gnädige Leitung erfahren. Als er zu diesem Zweck mit seiner Tochter nach Beuggen fuhr, um die Tochter seines Freundes Zeller für diesen Posten zu werben, erhielt er von dieser eine ablehnende Antwort, da sie dazu nicht tauge, weil sie kein Blut sehen könne. Allein dieselbe meinte, dazu würde niemand besser passen, als ihre Freundin Trinette Bindschädler von Hagen, welche bei allen möglichen Operationen schon mit Vorliebe Dienste geleistet habe. Sofort des andern Tags reiste Spittler nach Hagen, nicht ohne Bedenken, ob die alternden Eltern das Opfer bringen werden, die noch einzige Tochter ziehen zu lassen. Zu seiner großen Glaubensstärkung erhielt er aber von Eltern und Tochter bald zusagende Antwort. Trinette sah diesen Ruf an als vom HErrn an sie gekommen; und nachdem sie in Straßburg und Kaiserswerth sich für ihr wichtiges Amt vorbereitet hatte, trat sie im November 1852 in Riehen ein und wurde daselbst von dem dortigen Pfarrer Stähelin feierlichst eingesegnet und zugleich die Anstalt damit eröffnet und eingeweiht. Mit welcher Demut, Tüchtigkeit und Treue sie hier wirkte, darüber findet sich näheres in dem hübschen Büchlein, das ihr Leben beschreibt („Schwester Trinette, ein Diakonissenleben, 1882“). Welch reichen Segen aber der HErr auf das Diakonissenhaus legte, welches im Jahr 1852 mit wenigen Schwestern begonnen wurde, vernehmen wir aus dem Jahresbericht des letzten Jahrs, wornach heute die Zahl der Schwestern 182 beträgt und man dennoch dem Begehren nach Schwestern meist nicht genügen kann.

Voll Dank und Freude teilt im Oktober 1852 Spittler seinem

Freund Werner mit: „Die Diakoniſſenanſtalt im Pilgerasyl zu Riehen hat nun auch in Gottes Namen angefangen und nimmt Kranke auf. ‚So führſt Du doch recht ſelig, HErr, die Deinen!‘“ Kaum war das Diakoniſſenhaus als Lehr- und Heilanſtalt eröffnet, ſo dachte Spittlers fürſorgende Liebe auch ſchon an ein Altersaſyl für kränkliche oder im Dienſt ergraute Schweſtern und ſprach dieſen Gedanken bei Freunden aus. Kaum hatte er ihn ausgeſprochen, ſo legte ihm Herr J. Merian-Burckhardt eine anſehnliche Summe Geldes für dieſen Zweck in die Hand, die den Grundſtock bildete zu der Alterskrankenkaſſe, die ſeither erfreulich angewachſen iſt. Nun ruhte Spittler nicht, bis er die Schweſtern nicht nur in dem großen Spital, im Kinderſpital und in der Strafanſtalt, ſondern auch in den verſchiedenen Quartieren der Stadt in Geſtalt einer ſogenannten „Stadtpflege“ verwendet ſah, wobei er eine Menge Vorurteile und Bedenken aller Art mit unerſchütterlicher Energie überwinden mußte, bis die Sache die Anerkennung fand, die ſie verdiente. Wir beſchließen dieſen Abſchnitt mit dieſem kurzen Hinweis auf die Entwicklung dieſer heute allgemein geſchätzten und anerkannt trefflichen Anſtalt, und wenden uns einer Kriſis zu, welche über Spittler in jenem Jahre kam, deren Erwähnung wir der Wahrheit und Gerechtigkeit zu lieb nicht unterlaſſen können, umſomehr als in verſchiedenen, populären und wiſſenſchaftlichen Publikationen Spittlers Stellung zum Basler Miſſionshaus in ſo einſeitiger Weiſe gezeichnet worden iſt, daß eine Richtigſtellung von völlig unparteiiſcher Seite kaum beanſtandet werden dürfte.

22. Schmerzliche Einſchränkungen.

In der vorhin erwähnten trefflichen Biographie der ſeligen Schweſter Trinette nennt der Verfaſſer den Vater Spittler einen Mann, der alles, was geiſtliche Not und Hilfe beim Chriſtenvolk anging, mit der zähen Kraft und weiten Ausdehnung ſeines chriſtlichen Liebesgeiſtes erfaßte; und wir können beifügen, nicht nur beim Chriſtenvolk, ſondern ebenſoſehr bei den Heidenvölkern; denn er war, wie der ſelige Pfarrer Legrand von ihm richtig ſagte, ein Mann, der im eigentlichſten Sinne des Wortes alle fünf Weltteile mit ſeiner Liebe umſpannte. Während ihm in den letzten Jahren die vielfache

Not unter den Christen besonders zu Herzen ging, und er nach allen Seiten Hand ans Werk legte, um sie mit Gottes Hilfe lindern zu helfen, hat er darob die Heiden keineswegs vergessen. Und gerade mit dieser Weitherzigkeit, nach welcher er sich nicht darauf beschränkte, in dem Missionskomitee mitzuraten und für die Sache der Heidenmission treulich einzustehen, sondern nach der er sich oft getrieben fühlte, wo die mit ihm verbundenen Mitglieder der Missionsgesellschaft zu ängstlich waren einzutreten, persönlich einzustehen und jeweilen auch mit Hilfe der Pilgermission als einer Art Missionsfreikorps eine Unternehmung zu wagen, zu welcher das Missionskomitee sich nicht entschließen konnte, zog er den Schein eines eigensinnigen und unvorsichtigen Mannes auf sich, der gern Privatunternehmungen mache und sich mit Liebhabereien beschäftige, besonders mittelst seiner Pilgermission, die weit über seine Kompetenz hinausgehen. Ja, man verkannte die edle Persönlichkeit Spittlers so sehr, daß man ihm Egoismus, Eitelkeit und „Idiosynkrasie" auf dem Gebiet der christlichen Thätigkeit zum Vorwurf machte, und wiederholt die Behauptung aussprach, er mache der Basler Missionsgesellschaft, die gewissermaßen seine eigene Schöpfung war, planmäßig Konkurrenz. Darüber einige Klarheit zu verschaffen, mögen die nachfolgenden Notizen dienen.

Am 29. Januar schrieb er an Papa Köllner in Kornthal: „Bei der letzten Missionssitzung wurde leider das Gesuch von Pfarrer Staudt, ein schwarzes Mädchen und zwei schwarze Knaben aufzunehmen, abgelehnt. Ich machte den Vorschlag, einzelne Männer sollten zusammentreten, sie zu versorgen. Ich bot mich an, Ryhiner und Pfarrer Legrand wollten zwar helfen, aber sich nicht direkt damit befassen. Nun möchte ich Dich bitten ein eigenes Schreiben zu verfassen mit einem Plan, was zu thun sei für diese armen schwarzen Kinder, die uns der Herr Jesus von so weit her zugeschickt hat; dann wollen wir das Schreiben zirkulieren lassen. Ich denke, das erste wird sein, daß die Brüder in Kornthal die Kinder frei zu machen suchen; zweitens, die Regierung muß dann wohl gegen eine billige Summe ihnen einen Heimatschein erteilen, damit sie ungehindert sich bewegen können; drittens kommen die Kinder in eine Anstalt oder eine Familie gegen ein entsprechendes Kostgeld, wofür in Basel zu sorgen ist; viertens, Taufe und Unterricht muß ihnen erteilt werden. Dann kann das Missionskomitee die Sache

weiter überlegen, was zu thun ist, damit diese schwarzen Sprößlinge wieder geeignet in ihr Vaterland verpflanzt werden können. Der HErr wolle Weisheit dazu schenken, da Er auch sie mit seinem Blut erkauft hat. Bitte um Mitteilung, wieviel Beiträge etwa nötig sind, damit man die Subscriptionsliste darnach richten kann."

Am 11. März 1852 schrieb Spittler an Köllner in Kornthal: „Dein Bericht über die drei afrikanischen Kinder wurde in der Missionssitzung vorgelesen und gefunden, daß der Erfolg nun ruhig abzuwarten sei, um den Spuren des HErrn Schritt vor Schritt nachzugehen."

Unterm 10. Juni 1852 wandte sich Spittler unter anderen auch an die ihm befreundete Fräulein Kestner und sandte ihr eine Subskriptionsliste für Erziehung von zwei schwarzen Kindern aus Ostafrika, mit der Bitte, bei dem neuverlobten Brautpaar Merian-Bischof, deren Tante sie war, Fürwort einzulegen, daß sie sich unterschreiben. Dabei wies Spittler hin auf die Liberalität des Großvaters Samuel Merian und der Mutter des Bräutigams, welche vor bald 30 Jahren als treues Mitglied des Griechenkomitees viel ins Fälkli kam zu den Sitzungen. Die Subscriptionsliste nennt zwei Kinder, ein Mädchen von zirka 18 Jahren (die bekannte Fatme), welche in der Töchteranstalt in Kornthal für jährlich 200 fl., und einen Knaben von 14 Jahren, welcher im Pfleiderer'schen Institut für 300 fl. per Jahr untergebracht würde, um einst mit Gottes Hilfe bei einer evangelischen Mission in seinem unglücklichen Vaterland gute Dienste zu leisten. Näheres darüber erfahren wir in der Lebensbeschreibung von Pauline Fatme, im sogenannten Gallabüchlein von Pfarrer Ledderhose.

Auf den Rat der Freunde in Würtemberg und besonders des Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen trachtete Spittler seit längerer Zeit darnach, für die Anstalt auf Chrischona eine tüchtige theologische Kraft zu gewinnen (vergleiche Leubes Vorschlag in seinem Bericht). Dies schien ihm um so wünschenswerter, als er durch allerlei Umstände veranlaßt, insbesondere auch durch die Sorge für die afrikanischen Kinder, namentlich für Fatme, sich ernstlich mit dem Versuch einer abessinischen Mission beschäftigte, welche auch Gobat eifrigst befürwortete. Fatme hatte im Jahre 1852 in Kornthal das heilige Sakrament der Taufe empfangen und Spittler war hiebei ihr Pate geworden; seither hatte sie zu ihm ein rührendes Zu-

trauen gefaßt und ihn oft brieflich gebeten, doch auch ihrer armen Landsleute in Afrika zu gedenken und ihnen das Evangelium zu senden. In demselben Jahre befand sich Gobat mit seiner Familie zur Erholung in Beuggen und verkehrte fleißig mit Spittler, besonders wegen Abessinien, und ermahnte ihn in einem eingehenden Schreiben von Beuggen aus, doch dafür Sorge zu tragen, daß die Chrischonabrüder eine tüchtige Vorbereitung erhalten, um in Abessinien die Mission an die Hand nehmen zu können. Er sei überzeugt, schreibt Gobat, daß dazu von England reichliche Beiträge gegeben werden, und er selbst werde gern in dieser wichtigen Angelegenheit mit Rat und That mithelfen. Gobat schreibt betreffs des abessinischen Missionsprojekts folgendes: „Ich bin bereit, soweit der HErr Weg und Bahn macht, mein Möglichstes zur Förderung einer solchen Mission zu thun, und zwar weil ich zuversichtlich hoffe, daß eine solche Mission, im Glauben unternommen und fortgesetzt, nicht ohne besonderen Segen und Erfolg bleiben würde. Wenn einmal die Brüder in Jerusalem angekommen sind, so werde ich um Unterstützung nach England schreiben, und bin der guten Zuversicht, bedeutende Summen zu erhalten, wahrscheinlich für die ganze Reise von Jerusalem nach Abessinien und für ihren gewiß wohlfeilen Aufenthalt daselbst. Weniger als vier Brüder sollten nicht gesandt werden" 2c. Diese Brüder sollten sich vor ihrer Abreise nach Abessinien einige Zeit in Jerusalem aufhalten und von Gobat die nötige Vorbereitung erhalten.

Zu Spittlers nicht geringer Freude schien sich gerade um dieselbe Zeit der von Spittler längst gesuchte und erbetene Mann in Pfarrer P. in S., welcher mit Spittler befreundet war, zur Verfügung zu stellen. P., ein treuer Freund der Mission und tüchtig gebildeter Theologe, hatte im Freundeskreis den Gedanken ausgesprochen, vom Kirchendienst zurückzutreten und eine Thätigkeit im Dienst der Mission zu übernehmen. Als Spittler davon hörte, legte er ihm seinen Plan vor, zu ihm auf Chrischona zu kommen; und Pfarrer P. erklärte sich bald bereit, die Leitung der Chrischona-Anstalt zu übernehmen. Eben sollte die Bittschrift um Urlaub an das Konsistorium in Karlsruhe abgehen, da trat Inspektor Josenhans Namens der Missionskomitee dazwischen und versicherte, eine Berufung P.'s auf Chrischona würde zu einer Zersplitterung der Mission führen; es würde der Grund zu drei Missionsgesellschaften gelegt,

einer in der Schweiz, einer in Baden und einer in Würtemberg, und er müsse in Spittler einen Mann der Trennung betrachten, wenn er von dem Projekt, P. zu berufen, nicht abstehe. So überraschend und schmerzlich dies Spittler traf, und so wenig er selbst dabei an Trennung dachte, so erklärte er sich bereit auf P. zu verzichten, wie er an Pfarrer Werner schrieb: „Allein um des Friedens willen konnte ich mich entschließen, das große Opfer zu bringen und den mir so nötigen Pfarrer P. wieder herzugeben, der mir insbesondere auch für die beginnende Diakonissenanstalt eine so bedeutende Stütze gewesen wäre. Allein es ist der HErr, der alles leitet. Ich weiß und glaube es fest, Er wird mich nicht verlassen."

Kurz darauf erkundigte sich Spittler bei Werner nach einem gewissen Vikar Hochstetter von Köngen in Würtemberg, der als Lehrer oder Schüler sich auf Chrischona gemeldet hatte. „Ich traute," schreibt er, „meinen Augen kaum und antwortete, er solle vor allem einen Besuch bei uns machen und die Sache ansehen und sich dann entschließen. Was muß ich doch noch alles erleben! Ein Vikar meldet sich auf Chrischona! Missionar Isenberg, der seiner Gesundheit wegen drei Jahre in Deutschland bleiben muß, wäre gern bereit, sich eine Zeitlang auf Chrischona aufzuhalten und den Brüdern Unterricht in der abessinischen Sprache zu geben, wie er überhaupt sehr wünscht, daß man sich der verfinsterten Kirche Abessiniens annehme. Ich wollte das Brüderhaus in Jerusalem aufgeben, aber der Bischof will dies nicht haben; er glaubt es sei ein Segen für Jerusalem, wie es sich bereits erwiesen hat. Gobat wundert sich auch, daß die Missionsbrüder der Chrischona den lieben Pfarrer P. nicht lassen wollen. Sollte sich die Festung vor ihrem eigenen Vorwerk fürchten? Das wäre doch eine sonderbare Erscheinung!"

Im Februar 1853 berichtet Spittler an Werner, welcher Spittler die Herausgabe eines eigenen Chrischonablattes ans Herz gelegt hatte, folgendes: „Ein eigenes Chrischonablättchen herauszugeben wird vielfach mir vorgeschlagen; aber dies kann ich um unserer lieben Missionsgesellschaft willen nicht zugeben, die mit Sorgen überladen ist und manchen Kummer hat. Der gute Pfarrer P. in S. ist jetzt zum Reiseprediger und Schreiber des Missionsmagazins berufen. Er muß aber, wenn er in die Mission eintreten will, der Landeskirche Valet sagen, Urlaub wird keiner erteilt. Unser lieber Inspektor Josenhans hat seit bald drei Wochen die Grippe und muß viel das

Bett hüten. Ich möchte ihn daher durch die Pilgermission auf keine Weise betrüben, sondern ihn vielmehr nach Kräften aufmuntern. Nun, der HErr wird sorgen; es ist ja alles seiner Gnadenhand anheimgestellt. Höchst betrübend sind die jetzt bevorstehenden Fastnachtsthorheiten 2c. Der Weizen und das Unkraut wächst jetzt miteinander auf; und die Engel werden kommen und scheiden. — Von Texas kamen gestern gar liebliche Berichte. Auf Pfingstweide sind in der Stille einige Katholiken übergetreten. Nach Jerusalem gehen bald wieder sechs Brüder ab, wenn Pastor Valentiner einwilligt, welcher die Aufsicht über das Brüderhaus übernommen hat, nachdem sie durch Bruder Isenberg im Amharischen Unterricht erhalten haben. In Beuggen ist gottlob alles wohl! Nur hört der gute Vater Zeller gar übel; wir werden eben beide alt und wollen uns bereit halten, vom untern ins obere Stockwerk durch Gottes Gnade zu steigen."

Im März 1853 wurde Spittler unerwartet veranlaßt, das sogenannte Klösterli, ein geräumiges, stilles Gut in Riehen, um den sehr billigen Preis von Fr. 4000 a. W. zu kaufen, und stellte dies sofort dem Missionar Isenberg zur Verfügung. Hier unterrichtete derselbe die älteste Klasse der Chrischonabrüder in der amharischen Sprache. Im April 1853 klagt Spittler in einem Brief an Werner deshalb: „Viele meinen nun, es handle sich wieder um eine neue Anstalt; aber das sei ferne; es dient blos zur Erweiterung der Chrischona und nimmt jedes Jahr die älteste Klasse auf zur Aussendung für Texas oder Abessinien zur stillen Vorbereitung; und vielleicht bleibt im Klösterli soviel Raum übrig, daß ich zur Sommerzeit auch die Landluft dort genießen kann. Doch das sind so menschliche Gedanken. — Das alte Christentumsgesellschaftskomitee jammerte seiner Zeit, als ich bei Entstehung der Missionsgesellschaft thätig Hand anlegte, und behauptete, dies sei ihr Tod. Aber durch den Tod ging's zum Leben. Fast dieselbe Klage führt jetzt das gute Missionskomitee, dem ich doch aufs innigste zugethan bin, über die arme Pilgermission, und will es sich nicht nehmen lassen, dies schade ihr; ich glaube gerade das Gegenteil und fahre ruhig fort."

Auf das Missionsfest im Jahr 1853 lud Spittler dringend seine Freunde Werner und Barth ein. Sein Neffe, Pfarrer Kober von Bezgenrieth, war schon früher zu einem Erholungsaufenthalt eingetroffen und logierte im Klösterli. In Beuggen war man sehr

in Sorge, da im Frühjahr drei Jesuiten mit einem Baumeister daselbst eingetroffen waren, um das Schloß zu untersuchen, in der Absicht, es zu einem Jesuitenkollegium anzukaufen. Aber Spittler tröstete die lieben Freunde mit der Versicherung, Gott werde sie mit solchen Nöten gewiß in ihrem Alter verschonen. „Gerne," schreibt er an Werner, „will ich, wenn es sich thun läßt, zu dem alten Erzbischof in Freiburg gehen und ihn angelegentlich bitten, 'meinen alten, teuren Bruder Zeller in Ruhe zu lassen; und da er selbst 80 Jahre alt ist, wird er wohl ein Einsehen haben."

Nach Verlauf der Festzeit schreibt Spittler an Werner am 2. Juli 1853: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihren lieben Besuch am Fest. Es wird mir dieses Fest besonders unvergeßlich sein, weil sich der Weg gebahnt hat, an dem wackeren Vikar G. aus A. einen dritten Lehrer für die Chrischona zu erhalten; auf diese Weise ist Hoffnung, daß diese Diakonenanstalt mit Gottes Beistand in der Stille sich mehr heben kann. Vor einigen Tagen besuchte mich der liebe Inspektor Josenhans mit seiner Familie im Klösterli in Riehen und blieb einen ganzen Tag und sah auch den Pilgerhof und das Pilgerasyl an. Wir hatten Gelegenheit uns über vieles zu besprechen, namentlich auch wegen Jerusalem, das ihm mehr und mehr wichtig wird. Ach, welch eine Gnade, daß uns der HErr für seinen Dienst gebrauchen mag!"

Spittler hatte inzwischen an Vikar G., nachdem er diesem die Verhältnisse der Chrischona und der Zweiganstalten offen und eingehend auseinandergesetzt, und letzterer infolge eines Besuchs bei Spittler und auf St. Chrischona die innere Freudigkeit gewonnen hatte, diesen Posten zu übernehmen, ein förmliches Berufsschreiben abgehen lassen und von diesem Schritt unter anderen Freunden, mit denen er die Frage beraten hatte, auch Herrn Ratsherr Christ brieflich Mitteilung gemacht. Er hatte sonst von allen Seiten freudige Zustimmung dazu erhalten. Allein das Missionskomitee faßte diese Berufung anders auf und Spittler erhielt am 4. August 1853 folgendes höchst unerwartete Schreiben:

„Teurer Freund und Bruder in dem HErrn!

Sie haben unter dem 1. August 1853 Herrn Ratsherr Christ angezeigt, daß Sie zur Hilfe für Ihre Anstalt auf der Chrischona den Herrn Vikar G. aus A. berufen haben. In unserer

gestrigen Komiteesitzung hat derselbe diese Angelegenheit zur Sprache gebracht, und es sind gegen diese Berufung einstimmig ernste Bedenken laut geworden, welche wir Ihnen in brüderlicher Offenheit vorzulegen für unsere Pflicht halten. Fürs erste können wir nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß wir sehr erstaunt waren über das Vorhaben, gerade den Mann auf die Chrischona zu ziehen, der sich vor einem halben Jahr nach schwerem innerem Kampf entschloß, einem Ruf zur Mitarbeit an der Mission abzusagen, weil er zur Überzeugung vor dem HErrn gekommen war, in seinem gesegneten, kirchlichen Wirkungskreis bleiben zu sollen. Zu diesem Bedenken kommt aber noch ein zweites, viel gewichtigeres: durch die förmliche Berufung G., eines im Segen stehenden Kirchendieners, zur Mithilfe auf der Chrischona nimmt diese Anstalt einen andern, von dem früheren verschiedenen Charakter an, oder vielmehr, es stellt sich durch dieses Faktum heraus, daß die Anstalt auf dem Berg zu einer zweiten Missionsanstalt erhoben wird. Das Missionskomitee hat sich bisher eine andere Vorstellung von der St. Chrischonaanstalt gemacht. Es sah in derselben eine Evangelistenschule, eine Bildungsanstalt zu Diakonen für die innere Mission. Dieser Stempel schien auch der Anstalt durch die ganze Anlage derselben, durch die Beschränkung des Unterrichts und die Lebensweise, ja auch durch die Wahl ihrer Vorsteher aufgedrückt, welche weniger berufen und einem andern Wirkungskreise entrissen, als von dem HErrn durch besondere Schicksale ihr gleichsam zugeführt waren. Da sich nun aber nach und nach die Anstalt erweitert und ausdehnt, die Aussendungen der Zöglinge auch Missionsgebiete zu berühren anfangen, und Leiter berufen werden, welche Vorstehern von Missionsinstituten ganz an die Seite zu setzen sind, woraus klar hervorgeht, daß in Zukunft ein anderer Unterrichtsplan befolgt werden wolle, — so muß allerdings die bedenkliche Frage im Herzen auftauchen: Wie können zwei Anstalten neben einander bestehen, ohne daß eine der anderen Eintrag thut und ohne daß die Interessen der Missionsfreunde geteilt werden? Als vor etlichen Jahren etliche Geistliche Würtembergs eine eigene Missionsanstalt, wenn gleich in beschränktem Sinn und auf niedrigerem Fuß als die Basler anfangen wollten, so fürchtete sich nicht nur das Komitee vor diesem Unternehmen, als die Einheit gefährdend, sondern sandte auch eine eigene Deputation an Ort und Stelle, um wo möglich den Plan rückgängig zu

machen, was auch damals mit Gottes Hilfe gelang. Wie ist es nun aber, wenn in Basel selber, wenn sogar von dem ältesten Mitglied unseres Missionskomitee, das die gesegnete Missionsanstalt mit hat ins Leben rufen helfen, dasselbe geschieht? Wir wissen wohl, und sind im innersten Grund unserer Herzen davon überzeugt, daß Sie weit davon entfernt sind, der Missionsanstalt, welche Sie lieben, irgend einen Schaden oder Beeinträchtigung zufügen zu wollen; aber wir zweifeln, ob Sie auch genugsam überlegt und erwogen haben, was dennoch die Folge jener Ausdehnung und Erhebung der Chrischonaanstalt sein wird und notwendig sein muß, wenn nicht bei Zeiten eingelenkt und ein bestimmter, von den Aufgaben unserer Missionsanstalt verschiedener Zweck ins Auge gefaßt und dem Publikum deutlich vorgelegt wird. Zwei Missionsanstalten, wenn auch nach einem andern System eingerichtet, können ohne Nachteil und ohne Zersplitterung der Kräfte nicht neben einander bestehen. Streben auch die Führer nach Einheit, die Freunde scheiden sich in Parteien. Sie, teurer Bruder, sammeln für Ihre Anstalt ganz in der Stille, Ihre Nachfolger können dies nicht thun und werden es nicht thun. Die Konkurrenz auf geistigem Gebiet bringt Rivalität, Opposition, Zwietracht.

Es folgt daraus noch eine andere Konsequenz. Hat Basel selbst neben seiner großen Missionsanstalt noch eine andere partikulare mit anderen Einrichtungen, Grundsätzen, Arbeitsgebieten, aber doch eine zweite Missionsanstalt, und ein zweites Missionsseminar, so wird man in Würtemberg nicht hindern können und dürfen, dasselbe zu unternehmen, wonach ja so viele schon lange verlangen. Wie kann aber das immer wachsende, immer größere Anstrengung der Kräfte fordernde Missionswerk der Basler Gesellschaft bestehen, wenn die verschiedenen Provinzen, die bisher zu einem Ganzen verbunden waren, sich isolieren, und eine jede ihr eigenes Institut errichtet? Gewiß, wenn je eine Zeit in unserer Missionsgeschichte war, wo Einheit, Zusammenwirken, Konzentrierung der Kräfte dringend Not that, so ist es die unsrige. Wie unerläßlich ist es daher, daß wenigstens von unserer Seite nichts unternommen werde, das eine Trennung herbeiführen oder eine Veranlassung werden könnte, daß auch Würtemberg, Baden, Elsaß u. s. w. an Errichtung von Partikular-Missionsanstalten oder Instituten für besondere Zwecke denken. Wir können es nicht stark genug betonen, wie unendlich wichtig die

Einheit der Missionssache für Süddeutschland und die Schweiz, und wie gewiß jeder Beginn einer Spaltung ein großer Schaden für das Werk ist. Schon in den letzten Jahren hat es so manche peinliche Verhandlungen zwischen Ihnen und einzelnen Komiteemitgliedern gegeben, und schon sind Stimmen aus Würtemberg laut geworden, welche dringend fragten, warum das hier geschehe, was man ihnen so sehr zum Vorwurf gemacht habe? Sie wissen es auch bereits seit längerer Zeit, daß die Entwicklung Chrischonas aus innerer Missionsanstalt (was sie war) aufs äußere Missionsgebiet hinüber mehrere unserer Mitglieder tief bewegt und um des Werks willen ängstigt und entmutigt. Sie werden auch gewiß selber zugeben, daß bei dem Hang der Menschen, auch der Christen, sich auf etwas Neues zu werfen, sich in irgend einer Weise in Opposition zu stellen u. s. w., das Bestehen von zwei Missionsanstalten in jeder Beziehung schädlich und spaltend wirken und das hervorbringen könnte, wogegen alle Inspektoren und das Komitee seit langer Zeit gekämpft und gebetet haben. Was bisher hervorgetreten ist und sich mehr in einzelnen Äußerungen, in Privatbesprechungen, in manchem Herzenskummer als bittere Wurzel gezeigt hat, das ist nur der Vorschmack von dem, was kommen muß, sobald die Sache sich weiter entwickelt.

Wir glauben darum, es sei gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, da Sie sich über den eigentlichen Zweck Ihres Chrischonainstituts und sein Verhältnis zur hiesigen Missionsanstalt klar werden und auch dem Publikum notwendig darüber Aufschluß geben sollten. Das Komitee ist daher zu dem einstimmigen Beschluß gelangt, Sie von ganzem Herzen zu bitten:

> Sie möchten die Anstalt auf Chrischona zu einer Anstalt für innere Mission gestalten, und sich darüber dem Komitee und dem christlichen Publikum gegenüber bestimmt erklären, damit d voraussichtliche und in ihrem Keim schon sichtbare Spaltung auf dem eigentlichen Missionsgebiet doch nicht weiter greife.

Das Komitee hat ferner beschlossen, den Herrn Vikar G. von dem Schritt, den es hiemit Ihnen gegenüber thut, Kenntnis zu geben und Sie und ihn zu bitten, seiner Berufung keine Folge zu geben, bis die Befürchtungen des Komitees gehoben sind.

Dies ists, teurer Freund und Bruder, was wir Ihnen in alle Offenheit ans Herz zu legen uns gedrungen fühlen. Es ist keineswegs unsere Absicht, Ihnen etwas von dem zu verderben oder zu

schmälern, was der HErr Ihnen gegeben hat. Auf der andern Seite ist es jedoch unsere Pflicht, die Bahn, welche nicht Menschen, sondern der HErr unserer Gesellschaft und Anstalt vorgezeichnet hat, offen und frei zu erhalten, und darum müssen wir Sie bitten, uns und unser Missionswerk ebenso ungehindert gewähren zu lassen, wie wir dieses andern christlichen Unternehmungen gegenüber thun.

Wir zweifeln keinen Augenblick, Sie werden unsere gute Absicht anerkennen und einen geeigneten Weg suchen, Ihre Privatanstalt sowohl als unsere Missionsanstalt, die Ihnen ebenso nahe als die erstere am Herzen liegt, vor der ihnen drohenden Gefahr sicher zu stellen. Der HErr schenke Ihnen Gnade und Weisheit, den rechten Weg zu finden, befestige unsere Herzen in Ihm, gebe uns einerlei Sinn und Meinung und lehre uns erkennen, was zum Frieden dient und was zur Förderung seiner heiligen Reichssache beiträgt.

Indem wir Sie um eine Antwort auf gegenwärtige Mitteilung freundlich ersuchen, zeichnen in unwandelbarer Liebe und Hochachtung und mit der Bitte zum HErrn um seine gnädige Leitung und Obhut im Namen des Missionskomitees

Adolf Christ, Vizepräsident; Pfarrer Emanuel Burckhardt, Schreiber; Josenhans, Inspektor; Pfarrer Peter, Sekretär."

Auf dieses Schreiben antwortete Spittler nachfolgendes:

„Teure Freunde und Brüder in dem HErrn!

Schon vor mehr als acht Tagen hatte Herr Ratsherr Christ die Güte mich zu besuchen und mir Gelegenheit zu geben, ihm meine Gesinnungen über das von Ihnen an mich erlassene Schreiben nebst Komiteebeschluß mitzuteilen und auszusprechen, wie mich der Inhalt desselben verwundert und verwundet habe, so freundlich und brüderlich es auch gestellt gewesen ist. Es ist mir durch diese Besprechung vieles erleichtert worden, wofür ich dankbar bin, da in meinem vorgerückten Alter schriftliche Erörterungen derart schwer sind, und ich kann daher gleich zur Hauptsache übergehen, welche nach der vor einigen Tagen von Herrn Ratsherrn Christ mir zugekommenen Zuschrift zunächst darin besteht:

Ob ich mich entschließen könnte, dem Komitee zu lieb (wenn auch mit dem einstimmigen Bedenken desselben nicht

einig) zu erklären, die Jerusalem- und Abessinien-Aussendung aufzugeben und mich auf die innere Mission und Nordamerika beschränken zu wollen 2c.

Es wäre nicht aufrichtig, wenn ich sagen würde, es koste mich kein Opfer, nein! es fällt mir schwer; denn namentlich Jerusalem ist immer mein Lieblingskind gewesen; wenn aber der HErr durch Sie dasselbe geopfert haben will, so geschehe Sein heiliger Wille!"

„Allerdings war es meine Absicht, dem Brüderhaus in Jerusalem durch die abessinische Aussendung in Gemeinschaft mit Herrn Bischof Gobat und Pastor Valentiner, die mir beide mündlich und schriftlich brüderliche Hilfe angeboten haben, einen kräftigen Stützpunkt schaffen zu können und dasselbe in Jerusalem zu einer geistigen Werkstätte einzurichten; allein Ihr mir ganz unerwartetes Dazwischentreten heißt mich das geliebte Kind schlachten. Ob der HErr das Messer noch abwenden will, überlasse ich ruhig Ihm; denn ich habe es in dieser wichtigen Sache einzig mit Ihm, nicht mit Ihnen zu thun, indem Sie, wie ich, sündige Werkzeuge sind, die Seine Gnadenhand nur aus Erbarmen gebraucht. Letzten Sonntag zeigte ich dem guten Kaplan Schlienz und den betreffenden Brüdern das Opfer an, und es ging ihnen fast noch mehr durchs Herz als mir; ich beruhigte sie aber und bat sie, still auf den HErrn zu sehen, Er werde alles wohl machen."

„Im Lauf dieser Woche habe ich auch noch dem im Unterricht für die Brüder unermüdet treuen Missionar Isenberg zu schreiben und ihn zu bitten, es sich um des HErrn willen recht sein zu lassen, daß all seine Zeit und Kostenaufwand für die amharische Sprache nun zu Wasser geworden. Ihr Begehren ist ferner an mich, der Beschränkung auf die innere Mission und Nordamerika mich zu unterwerfen. Das will ich thun, zumal solches stets der Hauptzweck meiner Bestrebungen war; es ist ja dies ein gar großes Feld, wo ich nur eine ganz kleine Lücke ausfüllen kann. Dabei bleibt mir indessen natürlich vorbehalten, auf Verlangen an einzelne Personen und Gesellschaften nah und fern Arbeitsbrüder abzugeben. — Was nun den lieben Vikar G. betrifft, der unschuldiger Weise zu dem gewaltigen Sturm unter uns Anlaß gegeben, so hätte ich seine vorläufige Zusage schon an den Jahresfesten mitteilen mögen, so erfreut war ich darüber; aber er und der liebe Pfarrer K. verlangten strenges Stillschweigen. Als mir nun vor kurzer Zeit Herr

Kaplan, dem ich Hoffnung auf Hilfe im Unterricht machte, erklärte, er hätte schon durch andere Personen von Herrn G. Berufung gehört, so eilte ich, meinen nächsten Freunden sogleich diese Kunde mitzuteilen, damit sie es von mir und nicht von fremder Seite her erfahren, jedoch von ferne nicht aus dem Grunde, als wenn ich ein unruhiges Gewissen dabei gehabt hätte. Denn ich stehe ja nicht unter dem Komitee und werde nie unter ihm stehen, sondern genieße meine Privatfreiheit, sowie Sie, teure Freunde, alle. Daher ich mir auch nicht erklären kann, wie Sie meinen Ruf an Herrn Vikar G., ohne zuvor irgend eine Rücksprache mit mir zu nehmen, stille stellen konnten!? Nun es ist geschehen und wir wollen es ruhen lassen. Da wir aber jetzt einig sind und ich mich willig auf die innere Mission beschränke, so zweifle ich auch nicht, Sie werden Herrn Vikar G. in Bälde davon benachrichtigen und ihn beruhigen; wo es denn doch möglich wäre, daß er der Chrischona zu Hilfe käme, indem mir viel daran liegt, daß die Brüder, welche einst Gemeinden in Texas vorstehen sollen, so gut als möglich unterrichtet werden. Sollte Vikar G. auch nicht kommen wollen, so muß ich mich nach einem andern Mann umsehen, zumal Herr Kaplan einen Besuch in London zu machen gedenkt und dann der Hausvater nicht mehr der Anstalt allein vorstehen könnte."

„Endlich ist in Ihrem Schreiben das Verlangen ausgesprochen, daß ich mich auch gegen das Publikum erklären soll, daß die Chrischona jetzt die innere Mission übernommen habe. Dazu aber kann ich mich nicht verstehen; denn ich kenne das allgemeine Publikum seit fünfzig Jahren zu gut und weiß, daß es mich mehr gehindert als gefördert hat; ich werde daher mit Gottes Beistand in meinem Wirken nach unserer jetzt zu stande gekommenen Übereinkunft stille fortfahren. Wollen hingegen Sie eine Anzeige machen und auseinandersetzen, worin die äußere und innere Mission nach Ihrer Ansicht bestehe, so bleibt dies ganz Ihrem Ermessen anheimgestellt; ich meinerseits habe keinen Anteil an derselben. Verlangt jemand speziell Auskunft von mir, so werde ich sie gern geben, aber mit dem Berichterteilen kann ich mich nicht befassen. Noch muß ich berühren, daß es mir immer ein wohlthuender Gedanke war, die Chrischona gleichsam als eine Art Vorschule zu betrachten, in der, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Missionsfreikorps, ganz ohne Ihre Sorge und Garantie gebildet und zur Disposition des HErrn

gestellt werde. Aber Sie wollten diese Ansicht nie mit mir teilen, sondern die Chrischona jetzt dadurch in ein richtiges Geleise stellen, daß Sie ihr die innere Mission zugewiesen haben, wobei es denn auch sein Verbleiben haben soll. Sie fürchteten Zersplitterung der Kräfte, Uneinigkeit, Zwietracht und das Entstehen ähnlicher Separatanstalten in Würtemberg und Baden. Das sehe ich nun freilich ganz anders an, will Sie aber mit meinen Bemerkungen hierüber nicht aufhalten, sondern nur kurz sagen, daß es mich herzlich freut, wenn Sie sich damit beruhigen können, daß so wie in den genannten Ländern, nun auch in der Schweiz, eine innere Mission ins volle Leben trete, der vielleicht durch die Leitung des HErrn ungesucht mehr Mittel zufließen, als früher die arme Chrischona zu erhalten gewohnt war, welche z. B. in den Tagen der letzten Jahresfeste nicht mehr als sechs Batzen eingenommen, und ihre Hauptunterstützung außer den Beiträgen durch gütige Vermittlung des Volksboten zunächst durch die Elfervereine bezogen hat, die bekanntlich nur damit sich beschäftigen, daß sie „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit ꝛc." absetzen und für diesen Betrag zugleich eine gute Erbauungsschrift empfangen. Sehr beruhigend ist es für mich, daß gerade in diesem Jahr, wo auch die Chrischona durch Gottes Gnade sich zu erweitern begann, der liebe Herr Inspektor Josenhans auf öffentlicher Kanzel Zeugnis ablegte, daß heuer die höchste Einnahme für die Mission stattgefunden habe, und mein Glaube wurde so mächtig dadurch gehoben, daß ich es unserem treuen und reichen HErrn und Heiland getrost zutrauen kann, daß Er auch für die Zukunft nicht nur die äußere und innere Mission, sondern noch viele andere wohlthätige Anstalten in unserer letzten betrübten Zeit, nah und fern, erhalten und herrlich durchbringen werde. Ebenso beruhigend ist es mir auch, daß viele der ausgesandten Chrischonabrüder, sowohl in Amerika, als besonders auch auf der Pfingstweide laut ihren Berichten es sich stets zur Pflicht und Aufgabe machen, überall für die äußere Mission im Stillen Gebetsstunden einzurichten und zu Beiträgen für sie aufzumuntern, was namentlich an den Grenzen von Würtemberg, Baden, Schweiz und Baiern, wo die Mission zuvor noch unbekannt war, lieblichen Anklang gefunden hat."

„Gegen Ende Ihres Schreibens kommt noch die mich sehr betrübende Stelle: „„Wir müssen Sie bitten, uns und unser Missionswerk ebenso ungehindert gewähren zu lassen, wie wir dies andern

christlichen Unternehmungen gegenüber thun!"" Nennen Sie mir doch nur einen Fall, wo ich Ihnen und unserem Missionswerk absichtlich hindernd oder gar störend in den Weg getreten wäre? Es liegt mir ja solches ebensosehr am Herzen als irgend jemand! Ist es vielleicht die Ordinationssache? Diese hatte ich ja allein mit dem Dekanatamt in Lörrach abzumachen, und dieses sowie das Oberkonsistorium in Karlsruhe war mit den Leistungen der Chrischonabrüder für ihren künftigen Beruf zufrieden. Oder mißfiel Ihnen die Sendung der Brüder nach Texas selbst? Sie werden sich aber erinnern, daß die Anfrage von Texas zuerst an unser Komitee kam, von diesem aber aus Mangel an Brüdern abgewiesen wurde; und erst dann sind sie von der Chrischona begehrt worden, worauf ich acht Brüder absandte, die alle bei Auswanderungsgemeinden als Lehrer Anstellung fanden und zu ihrer innern Verbindung jetzt eine kleine Synode gebildet haben, die laut den neuesten Berichten auch von der Generalsynode aufgenommen worden ist. Dieser Vorgang berührt zwar die äußere Mission in etwas, kann aber doch gewiß nicht als hindernd und störend für dieselbe betrachtet werden."

„Wäre unser alter, teurer Bruder, Herr Ratsherr Socin, in Ihrer Sitzung gewesen, der mir die Genehmigung für die Pilgermission von unserer hohen Regierung noch aus dem Ratszimmer mit Freuden ins Fälklein brachte und mir den herzlichsten Segen dazu wünschte, der, was ich nie vergessen werde, vor mehr als zwanzig Jahren mit seinem sel. Schwager Le Grand im eigentlichen Sinne bei dem Beuggener Komitee die damals als Senfkorn schmachtende und jetzt durch Gottes Gnade so gesegnet dastehende Taubstummenanstalt durch sein ernstes und klares Fürwort rettete, so würde er Sie gewiß für den Inhalt eines anderen Schreibens und Komiteebeschlusses gestimmt und Sie darauf aufmerksam gemacht haben, wie unentbehrlich ein kindlicher Glaube bei allen wahrhaft christlichen Anstalten nötig sei, und wie aber mit diesem Glauben nie zuviel Anstalten entstehen könnten. Wenn Sie, teure Freunde und Brüder, wüßten, welch schwere Erfahrungen ich bei der Gründung der Missionsanstalt, welche endlich Herr Deputat Ochs abgesehen von aller Geistlichkeit, die mich stets auf Pastor Jänike in Berlin hinwies, genehmigte und mir einen förmlichen Ratsbeschluß erwirkte, und nachher auch bei Gründung der übrigen Anstalten machen und mir gefallen lassen mußte, — Sie würden sicherlich in manchen

Dingen anders über mich urteilen; doch es muß alles erfahren werden; und wenn Sie einst mein Alter erreichen, werden Sie dies zuverlässig bestätigt finden. Es sei nun genug! Ich habe nur dem HErrn zu danken und Ihn zu bitten, daß Er mir Gnade und Barmherzigkeit widerfahren lassen und bei seinem Ruf in die Ewigkeit ein seliges Stündlein verleihen möge."

„Schließlich werden Sie mir die Andeutung erlauben, daß ich bei meinem vorgerückten Alter, längeren Landaufenthalt und unter den gegenwärtigen Umständen die Sitzungen nicht mehr so fleißig wie früher besuchen, aber stets im Geist denselben beiwohnen werde, sowie ich auch hoffe, daß diese ernstliche Vorfallenheit unsere persönliche Liebe nicht stören möge. Ihnen allen, teure Freunde und Brüder, habe ich für die so viele Jahre hindurch mir erwiesene Liebe und Nachsicht aufs herzlichste zu danken. Der HErr lohne es Ihnen und segne Sie und sei mit seinem Erbarmen um seines vergossenen Blutes willen mit mir! Er wird nach der Losung des 7. August, an welchem Tage ich Ihr Schreiben erhalten habe, heben, tragen und erretten

Ihren in Ihm verbundenen alten Mitbruder und Handlanger
C. F. Spittler.

Im Klösterli zu Riehen, den 24. August 1853."

„Wichtig und tröstlich ist mir auch die heutige Tageslosung und Lehrtext:

Psalm 145, 5: Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich; das wird mir so wohl thun, wie Balsam auf meinem Haupt.

Denn die Liebe hebt nicht auf, daß man auch zu Jesu Preise Ernst beweise; und der Eifer um sein Haus bleibt nicht aus. Er gehört mit zu dem Triebe ungefärbter Bruderliebe und erwächst sogar daraus (728, 4).

1 Korinth. 8, 12: Wenn ihr sündiget an den Brüdern, so sündiget ihr an Christo!

Denkt doch, wie es Ihn betrübet,
Wenn ihr euch selbst Eintrag thut!"

Über diese für Spittler überaus schmerzliche Verhandlung schrieb er an Werner, wenige Tage hernach, am 1. September 1853 unter anderem: „Sie gratulieren mir zur Acquisition von Vikar G. In der Beilage finden Sie eine andere Gratulation. Wollen Sie

auch dem lieben Dr. Barth davon Mitteilung machen! Kennen Sie oder Dr. Barth keine Schrift, in der die Grenzen zwischen äußerer und innerer Mission näher bestimmt sind? oder möchten Sie die Güte haben, mich darüber in soweit zu belehren, daß sich auch unsere hiesige Missionsgesellschaft damit beruhigen kann? Vikar G. schreibt mir, daß er unter innerer Mission verstehe solche in Ländern, wo Christen die Mehrzahl bilden. Nach dieser Ansicht würde Jerusalem und Abessinien auch noch zu der inneren Mission gezählt werden dürfen. Ich habe aber das Nachgeben für besser gehalten als das Durchsetzen. Dies gehört nun zum Schluß der vielen Erfahrungen, die ich in meinem Leben auf diesem Gebiet machen mußte, und der HErr wird sie wie immer mir zum besten dienen lassen!"

Indessen erhielt Spittler auf seine oben wiedergegebene Erklärung an das Komitee des Missionshauses folgende Zuschrift:

„Teurer Freund und Bruder!

Sie erklären in Ihrem Schreiben an das Komitee vom 26. August, daß Sie sich entschlossen haben, die Wirksamkeit Ihrer Chrischonaanstalt auf die innere Mission und Nordamerika zu beschränken. In der gestrigen Sitzung wurde beschlossen, Ihnen für dieses Entgegenkommen zu danken und ohne weitere Auseinandersetzungen es dabei bewenden zu lassen in der Hoffnung, daß auf diese Weise die beiden Anstalten jede ihren besonderen Weg gehen und keine der andern Eintrag thun werde. — Auf diese Ihre Erklärung hin lassen wir nun auch das Bedenken hinsichtlich der Berufung des Vikar G. fallen, wovon wir denselben sofort in Kenntnis setzten.

Wir hoffen zum HErrn und bitten Ihn, Er wolle uns aus dieser ernstlichen Vorfallenheit etwas Gutes hervorgehen lassen und den Schaden abwenden. Dabei liegt es dem Komitee am Herzen, das Missionswerk fernerhin in Gemeinschaft mit Ihnen zu betreiben, und es würde ihm wehe thun, wenn Sie sich davon zurückziehen wollten. Wir sind der guten Zuversicht, daß Sie unsern Beratungen wieder beiwohnen und bei dem großen und oft schweren Werk mit uns anstehen werden, um damit zu zeigen, daß zwischen den Komiteemitgliedern kein Riß bestehe, sondern Einigkeit ihre Herzen verbinde.

Gott der Geduld und des Trostes gebe uns, daß wir einerlei gesinnt seien unter einander nach Jesu Christo! Röm. 15, 5.

Die evangelische Missionskomitee und in deren Namen
Ad. Christ-Sarasin, Vizepräsident.

Basel, den 15. Sept. 1853."

Spittler war weit entfernt, sich durch das Vorgehen von Seiten des Missionskomitees persönlich verletzt zu fühlen. Er erkannte gar wohl, daß die Forderung desselben ihren Grund hatte teilweise in einem Mißverstehen seiner mehr patriarchalischen Art die Reichsgottesarbeit zu treiben oder vielmehr im mangelnden Verständnis für seine freie und einzig auf ein unerschütterliches Gottvertrauen sich stützende Thätigkeit, während diese lieben Brüder, welche jetzt meist einer jüngeren Generation angehörend allmählich an die Stelle seiner alten Mitarbeiter getreten waren, die Überzeugung gewonnen hatten, das nach und nach so mächtig herangewachsene Missionswerk müsse durch strenge Ordnungen und feste Organisation innerlich konsolidiert und gegen jede Art von „Konkurrenz" geschützt werden. Noch vielmehr aber sah Spittler dieses Eingreifen ihres thatkräftigen Inspektor Josenhans veranlaßt durch die fast täglich wachsenden Schwierigkeiten aller Art, mit denen er, der sich nach dem Ausspruch eines teuern Missionsfreundes im besten Sinne des Wortes ganz mit der Basler Missionssache indentifiziert hatte, jetzt gerade zu ringen hatte, und Spittler wußte daher diese Treue, mit der diese ihm persönlich so teuern Männer in dem Kampf ausharrten (vgl. darüber Josenhans Reden) ohne zu ermüden, wohl zu würdigen. Allein er fühlte sich doch von jener Zeit an mehr denn je vereinsamt, und wir begegnen in seinen Briefen aus jener Zeit immer wieder jenen Heimwehgedanken, wie sie Psalm 71, 17. 18 ausspricht: „Gott, verlaß mich nicht im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindeskindern, und deine Kraft allen, die noch kommen sollen 2c." Und der HErr schenkte ihm immer wieder neuen Mut fortzufahren und in opferfreudiger Liebe und Teilnahme an der Not seiner Mitbrüder überall helfend und ratend einzutreten, und dabei durch demütige Selbstbeschränkung zu zeigen, daß ihm die eigene Ehre nichts, die Ehre Gottes alles gelte, und dadurch auch allein seine Gegner zu überwinden. Er stärkte sich, wie sein teurer Freund Zeller in Beuggen, immer wieder an jener gött-

lichen Verheißung Jesaia 46, 4: „Ich will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet, ich will es thun, und will heben, tragen und erretten."

Besonders nah ging ihm auch der im März 1853 erfolgte Heimgang seines geliebten Freundes Köllner in Kornthal. Er schrieb darüber an Dr. Barth einen tiefbewegten Brief (11. April 1853) und bat denselben dringend, nun doch recht bald einen Erholungsaufenthalt, der für seine Gesundheit so nötig sei, bei ihm in Riehen zu machen, damit er zugleich mit ihm über seine Angelegenheit reden könne, wie er es nach seinem doch nun nahe bevorstehenden Tod gehalten wünsche. „Das Chrischonagut wurde mir," fährt er darin fort, „wiederholt käuflich angeboten; aber da dachte ich: Ja, wenn wir noch mehr Glauben hätten, dann ging es wohl! Aber daran fehlt es immer am meisten." In einem späteren Brief an Barth gibt er demselben einen tiefbewegten Bericht über die mannigfache Not „unserer teuren Missionsgesellschaft" und über die Abnahme der Beiträge um Fr. 50,000. „Die Kasse," heißt es unter anderem, „ist leer und nächsten Monat sind Fr. 40,000 laufende Kosten zu zahlen. Der liebe Präsident ist daher in großem Gedränge. Drei Mitglieder des Komitees haben in edelster Weise Fr. 11,000 zur Deckung vorgeschossen. Wir alle tragen die Sache fortwährend dem HErrn im Gebet vor, und in Folge dessen ist nun die Hälfte aufgebracht. Allein es ist Wiederholung zu fürchten. Im Vertrauen gesagt: Wir sollten im Ernst an Verminderung der Ausgaben denken. Aber für mich ist es delikat davon zu reden, besonders da ich durch Chrischona, die ich nun einmal nicht aufgeben darf, um allen Kredit gekommen bin und nichts mehr thun kann als stille sein und für die Sache beten; was ich denn auch nach Kräften thue und Dich herzlich bitte es auch zu thun."

Als im Jahr 1854 zu Gunsten der Basler Mission die Halbbatzen-Kollekte-Vereine gegründet wurden, schrieb Spittler darüber an Dr. Barth: „Gott sei Dank! Die Kollekte erfährt große Teilnahme und ist gesegnet! Wenn Gott ein Bergwerk eröffnen will, so haben die Schmelzöfen genug zu thun!" — In einem andern Brief schreibt er unter anderem: „Auf den Eisenbahnen geht jetzt bekanntlich alles geschwind, und diese finden im Unglauben ihre Millionen, sollten wir im rechten Glauben nicht wenigstens unsere Tausende finden?" Und weiter berichtet er später: „Der liebe Le Grand hat dem Missions-

komitee mitgeteilt, daß er von seiner Erbschaft Fr. 20,000 an die Missionsgesellschaft abgeben wolle, so daß Fr. 10,000 für das Missionskinderhaus, Fr. 8000 zur Abtragung der Schuld und Fr. 2000 für die Missionsindustrie-Kasse verwendet werden. Auch sind beim Volksboten Fr. 2000 von einem Ungenannten für die Mission eingegangen. Nur getrost! Wahrer Glaube ist noch nie zu Schanden geworden!"

III. Lebensabend.

24. Arbeit in der Nähe.

Wenn wir auf die Thätigkeit Spittlers zurückblicken, wie sie sich vom Jahr 1813 allmählich entfaltete und immer reicher und immer anstrengender wurde, so muß man billig sich verwundern, wie der HErr ihn fortwährend frisch erhielt, und an ihm trotz heißer Arbeit in der Mittagshitze die geistige Kraft nicht abzunehmen schien. Erst vom Jahr 1854 an wurde eine Ermattung bei ihm spürbar, und er war nun auch durch die Beschränkung seiner Thätigkeit auf die sogenannte innere Mission darauf hingewiesen, daß es nun galt, hauszuhalten mit dem Maß seiner Leibes- und Seelenkräfte, die ihm der HErr bis jetzt erhalten hatte. Innere Mission wollte er treiben von ganzem Herzen, das war sein Vorsatz, wie und wo irgend ihm sich Gelegenheit dazu bot.

Im Oktober 1854 schreibt er an Pfarrer Werner, daß es ihm in Säckingen gelungen sei, ein kleines protestantisches Gemeinlein gründen zu helfen, das nun auf 80 Seelen angewachsen und unter der Leitung eines Diakonen von Chrischona stehe. Auch in Rheinfelden sei ein solches entstanden. Es war nunmehr auf Chrischona die Zahl der Zöglinge auf mehr als 20 gestiegen. Da sah sich Spittler genötigt, einen dritten Lehrer zur Hilfe zu berufen; und

nachdem mehrere Schritte dazu auf die schon oben berührten Hindernisse gestoßen waren, sah er es als eine freundliche Fügung Gottes an, als der seitherige Inspektor einer evangelischen Schule auf dem Salon bei Ludwigsburg, Christoph Hoffmann, sich entschloß mit seiner Familie nach Riehen ins Klösterli zu ziehen, um einen Teil des Unterrichts und zugleich das Inspektorat auf Chrischona zu übernehmen. Gleichzeitig nahm an dieser Arbeit von nun an ein Mann Teil, welcher mit Spittler seit langer Zeit befreundet in einer badischen Nachbargemeinde als treuer Seelsorger im Segen wirkte, der durch seine zahlreichen christlichen Schriften wohlbekannte ehrwürdige Dekan Lebderhose, welcher schon im Jahr 1854 mit Liebe den Brüdern alle 14 Tage homiletische Vorlesungen hielt. Dieser treue Freund Spittlers und der Pilgermission ließ sich erbitten, das Präsidium des Pilgermissions-Komitees zu übernehmen und hat dasselbe bis heute trotz seiner vielseitigen anderweitigen, seelsorgerlichen und schriftstellerischen Thätigkeit beibehalten.

Bei der Gelegenheit dürfen wir nicht vergessen, noch eines bedeutenden Mannes Erwähnung zu thun, der auf einem gar merkwürdigen Weg Spittlers nähere Bekanntschaft machte, und nachdem er sie gemacht, sich von Spittlers Persönlichkeit und seiner Glaubenskraft so mächtig angezogen fühlte, daß er nicht allein mit Freuden die Wahl in das Pilgermissionskomitee annahm, und als Mitglied desselben das Werk in edelster und selbstverleugnendster Weise bis an sein Ende zu fördern suchte, sondern besonders auch für Spittler persönlich, den er wie einen Vater verehrte, einer der treusten Freunde und Helfer wurde in allen seinen übrigen Liebeswerken. Es war dies der auch in weiteren Kreisen bekannte Fabrikant Karl Mez von Freiburg im Breisgau. Dr. Robert König hat eine höchst anziehende Broschüre verfaßt unter dem Titel: Karl Mez, der Vater der Arbeiter (1881). Derselben entnehmen wir folgende Momente aus dem Leben dieses edlen Mannes.

Karl Mez wurde geboren den 20. April 1808 in dem badischen Städtchen Kandern, wo sein Großvater Vogt gewesen war, und im Jahr 1760 eine Seidenbandindustrie begonnen hatte. In seinem 7. Jahr kam er in die Schule nach Freiburg im Breisgau, wo sein kinderloser Oheim, Christian Adam Mez, als erster protestantischer Bürger in dieser katholischen Stadt ein Seidenbandgeschäft besaß

und den jungen Karl wie sein eigenes Kind ins Haus aufnahm. 1822 trat Karl in Freiburg in der Schweiz in eine Kaufmannslehre und begab sich nach Vollendung derselben auf Reisen, besonders nach Italien, um die Seidenindustrie von Grund aus kennen zu lernen. 1828 trat er in das Geschäft seines Oheims in Freiburg ein und übernahm mit einem Bruder und Vetter im Jahr 1832 diese alte Firma. 1834 gründete er selbständig eine Seidenzwirnerei in Freiburg. 1840 eröffnete er in der türkischen, durch die Seidenzucht altberühmten Stadt Amasia in Kleinasien ein Einkaufsgeschäft. Ebendaselbst erbaute er im Jahr 1858 eine eigene Seidenspinnerei und begründete zugleich dort eine protestantische Schule und Kirche. 1851 hatte er in Freiburg eine neue Fabrik erbaut, welche im Jahr 1864 die neue Firma Karl Mez und Söhne erhielt, und von welcher aus er nun eine ganze Anzahl Filialgeschäfte im Münsterthal, Karlsruhe 2c. errichtete. Das Geschäft dehnte sich nach und nach so aus, daß im Jahr 1877 bei ihm z. B. über 1200 Personen, meist weibliche, beschäftigt waren. Für diese seine Leute nun war er in ganz besonders vielseitiger Weise besorgt durch Einrichtung wahrer Musteranstalten, besonders für die Arbeiterinnen. An Sonn- und Feiertagen wurde nie gearbeitet. Außerdem verfolgte er die Idee, aus seinen Fabriken eine Art Bewahrungs- und Erziehungsanstalten für die Armen zu machen, in welchen diese Leute nach Leib und Seele vorzüglich versorgt wären. Daher gründete er seine Filiale besonders da, wo überflüssige Arbeitskräfte waren und die Leute ihre Kost und Wohnung in der Heimat nehmen konnten. Wo dies nicht der Fall war, errichtete er Arbeiterinnenhäuser und Pensionsanstalten, wo die Arbeiterinnen gute, billige Kost, Wohnung und Schlafstätte in einer Weise erhielten, daß ihnen dadurch das Familienleben teilweise ersetzt war. In diesen familienartigen Haushaltungen wurde regelmäßig Hausandacht gehalten und in jeder Hinsicht dafür gesorgt, daß trotz der größten Verschiedenheit der Konfession, Frohsinn und Friede herrschte, indem nur friedliebende und tugendhafte Personen Aufnahme finden konnten. Niemals ist unter seinen vielen Arbeitern je ein sozialdemokratisches Gelüste zu Tag getreten.

Mez war aber nicht allein groß als Industrieller und Fabrikant, sondern auch bedeutend als Patriot und Politiker. Im Jahr 1844 ward er Abgeordneter in der zweiten badischen Kammer; 1848 wurde

er in das Parlament in Frankfurt gewählt und nahm darin eine hervorragende, geachtete Stellung ein. Für die deutsche Einheit hoch begeistert verharrte er bis zum Ende der Frankfurter Verhandlungen in dem Parlament. Im Jahr 1849 wollte ihn die Revolutionsregierung zum Finanzminister ernennen, was er aber mit Protest ablehnte und dadurch sowie durch sein unerschrockenes Auftreten gegen das revolutionäre Treiben wiederholt in Lebensgefahr geriet.

Später bekleidete er in seiner Heimat alle möglichen öffentlichen Ämter in uneigennützigster und hingebendster Weise, wobei er eine Reihe wohlthätiger und der Fortbildung gewidmeter Anstalten einrichten half, so daß auch seine Gegner ihm die höchste Anerkennung nicht versagen konnten.

Das alles aber war getragen und getrieben von seinem tiefgegründeten und demütigen Christensinn. Er war ein Bibelmann durch und durch, ein fleißiger Beter, ein Mann des praktischen Christentums. Überaus weitherzig gegen Andersdenkende war er ein begeisterter Anhänger der evangelischen Allianz und erstrebte sogar einen interkonfessionellen Christenbund zur Vereinigung von Evangelischen und Katholischen. Die innere Mission lag ihm ganz besonders am Herzen. Sein Familienleben war ein musterhaft glückliches zu nennen. Seine eigentliche Erweckung datierte er vom Jahr 1847, wo er im Winter in Königsfeld einen Besuch machte und bei einem Spaziergang auf den dortigen schönen Gottesacker ein unbeschneites Grab mit der Inschrift „Karl Mez" entdeckte, was ihn tief erschütterte und überwältigte und ihn zu der Devise führte, die er wie kaum ein anderer ins Leben übersetzte: „Bete und arbeite!" Bis in sein 69. Lebensjahr war er trotz großer Anstrengung, Reisen und Unruhen gesund geblieben, was er vornämlich seiner äußerst einfachen, naturgemäßen Lebensweise zu verdanken hatte. 1877 erkrankte er an einer Lungenentzündung und ging, obwohl unter mancherlei Schmerz, fröhlich heim im kindlichen Glauben an seinen Heiland am 28. Mai 1877.

Dieser treffliche Mann erfuhr auf einer Reise in Kleinasien von der Pilgermission in Palästina, und wurde von dort aus erst aufmerksam auf den Mann, der so manche auch ihm hochwichtige Arbeit, besonders in der innern Mission, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. Sobald er von seiner Reise zurückgekehrt war, suchte er Spittler auf, besuchte die Chrischona, ließ sich auf Spittlers Wunsch

sofort bereit finden, Mitglied des Pilgermissionskomitees zu werden und überhaupt an den Spittler'schen Anstalten und ihrer Entwicklung thätigen Anteil zu nehmen. Besonders treulich nahm er sich auch der Pfingstweide an, die er im Jahr 1863 auf Spittlers Wunsch einer Inspektion unterzog und darüber höchst befriedigenden Bericht erstattete. Er ließ es sich nicht verdrießen, an den monatlichen Komiteesitzungen in Basel, so oft als möglich, persönlich Teil zu nehmen, wie er auch an den Einsegnungen der Zöglinge auf St. Chrischona häufig sich einfand und dabei nicht selten die Feier eröffnete.

Als ein Zug seiner demütigen, aufopfernden Gesinnung, sowie seiner hohen Verehrung für Spittler möge folgendes erwähnt sein, was der Verfasser selbst miterlebt hat. Bereits in vorgerücktem Alter stehend hatte er einst im Herbst aus seinen selbst gepflanzten Weintrauben in Freiburg die schönsten ausgewählt, um damit Spittler eine Freude zu bereiten. Um sie diesem persönlich zu überbringen, nahm er die Bahn nach Basel, verfehlte aber unterwegs auf einer Zwischenstation den Zug und entschloß sich nun den zweistündigen Rest des Wegs zu Fuß zurückzulegen, und pilgerte so, die gewaltige Traubenschachtel auf dem Rücken tragend nach Riehen ins Klösterli, wo er strahlenden Blicks die köstliche Gabe dem ehrwürdigen Papa Spittler übergab und den überströmenden Dank desselben bescheiden ablehnte.

Seine Besuche waren für Spittler immer wahre Festtage, an denen die beiden Freunde, jeder in seiner Art, voll Begeisterung die Reichsgottesangelegenheit zum Gegenstand ernster Erwägungen machten und dem HErrn dafür die Ehre gaben, daß sie Werkzeuge sein durften zur Verherrlichung Seines heiligen Namens.

Eine große Sorge wurde Spittler Ende des Jahres 1854 dadurch abgenommen, daß Bischof Gobat in Jerusalem fortan das Brüderhaus daselbst unter seine besondere Leitung und Fürsorge nahm, um daselbst, wie er schon früher beabsichtigt hatte, eine Art Vorschule für seine projektierte abessinische Thätigkeit einzurichten. Spittler schreibt darüber an Werner am 7. Februar 1855:

„Die Verhältnisse des Brüderhauses in Jerusalem sind nun durch die brüderliche Erklärung des lieben Bischof Gobat auch für die Zukunft ganz reguliert worden. Es bleiben nämlich sämtliche Brüder des Brüderhauses einzig seinen Verfügungen überlassen, und er

sendet sie auf seine Kosten und unter seiner Leitung der abessinischen, koptischen, nestorianischen Kirche im Morgenlande zu. Nun hat die Chrischona mit Gottes Hilfe nur dafür zu sorgen, daß sie stets tüchtige junge Männer nach Palästina und Texas liefert, wofür ihr jetzt die Thüren aufs lieblichste geöffnet sind, und ihr dadurch eine stille, einfache Aufgabe zur Förderung der innern Mission gegeben worden ist. Gern hätte ich gewünscht, daß die Brüder jedesmal vor ihrer Abreise ein oder zwei Jahre der alten Kirche nach Stadtpfarrer Leubes Vorschlag hätten dienen dürfen; aber diese will es nicht; so unterbleibt es, und so bleibt die Kirchen- und Laienkaste stehen. Es freut mich unaussprechlich, daß der HErr dem teuren Bischof Gobat Weisheit und Mut geschenkt hat, in dieses traurige Kastenwesen ein Loch zu schlagen und für die morgenländische Kirche eine eigene Predigerschule im Brüderhaus anzubahnen."

Spittler hatte nämlich schon unterm 4. September 1853 an Prälat Kapff in Stuttgart geschrieben und ihm seinen Plan entwickelt, die Ausbildung der Diakonen, auf die er sich nun zu beschränken habe, in der Weise einzurichten, daß die Pfingstweide eine Art Vorschule würde für Chrischona, und daß er sehr wünschte, daß die Zöglinge von Chrischona aus, nachdem sie daselbst den nötigen Unterricht und sodann die Ordination für ihren Diakonenberuf in Lörrach erhalten hätten, mit Genehmigung der Konsistorien in Baden, Würtemberg und der Schweiz bei Geistlichen als Diakonen aushelfen dürften, damit sie später desto brauchbarere Lehrer für die Auswanderergemeinden in Amerika würden. Er sandte ihm den ursprünglich für Abessinien vorbereiteten Chrischonazögling Flad, der nun aber infolge der Verhandlung mit dem Missionskomitee in Basel seiner Bestimmung nicht nachkommen konnte, gleichsam als Muster, damit Kapff ihn prüfe und für die Angelegenheit beim würtembergischen Konsistorium die nötigen Schritte thue. Allein Kapff hatte Spittler erklärt, daß darauf das Konsistorium nicht eintreten könnte, da eine solche Konzession allerlei Schwierigkeit herbeiführen würde, daß es ihm aber frei stehe, einzelne Geistliche zu bitten, die so vorbereiteten Zöglinge auf kürzere oder längere Zeit aufzunehmen und sie Unterricht in Schulen und Erbauungsstunden, nur nicht Funktionen in der Kirche vornehmen zu lassen. Denn letzteres, schreibt er, „gäbe ein Geschrei."

So war denn Spittler für Gobats Entgegenkommen sehr dank-

bar und sandte, nachdem sich Gobat entschlossen hatte, mit Hilfe englischer Freunde den Versuch zu einer Mission in Abessinien selbst zu wagen, im Sommer 1854 den von Gobat zum Vorsteher des Brüderhauses in Jerusalem berufenen Hausvater Schneller mit sechs weiteren Brüdern, darunter auch Bruder Flad, nach Jerusalem ab und stellte sie Gobat zu weiterer Verfügung.

Bald darauf entschloß sich auch Christoph Hoffmann, nachdem er etwas über ein Jahr das Inspektorat auf Chrischona mit großer Treue verwaltet, sich der von ihm in der „Süddeutschen Warte" vertretenen Sache der Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem ausschließlich zu widmen. Er legte sein Amt nieder, um gleichfalls nach Palästina zu reisen und daselbst die für diesen seinen Plan nötigen Vorbereitungen zu treffen und für den sogenannten „Deutschen Tempel" daselbst Bahn zu machen.

Sechs Chrischonabrüder wurden im selben Jahre wieder nach Texas gesandt, und einer an die englische Gesellschaft für patagonische Mission abgegeben. So galt es nun auf Chrischona wieder die Lücken auszufüllen. Da es an Meldungen auf Chrischona nicht fehlte, so war die Lücke unter den Zöglingen bald wieder ergänzt durch neueintretende Brüder, so daß im Jahr 1855 die Zahl der Chrischonafamilie auf 30 Personen angewachsen war. Zum Ersatz für Hoffmann suchte Spittler auf Professor Auberlens Rat zunächst Pfarrer Lämmert von Weil im Schönbuch zu gewinnen, der jedoch nach langer Überlegung und anfänglich großer Freudigkeit hiezu zuletzt es vorzog, im württembergischen Kirchendienst zu bleiben.

An die Stelle des Hausvater Schneller trat der württembergische Lehrer Leuschner, und zur Ergänzung des Lehrerpersonals trat nun Spittlers Adoptivsohn Markus Spittler, der inzwischen in Württemberg die theologische Dienstprüfung erstanden hatte, ein, um in Gemeinschaft mit Kaplan Schlienz an der Ausbildung der Zöglinge zu arbeiten.

Über Beuggen berichtete in jener Zeit Spittler an Werner: „Der jüngste Sohn Zellers, Samuel, ist nun zum dritten Lehrer der Anstalt gewählt, nachdem Aaron Witzemann (Zellers Schwiegersohn) in die Kasteler Rettungsanstalt von Gebrüder Schmutziger berufen worden ist. Nun kann der Vater Zeller ruhig scheiden, da er seine Anstalt in den Händen seiner drei wackeren Söhne sehen darf" (die beiden Söhne Reinhardt und Nathan wirkten schon seit

mehreren Jahren mit dem Vater zusammen), „ein seltener Fall und gewiß ein besonderes Zeichen von Gottes Segen und Wohlgefallen."

Auf Chrischona wurde von Spittler etwas Wald angekauft und von den Brüdern urbar gemacht und so der Grund gelegt zu einem Eigentum für die Anstalt; was Spittler längst am Herzen gelegen war. „Wir danken dafür," schreibt er mit Rücksicht darauf, „der Barmherzigkeit unseres Gottes, der unser unscheinbares Werk sichtbar segnet. Er möge die uns anvertrauten Brüder ausrüsten, sein Reich zu fördern. Die Zeiten sind ernst, das Verderben greift immer weiter um sich. Aber mit Ihm, dem starken, treuen und barmherzigen Heiland laßt uns vorwärts gehen und kämpfen."

Als besonders freudige Erscheinung erwähnt Spittler in seinem Rundschreiben vom Jahr 1855 mit Dank gegen Gott, daß der hohe Oberkirchenrat in Berlin durch einen eigenen, eingehenden Erlaß dem Werk der Pilgermission seine Anerkennung zollte und sich bereit erklärte, die Brüder als Diakone in den Dienst der evangelischen Kirche Preußens zur Vorbereitung auf ihre nachherige Arbeit in Amerika 2c. aufzunehmen.

Noch vor Schluß des Jahres 1855 wurde jedoch von Spittler noch ein Unternehmen gewagt, das schon längst ihm Bedürfnis schien, zu dessen Gründung er aber bisher noch nicht den Mut gehabt, bevor ihm der HErr dazu die nötigen Winke gegeben hätte. Es war dies die Gründung einer eigenen Rettungs- und Besserungsanstalt für Verirrte und Verlorene, die selbst das Bedürfnis fühlten, wieder auf den rechten Weg zu gelangen. Schon von Anfang an hatte Spittler solche Leute zuweilen auf Chrischona aufgenommen und manche erfreuliche, aber auch manche betrübende Erfahrung dabei gemacht. Er ließ jedoch die Pflege dieser Korrektionellen nach und nach in einen besondern Zweig sich ausgestalten; und als ihm wiederholt und zuletzt zu ziemlich mäßigem Preise das eine halbe Stunde von Chrischona entfernt gelegene Gütchen Maienbühl käuflich angeboten wurde, und ihm schließlich das dazu nötige Kapital von Fr. 20,000 zu sehr billigem Zinsfuß anvertraut worden war, griff er zu und kaufte das Gut samt 13 Juchart Feld, um nun hier die sogenannte Pilgerhütte oder, wie er sie auch nannte, die freiwillige Zwangsarbeitsanstalt zu Maienbühl zu gründen. Hier sollten nämlich nur solche Jünglinge und Männer Aufnahme finden, welche in aufrichtiger Erkenntnis ihrer Verirrung und Verlorenheit darnach trachteten auf den rechten Weg zu kommen

und sich deshalb freiwillig einstellten, um an der Hand einer christlichen Hausordnung unter Gebet und anhaltender Arbeit sich mit Liebe und Ernst wieder auf den rechten Weg weisen zu lassen, im Christentum neue Kraft zu gewinnen und mit Gottes Hilfe wieder ein nützliches Glied der Familie und der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu werden.

Diese stille Anstalt, an einer waldigen Anhöhe gelegen, mit lieblichem Blick nach Chrischona und Basel, wurde im Jahr 1855 eröffnet, und es fehlte nicht an Pfleglingen aus den verschiedensten Ständen und Verhältnissen leiblicher und geistiger Not. „Denken Sie," schreibt darüber Spittler an Werner, „ein Stiftler aus Tübingen hat auf der Pilgerhütte Maienbühl den Anfang gemacht!" Dieser junge Theolog, ein hoffnungsvoller 19jähriger Sohn einer armen Schullehrerfamilie aus Oberboihingen bei Nürtingen, war kaum ein Jahr im Stift in Tübingen gewesen, da geriet er ins Trinken und allerlei Leichtsinn. Dies führte ihn zum Diebstahl und zuletzt in die Strafanstalt Rottenburg. Nachher irrte er in der Schweiz herum, bis er von Freunden in Lausanne zu Spittler gesandt wurde. Als ein wahrhaft verlorener Sohn trat er vor Spittler und ließ sich dessen ernstes, tiefeindringendes Examen demütig gefallen und vertauschte seine Studentenkleidung mit den Zwilchkleidern der neuen Anstalt. Er unterschrieb es gern, daß er freiwillig diesen neuen Weg zu seiner Rettung betreten habe, zeigte eine aufrichtige Reue und arbeitete tüchtig auf dem Felde; und Gott gab Gnade zu dieser Arbeit. Er wurde ein wackerer brauchbarer Mensch, und hat in der Folge als ein tüchtiger Missionar in Afrika dem HErrn durch treue Arbeit für seine wunderbare Führung mit der That gedankt. Gleichzeitig war der Sohn einer angesehenen Basler Familie, sowie ein Badenser und ein Franzose eingetreten, und bald folgten mehr nach. So kamen im Lauf der Jahre viele Jünglinge und Männer aller Art zu Spittler, zuweilen nachdem an ihnen alle Mittel zu ihrer Besserung sich fruchtlos erwiesen hatten; und Spittler wies keinen ab, sondern hoffte immer wieder auf Erfolg im Blick auf Gottes Macht und Erbarmen. Um die Leute zur Selbstprüfung in der Stille zu veranlassen, mußten sie ihm immer zuerst ihren Lebenslauf niederschreiben; und manchem ist schon dieser erste Schritt der Anfang zu gründlicher und erfolgreicher Umkehr geworden. So kamen dort Handwerker und Künstler aller Art,

Beamte, Lehrer, katholische und evangelische Geistliche, Professoren, Ärzte, Apotheker, Männer aus dem Bauernstand und von Adel zusammen und fanden liebevolle Aufnahme und Hinweisung zu dem Hirten, der gern das Verlorene sucht und einzig retten kann. Was diese Anstalt Hunderten eingebracht hat, wird einst an jenem großen Tag erst offenbar werden. Klar ist aber das jetzt schon, daß dieselbe vielen eine Segensstätte geworden ist, wo manche aufrichtige Bußthräne floß, und daß sie von vielen als eine Geburtsstätte ihres neuen, geheiligten Lebens öffentlich und in der Stille anerkannt worden ist, und so auch dieses Werk Spittlers in seinem Teil heute noch beiträgt zur Verherrlichung des hochheiligen Namens Jesu Christi, in dem allein Heil und Seligkeit zu finden ist.

---

25. Lichtblicke.

Aus der immer noch sehr ausgebreiteten Korrespondenz Spittlers aus den Jahren 1854 und 1855 vernehmen wir, wie mächtig ihn nicht allein der Gang des Reiches Gottes in der Gegenwart, sondern namentlich die Entwicklung desselben in der Zukunft beschäftigte, wie sehr es ihm Bedürfnis war, durch eifriges Forschen in der heiligen Schrift und durch den Verkehr mit erleuchteten Männern für sich selbst Klarheit darüber zu erhalten, was den Glaubigen über das heimholende und das gerichtliche Kommen des HErrn geoffenbart sei, und die Christen überhaupt aufzumuntern, sich mit jenen so wichtigen Fragen, auf welche die Hoffnung und Sehnsucht der Gemeinde Christi gerichtet sein müsse, fleißig zu beschäftigen. Er veranlaßte damals auch Werner, welcher immer noch mit großer Treue, heiligem Ernst und Kraft des Geistes die Basler Sammlungen schrieb, in dem erbaulichen Teil derselben auch die eschatologischen Fragen zu behandeln, was Werner besonders im Jahr 1853 in einer Reihe von trefflichen Aufsätzen zur Ausführung brachte. Diese Aufsätze namentlich gaben Spittler Veranlassung zu einer längeren Korrespondenz mit dem frommen und einflußreichen Oberlehrer Dreger in Berlin, welcher ein fleißiger Leser und Verbreiter der Basler Sammlungen war.

Friedrich Samuel Dreger war geboren den 20. Februar 1798 als der Sohn eines gottesfürchtigen Schneiders in Berlin. Er war von seinem Vater zum Schullehrer bestimmt und trat, anfangs gegen seines Herzens Wünsche (die ihn seiner reichen Begabung entsprechend auf eine höhere wissenschaftliche Laufbahn geführt hätten), nach seiner gründlichen Bekehrung aber im Jahr 1815 mit vollem Ernst und freudiger Hingabe bei einem alten frommen Lehrer als Gehilfe ein und übernahm nach wohlbestandenem Examen eine Privatschule unter großen Entbehrungen und Demütigungen aller Art. Er verheiratete sich mit der Tochter eines frommen, ehrwürdigen Schulvorstehers, Schmid, der fünfzig Jahre lang als Vertreter der deutschen Christentumsgesellschaft die Erbauungsstunden geleitet hatte, und durfte dessen Nachfolger im Schulamt wie in der Leitung der Versammlung werden. Er war ein eifriger Schüler und Verehrer des edlen Pastor Jänike und schloß sich nachher an dessen Nachfolger Goßner an, welcher einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübte. Auch an Goßners Nachfolger, dem bekannten Dichter und Prediger Pastor Knak fand er einen innigen Freund. Seine Vorträge waren ernst und tief eindringlich. Er übernahm nach seinem Schwiegervater die Verbreitung der Basler Sammlungen. Er betrachtete die Anstalt auf Chrischona als Fortsetzung der Christentumsgesellschaft und fühlte sich innig mit diesem Werk verbunden. Mit einer Anzahl gläubiger Männer in Berlin gründete er einen Männer-Krankenverein, wobei arme Kranke besucht, gepflegt und unterstützt wurden, und übernahm die Leitung dieses Vereins, war auch Komiteemitglied in Jänikes Missionsverein; überhaupt wurde er nach und nach in den Vorstand aller christlichen Vereine gewählt. Vom Jahr 1855 an litt er an einem schmerzlichen Blasenübel, dichtete aber in dieser Zeit eine Reihe herrlicher Lieder. Er entschlief am 14. August 1859 als ein seliges Gotteskind (vergl. sein Leben in den Basler Sammlungen, Jahrg. 1864).

Dieser Mann freute sich damals herzlich über jene trefflichen Zeugnisse Werners, in denen er mit der Bengel'schen Anschauung der Hauptsache nach harmonierte, und versicherte Spittler wiederholt, wie nötig es gerade jetzt für Christen sei, diese Fragen ins Auge zu fassen. Er schrieb an Spittler unter anderem: „Es sprechen über solche wichtige Dinge gar wenige Männer, und ich glaube, daß ich in meiner Versammlung der einzige bin, der nach Bengel und Roos

die Offenbarung Johannis betrachtet hat. Es ist dies, der HErr sei gelobt, mit großem Segen von dem HErrn begleitet worden. Der alte selige Jänike hat seinerzeit uns junge Leute vor dem Antichrist gewarnt, ebenso mein seliger Schwiegervater Schmid; aber seit Jänikes Tod hat niemand davon geredet; und ich glaube, daß die schwere Zeit des Antichrists vor der Thüre ist. Es ist nicht gut davon zu schweigen, und ich wünschte, Herr Pfarrer Werner ließe noch mehr darüber hören. Professor Hengstenberg — alle Hochachtung vor ihm — behauptet, das 1000jährige Reich sei vorüber. Das ist unmöglich. Nein! das kann erst folgen nach Vertilgung des Antichrists. Teure Zeit, Krieg und Kriegsgeschrei gehen dem Auftreten des Tiers voraus; ich warte nur noch auf die vielen Erdbeben. Die Brüder in Basel und Würtemberg, die mit Roos, Bengel, Hiller ꝛc. übereinstimmen, verstehen das prophetische Wort; aber hier gibt es viele, die alles mystisch erklären. — Wir stehen hier in Berlin bei großer Not in großer Besorgnis. Ich selber werde bei einer Mobilmachung wohl zwei Söhne hergeben müssen und bekomme dann noch ein Weib und zwei Kinder zu ernähren. Gott helfe! Wie geht es Ihnen und der teuren Pilgermission? Was denken Sie über die Türkei? Schicken Sie doch einige Zeilen und die Sammlungen recht bald!

B., 7. März 1854. Ihr Sie liebender Dreger."

Spittlers Antwort auf diesen Brief ist uns nicht bekannt. Dagegen geht aus einer Reihe anderer Briefe aus jener Zeit hervor, daß er mit Dregers Anschauung völlig übereinstimmte und die Zeichen der Zeit aufmerksam beobachtend überzeugt war, daß die Zeit nahe sei, wo der HErr über den Antichrist und seine Rotten Gericht halten werde, und daß alsdann der Anfang des 1000jährigen Reiches zu erwarten sei, welches mit der ersten Auferstehung beginnt und mit der allgemeinen Auferstehung und dem Weltgericht abschließt. Überhaupt wurde ihm die Beschäftigung mit der biblischen Weissagung mit jedem Tag wichtiger und, man darf wohl sagen, sein Blick in die Zukunft des Reiches Gottes mehr und mehr geschärft, und er hielt es für einen besonderen Schaden der durch den Zeitgeist verblendeten Christenheit, daß die prophetische Schriftforschung vielfach mit so großer Gleichgiltigkeit oder direkter Abneigung betrachtet werde, da er mit seinem Freund Zeller (vrgl. dessen Leben, II. Teil,

pag. 127 ff.) darin übereinstimmte, daß Gottes Wort tiefe Aufschlüsse über die Gegenwart und über die zunächst bevorstehenden Ereignisse gewähre. Dennoch enthielt er sich in Bescheidenheit und Einfalt aller Deutung und Voraussagung und ehrte auch die Anschauung anders Denkender in dieser Hinsicht, sofern sie nicht darauf ausging, den Ernst der Zeitverhältnisse abzuleugnen und die Autorität der heiligen Schrift herabzusetzen.

In politischen Dingen freilich war sein Urteil zuweilen weniger klar, und er mußte sich darin je und je von seinen auswärtigen Freunden wegen seiner republikanischen Anschauungen manche Zurechtweisung gefallen lassen. Ein Zeugnis davon gibt namentlich seine Korrespondenz aus jener Zeit mit seinem Freund, dem Oberhofprediger Hoffmann in Berlin.

Bekanntlich hatte die preußische Krone schon im 18. Jahrhundert auf den freien Wunsch der Stände Neuenburgs die Oberherrschaft über dieses ehemalige Fürstentum erhalten und in liberalster Weise gehandhabt. Trotzdem gab es daselbst fortwährend Elemente, welche damit nicht zufrieden eine Trennung von Preußen anstrebten und einen Anschluß an die Schweiz durchsetzten, was im Jahr 1815 erfolgte, indem Neuenburg nun als 21. Kanton sich konstituierte, zunächst ohne die Oberherrschaft Preußens abzulösen. Allein die republikanische Partei der Stadt war damit nicht zufrieden und hörte nicht auf, die preußisch Gesinnten auf alle mögliche Weise zu verfolgen, und die preußischen Beamten mußten sich, da die preußische Regierung sich in allzugroßer Nachgiebigkeit der Sache nicht annahm, längere Zeit die größten Chikanen und unwürdigste Behandlung von der herrschenden Partei gefallen lassen. Als es jedoch im Jahr 1856 daselbst soweit kam, daß dieselben aus Neuenburg teils förmlich vertrieben, teils mit sämtlichen Anhängern des preußischen Königshauses in Gefangenschaft gesetzt wurden, ohne daß die um Ordnung dieser anarchischen Zustände gebetene Schweiz dagegen einschritt, da sah sich endlich der König von Preußen genötigt Ernst zu machen und er drohte der Schweiz mit Krieg. Diese Drohung erfüllte die Schweiz mit Schrecken, und auch Spittler sah darin, ohne den näheren Zusammenhang der Dinge zu durchschauen, eben ein dem Lande bevorstehendes Unglück, das jeder wahre Christ abzuwenden ernstlich bestrebt sein sollte. Er wandte sich daher in dieser Angelegenheit an seinen bewährten Freund, den nunmehrigen Generalsuperintendenten Hoffmann

in Berlin in einem eingehenden Schreiben vom 28. Dezember 1856, worin er seinen großen Schmerz darüber ausdrückt, daß der König von Preußen, für den er täglich bete, zu einem Krieg zu schreiten vermöge, der doch tausende von Familien in Deutschland und der Schweiz in unabsehbaren Jammer zu stürzen drohe, während er als christlicher Fürst darauf hinzuwirken die Pflicht hätte, daß die die Christen entehrenden Kriege einmal aufhören. Hoffmann, als dem Könige nahe stehend, sollte da sich offen aussprechen. „Wäre ich in Berlin," heißt es unter anderem, „so glaube ich, würde Gott mir altem, vor den Pforten der Ewigkeit stehenden Mann den Mut schenken, in Schwachheit aber tief gefühltem Ernst ihn darauf aufmerksam zu machen, was in dem Wort liege: „„Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen."" Dies kann und darf nicht gebrochen werden. Lieber die Pest als den Krieg! — Wäre doch die Kirche den Gemeinden nicht so entfremdet" 2c.

Auf diesen Brief erfolgte schon am 31. Dezember 1856 folgende Antwort Hoffmanns:

„Teurer, väterlicher Freund!

Müssen Sie auch das noch erleben am Abend Ihrer Wallfahrt — Krieg zwischen Preußen und der Schweiz! Ich zittere bei dem Gedanken, mein geliebtes Basel als Schauplatz desselben zu sehen, und doch kann ich nichts, gar nichts thun, um ihn abzuwenden, nicht einmal Ihre eindringlichen Worte dem König vorlegen oder selbst in dieser Weise sprechen. Mut gehört dazu in meiner Stellung keiner; es ließe sich vielmehr sehr leicht ausführen, und der König würde es auch gar nicht anders erwarten, als daß ich gegen einen ungerechten Krieg spräche, wie ich seinerzeit unumwunden, als alle Welt entweder für Anschluß an Rußland oder an die Westmächte, also für Hineinsteigen in den Krieg war, dagegen sprach, freilich aber einen andern Weg empfohlen habe als den, der nachträglich eingeschlagen wurde. Natürlich rede ich in Politik überhaupt nicht, wenn ich nicht den ausdrücklichen Befehl erhalte, mich über Dinge, die nicht meines Amtes sind, zu äußern. Aber warum ich nicht zum König für den Frieden mit der Schweiz reden kann und will, das muß ich Ihnen ja genauer sagen. Von ebenso entschieden gläubiger und ebenso treuer schweizerischer Seite her habe ich andere Briefe schon im Oktober bekommen des Inhalts: „„Wenn der König

die Freilassung seiner gefangenen Unterthanen nicht erhält oder erzwingt, so ist Seine sittliche Ehre in der Schweiz verloren, und auch die Besten, die Konservativen, die Gläubigen wenden sich innerlich von Ihm ab. Es ist Pflicht der Treue für den König, diese Freilassung zu erzwingen; und gelingt dies nicht, so hat die Lüge über die Treue, die Revolution über das Recht und den Eid triumphiert, so hat der König Seinen und Preußens, ja des gläubigen Christentums Namen befleckt, so hat Er selbst der guten Sache in ganz Europa einen Stoß gegeben.““ So lautet es aus den gläubigen Kreisen echt konservativer Schweizer. Diesen Brief hat der König gelesen und auf die Frage an mich: „„Soll wegen des kleinen Neuenburg ein europäischer Krieg entstehen?““ gab ich zur Antwort: „„Nimmermehr wegen des Landes und seines Besitzes, den kann Preußen verschmerzen und darüber mag Europa entscheiden; darüber keinen Krieg! Aber die Gefangenen müssen los; sie sind des Königs Unterthanen und nicht der Schweiz; sie sind revolutionär Unterdrückte, die sich frei zu machen volles Recht hatten; wird ihnen nicht Treue gehalten, so ist der Fürsteneid gegen seine Unterthanen gebrochen; und was wird man von einem gläubigen Könige denken, der seinen Eid bricht, weil die revolutionäre Rotte, die jetzt den Bundesrat bildet, im Vertrauen auf Frankreich und England höhnend ihre Ungerechtigkeit fortsetzt?““

„Der Krieg also, den der König führen muß, ist der Krieg der Eidestreue gegen den Bruch aller Eide, der Legitimität gegen die Revolution, des Königtums oder besser der gottgeheiligten Krone gegen den giftigen Herd der Empörung. Es ist ein Krieg, den der König führen muß, weil Ihm Gott selbst das Schwert in die Hand gibt und Ihn, weil so viel an Seinem Eid und Seinem Volk gefrevelt ward, zum Richter gegen die Übelthäter macht. Daß Er auch die Besten in der Schweiz mit angreifen muß, auch Basel, das seine Stimme wenigstens in den Zeitungen so kräftig erhoben und das Unrecht der Schweiz anerkennt, das ist Ihm herzlich leid. Warum dulden Sie solches Gesindel wie F., Z . . ., D . . . . und andere Schüler des deutschen und französischen Radikalismus als Ihre Häupter? Warum treten die Konservativen nicht energisch für das von ihnen im Stillen erkannte gute Recht des Königs auf? 2c. Also, mein teurer lieber Vater Spittler! Weil der König mit Seinem Hause dem HErrn dienen will, kann Er nicht anders als

mit dem Schwert die Freiheit seiner Unterthanen erzwingen, wenn die revolutionären Leiter der Schweiz bei ihrer Ungerechtigkeit verharren. Statt den König zu ermahnen, Er soll im Namen Jesu Christi Frieden halten, auch wenn die Ungerechtigkeit triumphiere und die Revolution hohnlache, muß man Ihm danken, wenn Er ungern zum letzten Mittel greift, um einmal den Frevlern, die sich immer hinter den Schild der fremden Revolution stecken, eine ernste Lektion zu geben und die Schweiz wieder zu dem zu machen, was sie vormals war. Die alberne Prahlhanserei der Schweizerblätter, als wären sie die Vertreter der Freiheit gegen den Despotismus, sie die Leute von Morgarten und Granson, die den gesunden Schweizern längst eckelhaft genug waren, müssen einmal durch die Thatsache Lügen gestraft werden, daß die Schweiz moralisch geknechtet ist und von Freiheit längst nichts mehr weiß, seit die Rotten in ihr herrschen. — Will sich der König als ein wahrer Christ in der gegenwärtigen Frage bewähren, so kann Er vom Krieg nicht abstehen, es sei denn, daß die Gefangenen unbedingt freigelassen werden. Dann wird Er's thun. Denn der Besitz von Neuenburg ist es nicht, was Ihn zum Krieg treibt, sondern den wird Er aufgeben, wenn Ihm der HErr den Sieg schenkt. All das Verderben, welches der Krieg schafft, hat nicht der König, sondern die Schweiz zu verantworten. Also nicht in Berlin ist der Ort zur Ermahnung, sondern in Bern. Wir wollen Frieden; wir wissen, daß der Krieg nicht nur viel Elend und Jammer bringt, sondern auch; daß er uns große Gefahren bringen kann. Wenn auch unser Kampf siegreich endet, so wird eine längere Besetzung eines Teils der Schweiz gar leicht doch noch eine europäische Verwicklung schaffen. Wir wissen das alles; wir würden den Frieden mit Ehre und Treue ergreifen, aber den Frieden mit Schande und Eidesbruch des Königs gegen seine Unterthanen, also den Sieg der Lüge und Revolution können wir nicht wollen, eben nicht, weil wir dem HErrn dienen wollen. Sie sehen aus dem Gesagten, daß ich Ihrem Wunsch nicht entsprechen kann; aber lassen Sie uns darum flehen, daß die Schweiz noch in der letzten Stunde zur Besinnung komme und einsehe, welcher Unsinn es ist, wenn ein Land von $2^1/_2$ Millionen für eine Sache offenkundigsten Unrechts gegen einen König, der Recht und 17 Millionen hinter sich hat, die Waffen ergreift, daß sie aber auch noch tiefer einsehe, daß sie vom Dämon der Revolution so geblendet ist, daß selbst die Konservativen

ihr Werk mittreiben. Der HErr helfe in Gnaden dazu und erhalte uns den Frieden; Er schütze und segne sein Volk unter allen Stürmen der Welt: Er helfe auch Ihrem Werk auf Chrischona weiter! Die Gewinnung Mayers ist mir sehr erfreulich.

Mit innigster Liebe in dem HErrn Ihr treuer

W. Hoffmann."

Mit diesem offenen und geharnischten Brief gab man sich in Basel keineswegs zufrieden. Spittler, Ratsherr Christ und Dr. Ostertag scheinen einen förmlichen Protest gegen obige Auffassung der Notwendigkeit eines Kriegs erlassen zu haben, wobei Dr. Ostertag mehr die politische Seite behandelte, während Spittler und Christ vom Standpunkt des Christentums Hoffmann es zu bedenken gaben, welche Verantwortung er auf sich nehme, wenn er statt Frieden um jeden Preis zu stiften, sogar im Rat des Königs sich für Krieg ausspreche. — Darauf erhielten die drei Freunde folgenden zunächst an Spittler gerichteten Brief:

„Berlin, den 9. Januar 1857.

Teuerste Brüder in dem HErrn!

Soeben erhalte ich Ihren Brief mit den Einlagen und bin nicht wenig verwundert über denselben. Es sieht ja fast aus, als hätte ich dem König zum Krieg geraten, und die Kriegsfackel angezündet, und überhaupt als säße ich in des Königs Rat, wo es um Krieg und Frieden sich handelt. Ich habe gar nichts gethan, als meinen König gegen den Vorwurf verteidigt, als wollte Er den Krieg und hätte Freude daran. Ich sprach ja nur Seine Ansichten aus, die aber nicht von mir Ihm beigebracht sind. Wenn ich gegen diese Vorwürfe, die von christlicher Seite dem König aus der Schweiz gemacht wurden, das geltend machte, was die Radikalen der Schweiz dem König zu leid thaten, so mag das in lebhaften Worten geschehen sein, weil in der That Ihr voriger Brief redete, als wäre nur in Berlin die Sünde und das Unrecht zu suchen, oder als müßte man sich vom Erlacher Hof eben einfach alles gefallen lassen, und als christlicher König kein Schwert zum Strafen der Bösen haben, aber wahrlich kriegslustig wollte mein Brief nicht sein. Hören Sie aber erst die Thatsachen. Der Brief von Bern, den der König gelesen

hat, war vom Anfang Oktober und versicherte, daß wenn die Gefangenen in der Schweiz gerichtet würden, die christliche Ehre des Königs bei den Konservativen der Schweiz für immer verloren wäre. Der Schreiber, Ihr und mein teurer Freund, wünschte, daß ich das dem König sage. Ich wollte aber nichts mit diesen Welthändeln zu schaffen haben und gab den Brief dem höchst friedliebenden glaubigen Feldmarschall Dohna. So las ihn allerdings der König. Ich antwortete darauf in sehr friedfertigem Ton, denn ich weiß wohl, warum ein Krieg Preußens mit der Schweiz ein großes Unglück wäre. Seitdem sah ich den König nie allein, bis ich Herrn Adolf Christs und Ihren Brief hatte. Da sprach ich dem König den Hauptinhalt dieser Briefe als die Stimmung und Ansicht der Gläubigen unter den Konservativen in der Schweiz aus. Der Hauptinhalt Seiner Antwort war das, was ich Ihnen schrieb. Ich habe seither den König noch einmal gesehen; Er äußerte Seinen tiefen Schmerz über die Hartnäckigkeit des Bundesrats, Seinen sehnlichen Wunsch, daß Ihm möglich gemacht werde, Frieden zu halten, aber auch Seine Überzeugung, von der Freilassung der Gefangenen nicht abgehen zu können. Jetzt wagte ich sogar, Ihm einen Vorschlag zu machen, aber Er fand ihn nicht ausführbar."

„Was Sie über den Krieg überhaupt schreiben, als über ein schreckliches Übel, das ist alles auch meine Überzeugung. Wenn Sie aber sagen, er sei nur erlaubt, wenn ein Bote Gottes ihn befehle, so bin ich darin anderer Überzeugung. Welcher Bote Gottes hat den Befreiungskrieg 1813 befohlen? und er war dennoch gerecht und notwendig. Und vollends: welcher Bote Gottes hat den Krieg Basels gegen die abgefallene Landschaft befohlen? Er war aber gerecht und notwendig. Von anderen Kriegen nichts zu sagen. So lange die Christenheit noch so unbekehrt und gottlos ist, kann auch ein glaubiger König das Kriegsschwert nicht zur Pflugschar machen. Das politische Raisonnement in dem Brief unseres lieben Ostertag zu beantworten, reicht die Zeit mir nicht. Ich will nur das Kurze sagen, daß ich nicht glaube, daß der Aufstand der Royalisten eine Revolution war, sondern er war vielleicht eine Kontrerevolution. Denn es war Gegenwehr in der unrechtmäßigen Gewalt, gerade wie Preußens Aufstand gegen Napoleon 1813. Ich will aber nicht ins Einzelne gehen. Ich muß noch einmal sagen: nach Bern muß die Mahnung zum Frieden sich wenden, gerade weil dort die vielen

sind, die zu entscheiden haben. Warum in der Bundesversammlung, wo doch wohl auch gutgesinnte Männer sitzen, nicht eine Stimme für den Frieden, für Nachgeben? Aus falschem Stolz und aus Furcht; denn ich weiß, daß viele innerlich dafür waren. Warum aus der ganzen Schweiz nun nur der Lärm gegen Preußen, während vielleicht dieselbe innerlich denkt: im Grund hat der König recht! Ich hoffe noch immer, es wird nicht zum Äußersten kommen; ich beklage, daß der Friedensstifter in Paris wohnt; ich bedaure, daß Preußen, daß Europa so lang diese Sache schleppen ließ; ich betraure alles Elend, das der Krieg bringt, aber ich bin nicht im Stand das Benehmen des Königs anders als christlich, geduldig, friedliebend zu nennen, so viel ich davon unterrichtet bin."

„Schließlich muß ich nun auch um Ihre Geduld bitten; ich sehe die Sache von einem andern politischen Gesichtspunkt an. Dem König kann ich aber nicht Vortrag über alle bei mir eingelaufenen Briefe halten; denn ich habe keine Gelegenheit ihn zu sprechen; meine täglichen Pflichten binden mich fest. Ich kann nur dann, wenn ich hoffen kann, etwas nützliches zustande zu bringen, es wagen zu Ihm zu gehen und Audienz zu begehren. Dies wäre aber mit den mir zugeschickten Schriftstücken nicht der Fall, sie würden keinen Eindruck machen. Schicken kann ich sie noch weniger, denn der König hat die Zeit nicht, sie zu lesen. Dies alles mag Ihnen kalt und herzlos scheinen, aber wenn Sie nur acht Tage meine Lage gesehen hätten, so würde dieser Schein schwinden."

„Also zum Schluß: Lassen Sie uns beten, daß der HErr den Krieg verhüte; und wenn es nicht sein soll, daß auch daraus für sein Reich Gutes komme und unsere Freunde und Brüder mächtig geschirmt werden. Lassen Sie uns aber auch beiderseits glauben, daß es nicht Lieblosigkeit oder Verdunklung des Blicks auf den HErrn sei, wenn der eine in die Ansicht des andern von der politischen Lage nicht eingehen kann!

In herzlicher Liebe Ihr treuverbundener W. Hoffmann."

Mit diesem Bescheid gaben sich denn die Freunde in Basel in der Art zufrieden, daß sie Hoffmann keine weitere Zumutung machten und desto treuer seinen Rat, die Sache im Gebet dem HErrn vorzutragen, zu befolgen suchten. Bekanntlich übernahm dann Napoleon in dieser schwierigen Lage Neuenburgs die Rolle des

Friedensstifters, und auf seine keineswegs ganz unparteiische Intervention unterblieb der Krieg. In Folge einer am 26. Mai 1857 vollzogenen Übereinkunft in Paris wurden die gefangenen Royalisten zu Neuenburg freigegeben, und das Verhältnis Neuenburgs zur Krone Preußens wurde gelöst, und Neuenburg war fortan anerkannt als selbständiges Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft.

An Papa Spittler, der nun mit raschen Schritten seinem 80. Jahr entgegenging, bewährte sich jetzt das Wort des Propheten Jesaias 40, 31: „Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler" ꝛc. Der HErr schenkte ihm gerade jetzt außerordentlich viel Freudigkeit, Ihm zu danken und Seinen Namen zu loben. Ja, es schien fast, ein neuer Gnadenstrom vom HErrn habe sich in seine Arbeit ergossen; eine Reihe von Unternehmungen ließ ihm der HErr über Erwarten gelingen.

Mit fast kindlicher Freude begrüßte Spittler die Eröffnung der Eisenbahn zwischen Basel und Konstanz, besonders in dem Gedanken, daß der Verkehr mit dem lieben Beuggen nun erleichtert sei.

Als im Jahr 1855 englische Eisenbahnbauunternehmer für die gewaltigen Tunnelbauten durch den Hauenstein im Kanton Baselland viele englische Arbeiter mit Familien mitbrachten, so veranlaßte dies Spittler, für die zahlreichen Kinder dieser Arbeiter eine englische Schule zu gründen, die 35 Kinder zählte und von einem Chrischonabruder, Weiß, in Läufelfingen unter der Aufsicht des dortigen Pfarrers Buser geleitet wurde.

Gerade in jener für die Basler Mission in verschiedener Hinsicht sehr schweren Zeit gelang es Spittler, das Missionsmagazin, welches das Komitee bereits beschlossen hatte eingehen zu lassen, nachdem die Abonnentenzahl in betrübendster Weise zurückgegangen war, durch sein persönliches Eingreifen zu erhalten. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, persönlich mit der Subscriptionsliste von Haus zu Haus zu gehen, und Freunde und Bekannte zu neuem Interesse für dieses Blatt aufzumuntern, und gewann so in kurzer Zeit die nötige Zahl, so daß das Blatt in einem neuen ansprechenden Gewande erscheinen konnte. Er gewann Ostertag für die Redaktion, der nun seine schriftstellerische Begabung auch hier in den Dienst der Mission stellte und das wieder neuerstandene Missionsorgan zu einem beliebten und in vielen Kreisen gesegneten Hausfreund ge-

staltete, der bis auf den heutigen Tag eine geachtete Stelle unter der großen Missionslitteratur einnimmt.

Schon im Jahr 1852 hatte Spittler dem Missionskomitee den Vorschlag gemacht, einen Missionshandlungsverein zu gründen, um auch christlich gesinnten Kaufleuten, welche sich gern der Mission mit ihrer kaufmännischen Ausbildung zur Verfügung stellten, Gelegenheit zu bieten, in ihrem Beruf dem HErrn zu dienen und durch Einführung eines Handels mit ausländischen Landesprodukten, die zu Gunsten der Mission verkauft werden sollten, der Missionskasse eine erwünschte und normale Hilfsquelle aufzuschließen. Im März 1852 hatte er an Papa Köllner in Kornthal geschrieben: Den Gedanken eine kleine Missionshandlung zu beginnen könne er trotz vielfacher Opposition dagegen nicht aufgeben; und bat ihn, er möge doch seine Tochter in Indien anfragen wegen etwaiger indischer Artikel, welche hier vorteilhaft zum Besten der Mission verkauft werden könnten. — Im Juni 1857 verfaßte er eine Einladung an christliche Freunde, besonders Kaufleute, einen Handelsverein zu gründen zur Konsolidierung und Erweiterung der „Pilgermission", worin es unter anderem heißt: „Es ist der Wille Gottes, daß die Menschen sich die Erde unterthan machen, ihren heimatlichen Boden gehörig ausbeuten und die Schätze der Natur zu ihrem Besten verwenden" ꝛc. Er legte im selben Jahr selbst Hand ans Werk und sandte seinen mehrjährigen treuen Gehilfen, den jungen tüchtigen Kaufmann Lepp nach Jerusalem, um daselbst einen Laden einzurichten und die sonstigen kaufmännischen Angelegenheiten des Brüderhauses zu besorgen. Bischof Gobat selbst, welcher im Jahr 1856 einen längeren Aufenthalt in Europa gemacht und in dieser Zeit auch mit Spittler manche wichtige Verhandlung gehabt, hatte ihn dazu ermutigt und die Hoffnung ausgesprochen, daß dieses Geschäft nach und nach der Mission im Orient zu einer wichtigen Stütze dienen könnte. Lepp traf am Schluß des Jahres 1856 in Jerusalem ein und eröffnete daselbst in Spittlers Auftrag das kaufmännische Geschäft, das bis vor wenigen Jahren Spittlers Namen als Firma trug und heute in bedeutend erweiterter Form unter der Leitung tüchtiger, christlicher Kaufleute stehend für die Bewohner und zahlreichen Besucher Jerusalems fast unentbehrlich, für alle christliche Thätigkeit im Orient aber ein willkommener Halt- und Stützpunkt geworden ist. Besonders wurde damals auch der Handel mit Olivenöl, Baumwolle, Wolle und dem köstlichen Jeru-

salemswein ins Auge gefaßt und mit Erfolg betrieben. Leider war es Bruder Lepp nur kurze Zeit vergönnt, seine treue und gesegnete Arbeit dort zu treiben. Er wurde im August 1857 nach einer zwölftägigen hitzigen Krankheit vom HErrn ins obere Jerusalem abgerufen; an seine Stelle trat der energische Hermann Löwenthal, aus Israel stammend, unter dessen Leitung das Geschäft derart sich ausdehnte, daß nach und nach drei bis vier Kaufmannsbrüder vollauf Arbeit fanden.

Allein die Verhandlung Spittlers mit Bischof Gobat hatte noch andere wichtige Folgen für die Thätigkeit des Ersteren. Gobat hatte im Jahr 1854 schon die sechs Brüder, welche mit Schneller nach Jerusalem gereist waren, um das dortige Brüderhaus zu beziehen, aufs liebevollste aufgenommen und mit großer Treue für eine von ihm selbst projektierte abessinische Mission vorzubereiten angefangen. Bald nach Ankunft der Brüder in Jerusalem hatte Dr. Krapf von der englischen Missionsgesellschaft den Auftrag erhalten, nach Abessinien zu reisen und hatte auf dem Weg dahin in Jerusalem sich einen der Brüder zur Begleitung nach Abessinien ausgebeten. Gobat hatte dazu Bruder Flad ausersehen, der dann im Jahr 1855 mit Dr. Krapf diese Reise unternahm, um die Verhältnisse Abessiniens zu untersuchen. Diese beiden Reisenden hatten sowohl bei dem Abuna (obersten Geistlichen) in Abessinien als bei dem König Theodorus freundliche Aufnahme gefunden, allein den Eindruck erlangt, daß für die beabsichtigte Mission noch nicht der günstige Augenblick gekommen sei. Inzwischen hatten die andern Brüder sich tüchtig vorbereitet auf ihre Bestimmung durch Erlernung der amharischen Sprache unter Gobats Leitung. Bald aber erhielt Gobat vom König von Abessinien gute Nachrichten, die ihn dann bestimmten, im Dezember 1855 vier Brüder (Flad, Bender, Maier und Kienzle) nach Abessinien auszusenden mit mehreren Kisten Bibeln, um nun das Missionswerk daselbst mit Gottes Beistand anzufangen. Diese vier Brüder erhielten von Gobat eine eingehende, hochwichtige und wahrhaft apostolische Instruktion mit auf den Weg, aus welcher wir nur folgendes kurz hier erwähnen:

„Wenn ihr, geliebte Brüder, im Hinblick auf die Schwierigkeit der Reise, das tiefe Verderben des Volkes, zu dem ihr ziehet, auf die Versuchungen aller Art, denen ihr dort ausgesetzt sein werdet, auf die Macht und List des Feindes, gegen den ihr in den Streit

ziehet und besonders auf die Heiligkeit des HErrn, dem ihr dienen wollt, euer Unvermögen und eure Hilflosigkeit in euch selbst fühlet, so müsset ihr ausrufen mit jenem frommen König: Unser Gott! in uns ist nicht Kraft gegen diesen großen Haufen. Wir wissen nicht, was wir thun sollen. Aber unsere Augen sind auf Dich gerichtet! — Seid ihr euch in Wahrheit dessen bewußt, und begehret aufrichtig, stark zu werden in dem HErrn und in der Macht seiner Stärke, so wird gewiß der HErr eure Stärke sein und sein Geist in euch wird euer Licht und eure Wahrheit sein, und ihr werdet mit dem Apostel freudig rufen können: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!"

„Eure gegenwärtige Aufgabe ist eine doppelte und besteht darin: daß ihr trachtet, das heilige Wort Gottes in so vielen Teilen des Landes wie möglich zu verbreiten und daß ihr euch zugleich erkundiget, ob ihr euch irgendwo in Abessinien ansiedeln könnt, zwar nicht für jetzt als öffentliche Prediger, sondern als ruhige Jünger Jesu Christi, die ihr Licht vor den Menschen leuchten lassen durch Wort und That. — Das Verlangen nach dem reinen Wort Gottes muß im abessinischen Volk erst geweckt werden; das einzige Mittel dazu ist aber eben das Wort Gottes selbst! Trauet immer mehr dem Wort selbst zu, als euern eigenen Erklärungen. Gelingt es euch, einige hundert Bibeln und Neue Testamente in ausgedehntem Umkreis vernünftig abzusetzen und Einzelne anzuleiten, wie sie das Wort Gottes mit Nutzen für ihr Seelenheil lesen sollen, so werdet ihr den wichtigsten Teil eurer Mission erreicht haben. Solltet ihr dann genötigt sein, das Land zu verlassen, so könnt ihr getrost das angefangene Werk in der Hand Gottes und seines Geistes lassen."

„Neben der Bibelverbreitung hat eure jetzige Reise den andern Zweck, daß ihr euch gewissenhaft erkundigt, ob es möglich und ratsam ist, jetzt eine evangelische Missionsstation in Abessinien zu gründen und an welchem Ort? Deshalb ist nötig, daß ihr mit dem Charakter des Volks überhaupt und den Einzelnen im Volk besonders genau bekannt werdet. — Die erste Missionsstation, die in Abessinien gegründet werden soll, sollte nach meiner Ansicht nach dem Muster der von irländischen und englischen Missionaren des Mittelalters im Elsaß, Deutschland und der Schweiz gegründeten Missionsstationen eingerichtet werden, nicht wie in Indien und Westafrika. Durch stille Arbeit, Ackerbau und Viehzucht, indem ihr mit Hilfe tüchtiger

Jünglinge, die ihr in der Zwischenzeit unterrichtet, besonders im Wort Gottes, muß begonnen werden, nicht durch öffentliches Auftreten mit Gottesdienst und Schulen. So allein gelingt es auch in Abessinien, denn:

1. Es ist dies nie unter der Würde des besten und edelsten Menschen.
2. Der große Apostel Paulus hat das Beispiel der Arbeit gegeben.
3. Es ist nach meiner Ansicht der einzig mögliche Weg, Abessinien zu evangelisieren.

Ihr könnt dort nichts Rechtes thun, bis ihr euch vor den Augen und in dem Gewissen des Volks als wahre Jünger Christi legitimiert habt. Das Gedeihen eures wichtigen Unternehmens hängt gänzlich davon ab, daß ihr selbst, jeder für sich, in inniger, anhaltender, gottseliger Gemeinschaft mit dem HErrn eurem Heiland lebet. — Also ziehet hin im Namen des HErrn und betet ohne Unterlaß! Auch wir wollen mit der Hilfe Gottts stets für euch beten, daß der HErr seinen Engel vor euch her sende und vor euch eine weite Thür aufthue, damit die Abessinier samt euch und uns Anteil bekommen am Reich und an der ewigen Seligkeit unseres Gottes. Amen!

7. Dezember 1855."

Die Brüder langten nach mancherlei Schwierigkeit und unter vielerlei Gefahren im Mai glücklich in Abessinien an, trafen das Land unter der Zuchtrute der Cholera, fanden aber von seiten des Königs und des Abuna die freundlichste Aufnahme. Sie hatten Gelegenheit, in der von Gobat vorgezeichneten Weise thätig zu sein und konnten ihren ersten Auftrag der Bibelverbreitung erfüllen mit der gegründeten Hoffnung, damit eine reiche Aussaat für den HErrn gemacht zu haben. Im Übrigen hatten sie nach Gobats Vorschrift besonders mit Rücksicht auf die ihnen feindselige Priesterschaft alles öffentliche Auftreten vermieden und so durch ihren stillen, unanstößigen Wandel sich von seiten des Königs und der Bevölkerung Liebe und Achtung erworben.

Bei Gelegenheit seines Besuchs in Basel hatte nun Gobat mit Spittler die weiteren Pläne für Abessinien eingehend beraten, und sie waren eins geworden, diesem Arbeitsfeld, das der HErr nun zu erschließen angefangen habe, alle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und

einen Schritt um den andern vorwärts zu gehen, so wie der HErr dazu Wink und Gnade gebe. Insbesondere hatte Gobat auch die Evangelisation des südlich von Abessinien gelegenen Gallalandes, der Heimat der in Riehen im Diakonissenhaus selig heimgegangenen edlen Gallanegerin Pauline Fatme, ins Auge gefaßt. Denn diese hatte Spittler noch auf ihrem Sterbebette es aufs dringendste ans Herz gelegt, doch auch ihres Volkes zu gedenken und ihm das seligmachende Evangelium zu senden.

Die Pilgermission sollte nun an Gobat zwölf weitere Brüder für Abessinien stellen, und womöglich das Reisegeld für sie, zirka Fr. 12,000, beitragen, so wollte Gobat im übrigen die Aussendung und Versorgung der Brüder übernehmen und ihre Arbeit leiten. Das war für Spittler eine herrliche Aussicht, und es schien ihm, der HErr wolle ihm nun an seinem Lebensabend in besonders reichem Maß seine Wünsche erfüllen, daß die Pilgermission außer ihrer nächsten Bestimmung für innere Mission zu arbeiten, nun auch Gelegenheit finde für Afrika thätig zu sein, ohne damit den dem Basler Missionskomitee gegenüber übernommenen Verpflichtungen untreu zu werden. „Die Pilgermission", schreibt er an Werner, „hätte dies selbst nie unternommen, um jeden Schein eines Eingreifens ins Missionsgebiet zu vermeiden." An Hoffmann in Berlin schrieb er, ob er nicht auch beim König von Preußen um eine Gabe für Abessinien bitten dürfte, da derselbe, wie ihm Dr. Barth mitgeteilt, sich sehr für eine Mission daselbst interessiere, und sprach zugleich den Wunsch aus, dem Bischof Gobat für seine abessinische Mission einen tüchtigen Missionsarzt in Begleitung der zwölf Brüder zur Verfügung stellen zu können. Hoffmann gab ihm jedoch eine abschlägige Antwort, da der König für solche Sachen erst dann etwas beitragen könne, wenn sie schon zur Ausführung gekommen oder ihre Ausführbarkeit gesichert sei, was bei der abessinischen Mission noch nicht der Fall sei.

Eine noch größere und ganz unerwartete Freude aber wurde Spittler im Juni 1856 zu teil, als er eines Tages in Riehen einen gar lieben Besuch von Inspektor Josenhans von Basel erhielt, der ihn im Namen des Komitees der Basler Missionsgesellschaft bat, vier Zöglinge der Chrischona für Afrika und Indien ihm zu überlassen. Dieselben sollten von der Basler Mission ausgerüstet und ausgesandt werden und den Basler Brüdern, die Ordination aus-

genommen, völlig gleichgestellt werden und in der von Spittler längst projektierten Weise als Handwerksbrüder und Missionsgehilfen für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig sein. Spittlers Herz und Mund strömte über von Lob und Dank gegen den HErrn. Er schrieb darüber an Werner: „Ich sagte voll Freude zu dem lieben Josenhans: ‚Nun ist ein Riß durch das Papier gemacht, und wir sind gottlob wieder ganz einig.‘ Wie doch der HErr alles so wunderbar und lieblich leiten kann!“

Eine große Freude bereitete ihm in diesen Tagen auch ein Besuch des edlen, geist- und liebevollen Professor Thiersch, Zellers Schwiegersohn. Über ihn schreibt er an Werner: „Welche Freude mir der Besuch dieses herrlichen Mannes machte! Dieser köstliche Mann wäre für unsere Pilgermission unbezahlbar.“

Spittler hatte an der Stelle von Christoph Hoffmann zunächst seinen Freund, Pfarrer Deggeler in Dörflingen, um Übernahme des Inspektorats auf Chrischona gebeten. Allein dieser hatte es abgelehnt. Ebenso hatte auch Pfarrer Mayer von Lyon, welchen Hoffmann in Berlin besonders zur Berufung auf Chrischona empfohlen hatte, und welcher Spittler anfangs zugesagt hatte, falls er für seinen Posten in Lyon einen geeigneten Nachfolger gefunden hätte, der Berufung nicht Folge leisten können, weil sich ein solcher Nachfolger für ihn nicht fand. Dagegen sandte der HErr der Anstalt auf Chrischona in jener Zeit, wo ein gewaltiger Lehrermangel eingetreten war, da auch Kaplan Schlienz eine Reise nach England machen mußte, eine neue tüchtige Kraft in der Person des Pastors Bonekemper aus Philadelphia, der in der Folge sieben Jahre lang mit großer Treue und heiligem Ernst als theologischer Lehrer an dem Werk arbeitete, um dann später in Rohrbach bei Odessa in Südrußland wieder eine Pfarrstelle zu übernehmen.“

Über Texas konnte Spittler im Jahr 1857 berichten, daß dort jetzt auf 30 durch die Chrischonabrüder gegründeten Stationen zwanzig Brüder in voller, gesegneter Arbeit stehen und neuerdings wieder sechs Brüder nachgesendet werden konnten, vier als Prediger und zwei als Schullehrer. — Im selben Jahr wurden von Chrischona zwei Brüder nach Rußland berufen, um unter den Letten in Kurland in im Dienst des HErrn zu arbeiten, während zwei andere in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft traten, um bei Sierra Leone als Lehrer und Hausväter eine Schule von

120 schwarzen Knaben zu übernehmen. — Ein anderer Bruder endlich wurde von der Bremer Missionsgesellschaft als Missionsgehilfe nach Afrika gesandt.

Auf dem Chrischonahügel selbst war es Spittler bisher immer nicht gelungen, von dem Besitzer des Chrischonaguts ein größeres Stück Land zu erkaufen, indem der Besitzer, ein der Pilgermission nicht wohlgesinnter Bauer, nur das ganze Gut zu einem entsprechenden Preis abzugeben gedachte, der jedoch Spittler immer noch zu hoch erschien. Da wurde Spittler von einem Juden ein Stück Feld unten am Berg zum Kauf angeboten, und da sich sofort eine Freundin der Anstalt erbot, das Geld dazu zu leihen, übernahm es Spittler, und erbaute im Jahr 1857 hier auf dem sogenannten „Pilgerfeld" ein Ökonomiehaus mit acht Zimmern, einer Küche, Keller, Scheune und Stallung. Bald gelang es auch, einem wesentlichen Bedürfnis abzuhelfen durch Errichtung einer Brunnenleitung auf Chrischona, welche bisher gemangelt hatte. Das neue Haus bot nun Raum für den Betrieb der Landwirtschaft und als Wohnung für die jüngste Klasse der Zöglinge und sollte nach dem Wunsch einer edlen Stifterin zur Aufnahme einer kleinen Knechteanstalt dienen, wo herumirrende Waisenknaben zu tüchtigen Knechten herangebildet würden. Allein dieser letztere Plan scheiterte an dem Mangel an Lust solcher Knaben, dauernder und anstrengender Arbeit sich zu unterziehen und Knechte werden zu wollen. Die meisten hielten nicht aus und liefen nach kurzer Zeit davon.

Dagegen erhielt das neue Haus nun noch eine weitere Bestimmung, über welche Spittler schon seit längerer Zeit mit Prälat Kapff und Hofprediger Hoffmann in Berlin korrespondiert hatte und welche beide Freunde als ein wichtiges Bedürfnis anerkannten. Es sollte das Haus zugleich ein Refugium, eine Exulantenanstalt oder Pfarrasyl werden, wo katholische Geistliche, welche aus innerer Überzeugung zur evangelischen Kirche übertreten wollen, Unterkunft fänden, um sich hier in der Stille auf ein Examen vorzubereiten und in evangelischer Gesinnung zu erstarken, bis sich Gelegenheit fände in die evangelische Kirche aufgenommen und angestellt zu werden. Diese neue Anstalt wurde im Jahr 1856 eröffnet, und als erster Exulant trat ein katholischer Professor aus Salzburg ein, welcher im Jahr 1857 durch Prälat Kapff in die evangelische Kirche aufgenommen wurde und später eine evangelische Pfarrei in Norddeutsch-

land übernahm. Ihm folgte noch eine Anzahl katholischer Geistlicher, welche freilich nicht immer dem Refugium zur Freude und Ehre gereichten. Später wurde das Refugium auf dem Pilgerfeld wieder aufgehoben und einzelne, die noch Zuflucht suchten, in die Anstalt Maienbühl gesandt, während die freigewordenen Räume auf dem Pilgerfeld durch eine Buchdruckerei besetzt wurden, die von nun an den Zwecken der Anstalt diente und eine überaus segensreiche Entwicklung erlangte, indem von jetzt an auf dem Chrischonaberg nicht nur eine große Anzahl christlicher Bücher und Zeitschriften, sondern eine Menge Bibeln und Testamente in verschiedenen Sprachen zum Druck gelangten und Chrischona somit die Botschaft des Heils so in alle Welt zu verbreiten die Bestimmung erhielt.

Im Jahr 1858 ließ der HErr noch einen andern Spittler'schen Plan, den derselbe schon seit einiger Zeit mit Freunden in Erwägung gezogen hatte, zur Ausführung kommen. Im Hinblick auf die große moralische Gefahr, welche so manchen armen Dienstmädchen drohte, wenn sie in Basel längere Zeit stellenlos sich aufhalten mußten, suchte Spittler ein Haus für dieselben zu bekommen, wo solche so lange billige Unterkunft, Schutz gegen Versuchung zur Unsittlichkeit und christliche Aufsicht fänden. Es wurde mancher vergebliche Schritt in dieser Richtung von ihm gethan; allein er ließ sich nicht irre machen und behielt die Sache fest im Auge. Da besuchte ihn einst ein wohlhabender Basler und schüttete ihm mit großer innerer Bewegung sein Herz aus über allerlei schwere innere Erlebnisse, und fand bei Spittler liebreiche, väterliche Teilnahme und Beratung. Im Verlauf des Gesprächs äußerte der durch Spittlers Zuspruch erquickte und getröstete Mann, daß er gern ein Landgut, das er besitze, für einen wohlthätigen Zweck zu billigem Preis abgeben würde, wenn ihm Spittler einen passenden Vorschlag zu machen hätte. Bei näherer Überlegung zeigte es sich, daß dieses nahe bei Basel gelegene Gütchen sich in verschiedener Hinsicht vortrefflich für eine von Spittler gewünschte Mägdeherberge eignen würde. Allein trotz des billigen Preises wollte Spittler nichts übereilen, sondern zuerst sehen, ob der HErr das Unternehmen leiten und segnen wolle. Er bildete ein Komitee für diese Angelegenheit, und im Verein mit demselben wurde beschlossen, vorerst das Gut auf drei Jahre in Pacht zu nehmen, und wenn alsdann es sich zeige, daß die Sache von Erfolg sei, so wolle man dasselbe käuflich übernehmen. So

geschah es auch. Am 9. April 1858 berichtet Spittler an Werner: „Ich darf Ihnen von einer neuen Anstalt Bericht geben, der sogenannten Mägdeherberge auf der Schoren, in jener Gegend, wo seiner Zeit unsere Voranstalt abgebrannt ist. Diese Anstalt hat Ihrer lieben Schwiegermutter Zeller viel Freude gemacht, da sie die Notwendigkeit kennt, daß man sich der Dienstboten mehr annehmen sollte als bisher geschehen ist. Wir haben dazu eine brave Hausmutter bekommen, welche die Herberge als eine Missionssache betrachtet und ihr mit Gottes Hilfe eine Einrichtung wie die Diakonissenanstalt zu geben gedenkt. Es sind zwei Häuser und eine Scheune nebst sechs Jucharten Wiesen, wofür wir, bis es gekauft werden kann, 1000 Franken zu bezahlen haben. Da ein Arm von dem Wiesenfluß daran vorüberfließt, wollen wir eine Wäscherei einrichten, damit die Töchter, bis sie einen Platz haben, hier etwas verdienen können." Als Hauptzweck wurde genannt: weiblichen Personen, welche von auswärts nach Basel kommen, um einen Dienst zu suchen, oder auch solche, welche hier schon gedient haben, aber zur Zeit ohne Platz sind, eine christliche Herberge anzubieten. Die Eintretenden sollen in der Regel das siebzehnte Jahr erreicht haben und eines unbescholtenen Rufes sein. Diese Anstalt entwickelte sich anfangs zwar langsam, aber bald bewährte sie sich als eine höchst wohlthätige und gesegnete Einrichtung. Nach drei Jahren wurde der Kauf abgeschlossen und zwar mittelst 80 Aktien à Fr. 500, und Spittler besuchte die Anstalt oft und freute sich zu sehen, wie dieselbe Hunderten von heimatlosen Mädchen unschätzbare Dienste der Liebe, der Bewahrung und Erziehung zu erweisen im stande wurde. Erst in neuerer Zeit wurde diese Mägdeherberge mehr ins Centrum der Stadt verlegt, nachdem das Gut auf der Schoren hatte wieder verkauft werden können, und hatte dieselbe sich derart ausgedehnt, daß infolge davon nun durchschnittlich jährlich etwa 1000 Mädchen als Gäste sich einfinden und Unterkunft, Arbeit und meist in kurzer Zeit einen geeigneten Dienst finden. Zugleich konnte hier auch Spittlers vieljähriger weiterer Plan, kränklichen und alten Mägden für den Feierabend ein bescheidenes Heim zu bieten, allerdings erst mehrere Jahre nach seinem Heimgang, zur Ausführung gelangen.

In demselben Jahre hatte Spittler sich entschlossen, jene liebe afrikanische Tochter Anjama, welche Missionar Christaller aus Westafrika mitgebracht hatte und von der Missionsanstalt aus nicht, wie

Christaller gehofft hatte, untergebracht werden konnte, zu sich ins Haus aufzunehmen, zunächst nur um ihr Unterricht und eine christliche Erziehung geben zu lassen, bis der HErr ihr Gelegenheit gäbe, wieder in ihre Heimat zurückzukehren und daselbst unter ihrem Volk auf Grund der gewonnenen christlichen Erkenntnis und erworbenen europäischen Kenntnisse dem HErrn zu dienen. Anjama fand bald in Spittlers Haus, wo sie zu einer gründlichen Bekehrung gelangte, ihren richtigen Beruf und ihre zweite Heimat; und da ihre in Akropong lebende Mutter trotz allerlei schweren Erfahrungen und dem dringenden Wunsch ihrer meist christlich erzogenen und getauften Kinder sich von ihrem heidnischen Wesen nicht losmachen konnte, Anjama dagegen in Basel selbst vom HErrn nach und nach in eine vielseitige Reichsgottesarbeit hineingestellt wurde, wie sie dieselbe kaum irgendwo anders hätte segensreicher finden können, so wurde ihr mit jedem Jahr klarer, daß es des HErrn Wille sei, daß sie nicht wieder nach Afrika zurückkehre, sondern in Basel bleibe. So durfte sie im Fälkli, wie eine leibliche Tochter geliebt und hochgehalten, unter der Leitung ihrer mütterlichen Freundin Fräulein Spittler eine überaus umfassende Missionsthätigkeit entfalten und bis an ihr seliges Ende im Jahr 1882 reichen Segen genießen und in aller Stille Segen verbreiten nach dem Wort des Apostels Paulus 1 Kor. 1, 27, wozu wir in der kleinen Biographie Anjamas von 1884 die nötigen Belege finden.

Für das Inspektorat auf St. Chrischona faßte nun Spittler den lieben Missionar Dr. Krapf ins Auge, welcher seiner angegriffenen Gesundheit wegen sich in Kornthal aufhielt und bisher gehofft und gewünscht hatte, vom König von Preußen nach Abessinien gesandt werden zu können. Allein diese Entscheidung von seiten des Königs ließ immer noch auf sich warten, auch war Krapf selbst noch keineswegs so weit erstarkt, daß er die Reise hätte unternehmen können. Spittler lud ihn daher ein, zu ihm nach Riehen zur Erholung ins Klösterli zu kommen, um dann hier weitere Winke des HErrn abzuwarten, ob er nach Abessinien auszuziehen oder das Inspektorat auf Chrischona zu übernehmen habe. Falls er sich für letzteres entschiede, hatte Spittler für ihn Arbeit genug.

Er schrieb darüber an Pfarrer Werner: „Wenn keine neuen Hindernisse dazwischen treten, wird Dr. Krapf hieher kommen, und es wäre dann seine Aufgabe:

1. Das Refugium zu leiten;
2. einen Teil des Unterrichts bei den Brüdern zu besorgen;
3. die Seelenpflege im Diakonissenhaus zu übernehmen;
4. die freiwillige Zwangsarbeitsanstalt auf dem Maienbühl, sowie
5. die Mägdeherberge und das Kinderasyl auf der Schoren regelmäßig zu besuchen;
6. die beabsichtigte „Apostelstraße" zwischen Jerusalem und Gondar zu leiten.

Im Juni 1859 bezog dann Dr. Krapf mit seiner Familie das Klösterli in Riehen und widmete seine Kraft neben der Thätigkeit im Diakonissenhaus der Pilgermission teils durch Unterricht in orientalischen Sprachen, teils durch Korrespondenz zum Behuf der Apostelstraße, sah sich aber leider schon im folgenden Jahr durch die Kränklichkeit seiner Frau genötigt, sich wieder nach Würtemberg zurückzuziehen, wo er fortwährend mit der Pilgermission in treuer Verbindung blieb.

Dieses vorhin genannte Projekt Spittlers von der Apostelstraße zwischen Jerusalem und Gondar war folgendes: Nachdem Bischof Gobat durch Aussendung der Brüder nach Abessinien die Missionsarbeit daselbst in Angriff genommen hatte, schien es Spittler absolut notwenig, daß eine Verbindung hergestellt werden müßte zwischen Abessinien und Jerusalem, durch welche der schriftliche oder persönliche Verkehr mit den sonst von aller Welt abgeschlossenen Brüdern vermittelt würde. Abessinien schien jetzt nach und nach für die Mission sich aufzuschließen, und Spittler glaubte, es werde bei diesem Missionswerk außer der Evangelisation auch der Kolonisation das Augenmerk zugewandt werden dürfen. Da nun der Weg über das rote Meer und Massowa weit mehr Schwierigkeiten biete, dachte Spittler, die Verbindung durch Egypten hin ermögliche einen sicheren Verkehr, und es sollten nun, um denselben zu regulieren, auf diesem Weg zwölf Stationen errichtet werden, welche je 50 Stunden von einander entfernt wären. Auf diesen Stationen sollte womöglich immer ein kaufmännisches Geschäft gegründet und ein Depôt von Bibeln errichtet werden. Diesen Stationen dachte Spittler die Namen der zwölf Apostel beizulegen, zum Zeichen zugleich, daß diese Straße direkt in dem Dienst des HErrn stehen soll. — Dieses Projekt erregte in

dem Kreis der Freunde Spittlers gar manche Bedenken; allein Spittler ließ es nicht so leicht wieder aus den Augen, besonders da Dr. Krapf, der erprobte Freund und Kenner Afrikas diese Sache billigte und für ausführbar und notwendig hielt und daher auch gern die Vertretung derselben übernahm.

Ehe jedoch dieser wirklich großartige Plan ins Werk gesetzt werden konnte, wurde Spittler die große Freude zu Teil, daß er einen seiner heißesten Wünsche und Anliegen vor dem HErrn, das Chrischonagut als Eigentum der Pilgermission käuflich übernehmen zu können, unerwartet rasch in Erfüllung gehen sah.

Am 30. April 1859 schrieb er an Pfarrer Werner: „Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, was der HErr vorgestern an uns gethan hat. Bei der Versteigerung des Chrischonaguts mit Haus, Scheune und über 40 Juchart Feld ließ Er mir dies alles für Fr. 44,000 zufallen, und zwar durch ein Geschenk, das eine englische Witwe für Chrischona und deren Erweiterung uns durch Markus zugesagt hat. Ist das nicht ein Wunder? Da darf Er mir wohl eins aufs Ohr geben (er hatte kürzlich einen Teil seines Gehörs verloren), daß ich doch in meinem 77. Jahr mehr in die Stille gehe und darüber nachdenke, was noch in seinem Reich zu thun sei. Und Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich es wagte, unseren König, der mir den besten Bruder, den ich für den Apostelstraßenbau bestimmt hatte, für den Krieg weggerufen hat, in einer eigenen Bittschrift, dringend anzugehen, solchen noch länger auf Chrischona zu lassen, und bei dieser Gelegenheit die Entstehung des Apostelstraßenprojekts Seiner Majestät kurz und genau auseinander setzte. Fruchtet es nichts, so kann es doch auch nichts schaden. — Der Maienbühl hat leider so viel Zuspruch, daß er wird erweitert werden müssen. Ein Enkelsohn meines alten Professor D., ein junger leichtsinniger Kaufmann, ist da. Vor einigen Wochen sandte Oberst Z. von Schaffhausen seinen Sohn, und gestern ebenso Pfarrer F. von L. — Baron v. B. ist schon seit längerer Zeit oben. Ach möge doch der HErr auch dieses sonderbaren „Missionshauses“ auf dem Maienbühl sich erbarmen! — Von Jerusalem sind heute liebliche Nachrichten von dem teuren Bischof und den lieben Brüdern eingetroffen“ 2c.

Um dieselbe Zeit erhielt er von dem trefflichen Antistes Kirchhofer in Schaffhausen unter anderem folgendes ermutigende

Urteil über die Chrischonaanstalt: „Die Aufgabe der Chrischona ist mir wichtig geworden; sie füllt eine tiefgefühlte Lücke in unserer Kirche aus; und es wäre daher sehr gut, wenn die Geistlichen diese ihnen zur Hilfe dargebotene Kraft recht benützen würden. In unserem Kanton sind mehrere, die es erkennen; und wenn die Brüder auch von ihrer Seite die richtige Stellung erkennen und annehmen, so wird viel Gutes gewirkt werden können. Ich hoffe auch, daß bei uns die Arbeit der Brüder nachhaltige Frucht bringen werde. Dies ist mir Herzens- und Gewissenssache."

Im Jahr 1860 trat Hausvater Leuschner nach fünfjähriger treuer Arbeit aus; an seine Stelle berief Spittler einen bisherigen Lehrer an der würtembergischen Lehrerbildungsanstalt zum Tempelhof, Herrn Keßler, dessen treue, stille Arbeit, verbunden mit einem aufrichtig demütigen, frommen Wandel und heiligen Ernst für die Leitung der Anstalt und den Unterricht und die Erziehung der Zöglinge von hoher Bedeutung war. Spittler lernte diese edle Nathanaelsseele bald hochschätzen und brüderlich lieben.

Für die Pfingstweide kam Spittler in diesem Jahr ein schönes Legat zu, das ihm möglich machte, die noch darauf haftende Schuld, Kapital und Zinsen, zurückzubezahlen. Auch erweckte der HErr einen christlichen jungen Mann aus der Umgegend, der mit seiner Schwester in die Verwaltung des Gütchens eintrat, nachdem in letzter Zeit dieser Posten nicht in den richtigen Händen gewesen war.

Mit Rücksicht auf so viele Beweise göttlicher Hilfe schloß Spittler im Jahr 1858 seinen Jahresbericht folgendermaßen: „Blicken wir heute auf das letzte Jahr zurück, so geht es uns fast wie Jakob 1 Mose 32, 10: HErr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an deinem Knecht gethan hast. Vor 10 Jahren waren etwa 8 Brüder ausgesendet, 6 in der Anstalt; wir hatten einen Garten, ein Stückchen Acker und eine Geiß; die Gaben flossen äußerst spärlich. Jetzt stehen etwa 75 Brüder draußen im Arbeitsfeld und 25 in unserer Anstalt. Wir haben ein ansehnliches Gut, welches uns den größeren Teil des täglichen Brotes reicht, ein neues Ökonomiehaus, fünf Kühe, welche genügend Milch und Butter liefern. Auch ist Raum gewonnen, daß wir die Zahl der Zöglinge auf 40 erhöhen könnten; und es scheint, daß der HErr, unser Gott und König, dem der Welt Enden zum Eigentum

gegeben sind, uns durch eine große Schenkung, welche wir aus einem hiesigen Trauerhause empfangen haben, dazu auffordern will. Jedenfalls wollen wir bei dem Blick auf den durch Gottes Erbarmen seit 10 Jahren erfolgten Fortgang des Werks nicht stehen bleiben, denn ach, blicken wir hinein in den Zustand der Christenheit, wie viel Wunden, Striemen und Eiterbeulen weder geheftet noch verbunden, noch mit Öl gelindert sind! Sehen wir hinaus auf die tote orientalische Kirche und wenden uns vollends zu den vielen heidnischen Völkern, die das Evangelium vom Reich Gottes noch nicht kennen, so müssen wir ausrufen: Was ist das unter so viele! Es ist wie ein Tröpflein am Eimer! Lasset uns beten, daß der Heiland uns Brüder zuweise, welche Er erwählet hat und daß Er sie ausrüste mit den Waffen des Lichts zu üben gute Ritterschaft. Ihm, dem HErrn unserm Gott, der trotz unseren Untreuen, Mängeln und Gebrechen bisher so Großes an uns gethan hat, sei das Werk zu Füßen gelegt, daß Er es bilde und ausdehne nach seinem Wohlgefallen."

---

26. Schwere Erfahrungen im Greisenalter.

Spittler hatte im April des Jahres 1859, wie wir oben gesehen, das Chrischonagut käuflich übernommen und war zu diesem längst ersehnten Schritt zuletzt noch besonders ermutigt worden durch das hochherzige Anerbieten einer englischen Freundin der Anstalt, welche sich bereit erklärte, für die Chrischonaanstalt das dazu gehörige Gut zu kaufen, wenn die Zahl der Zöglinge dadurch vermehrt werden könne und sie die Versicherung haben dürfe, daß die Anstalt ihren Charakter der Einfachheit und Niedrigkeit bewahre und auf lauterem evangelischem Glaubensgrund stehe. Kandidat Spittler hatte nämlich während eines Aufenthalts in England, wo er eine Zeitlang als Hauslehrer in einer Pfarrfamilie thätig war, Gelegenheit gehabt, in einem kleinen Kreise christlicher Freunde von diesen dazu aufgefordert Mitteilungen zu machen über die Pilgermissions-

sache. Da hatte sich diese Dame, Madame H. in B. getrieben gefühlt, für die Chrischonaanstalt einen namhaften Beitrag an Spittler nach Basel zu senden, der gerade zu derselben Stunde daselbst eintraf, wo Spittler in einer Sitzung seine Verlegenheit vortrug, wie die Kosten zur Aussteuer und Reise mehrerer Brüder, deren Aussendung bereits beschlossen war und nun vor der Thüre stand, aufzubringen sein würden. Ehe sie rufen, will ich antworten! hieß es da, und Spittler quittierte mit einem Herzen voll innigsten Dankes gegen des HErrn Durchhilfe diese schöne und erwünschte Gabe und fügte seinem Dankschreiben bei, daß er es dem HErrn zutraue, Er werde es künftig noch gelingen lassen, daß die Chrischonabrüder ihr eigenes Brot essen können, wenn einmal das Chrischonagut käuflich übernommen werden könnte. Dies gab jener edlen Engländerin Veranlassung zu obigem Versprechen, und Spittler nahm voll Dank dasselbe als eine Erhörung seiner vieljährigen Gebete für Chrischona an, und gab seinem Danke in einem Brief an diese Dame freudigsten Ausdruck und zugleich die Versicherung, daß ihrem Wunsch betreffs Erweiterung der Anstalt thunlichst entsprochen werden soll. Freilich war nun durch Übernahme des Guts, das von seinem bisherigen Besitzer seit Jahren in hohem Grade vernachläßigt worden war, dem Komitee eine nicht geringe Aufgabe erwachsen; denn vor allem mußten eine Menge Reparaturen an den Gebäuden und dringende Verbesserungen auf dem Gute selbst vorgenommen werden, was bedeutende Ausgaben verursachte. Das Komitee ging daher gern auf den Vorschlag eines ehrwürdigen englischen Geistlichen ein, in England für diesen Zweck eine Kollekte zu veranstalten, welche denn auch in erfreulicher Weise zahlreiche Teilnahme und Unterstützung fand. Allein kaum war diese erste Sorge überwunden, traten neue auf. Durch mißliebige Berichte über die Angelegenheiten und den Gang der Pilgermission und böswillige Entstellungen einzelner Äußerungen von ausgesandten Chrischonabrüdern, welche der Madame H. zugetragen wurden, ließ diese edle Frau sich derart gegen die ihr vormals so liebe Anstalt einnehmen, daß sie eines Tags Spittler die Erklärung zugehen ließ, sie sehe sich genötigt, ihr seiner Zeit gegebenes Versprechen zurückzuziehen, nachdem sie sich überzeugt habe, daß die Anstalt nicht in dem von ihr erwarteten und gewünschten Sinn und Geist geleitet werde.

Diese Nachricht traf in Basel ein, als gerade eine große Rate an der von Spittler übernommenen Kaufsumme für das Chrischonagut bezahlt werden mußte, und brachte denselben natürlich in nicht geringe Verlegenheit. Nach ernster Überlegung unter brünstigem Gebet wandte er sich an einen ihm befreundeten christlichen Notar mit der Bitte, er möge für ihn die allerdings nicht unbedeutende Summe Geldes lehnungsweise zu mäßigen Zinsen zu beschaffen suchen. Allein bald brachte ihm der liebe Mann den leidigen Bericht, daß er allenthalben verschlossene Thüren gefunden habe, daß manche erklärt haben, eine solche Summe für diesen Zweck nicht wagen zu können, da man ja den ehrwürdigen Vater Spittler, falls die Sache auf Chrischona schief gehe, doch nicht anklagen könnte ꝛc. So niederschlagend dieser Bericht bei dem rasch herannahenden ersten Zahlungstermin auch war, so konnte er doch Spittler nicht entmutigen. Er hatte die Angelegenheit nicht ohne den HErrn übernommen, und so mußte ihm der HErr auch, des war er gewiß, durchhelfen. In Basel war für ihn die Summe nirgends zu finden. So beauftragte er einen vertrauten Freund, bei einer ihm befreundeten Witwe des badischen Nachbarlandes anzufragen, ob sie ihm nicht gegen pünktliche Verzinsung und eine entsprechende Obligation die nötige Summe anvertrauen könnte? Der Freund unternahm die Reise, brachte nicht ohne innere Beklemmung seine Bitte vor, und siehe da, wie hatte der HErr ihm hier bereits Weg und Bahn bereitet! Gleich als würde dadurch ihr selbst aus einer großen Verlegenheit geholfen, holte die edle Frau rasch die schon bereitliegende Summe Geldes herbei und händigte sie ihm ein, ohne dafür die angebotene Obligation anzunehmen, gegen eine einfache Handschrift und niedrigen Zinsfuß, und erklärte dem über diesen Vorgang hoch erstaunten Freund, daß ihr gerade dieses Kapital seit kurzer Zeit unvermutet heimbezahlt worden sei und daher bereit liege, daß sie den HErrn selbst um eine passende Verwendung für dasselbe gebeten habe und nun in dieser Anfrage eine Erhörung ihres Gebetes erkenne. Diese edle Freundin, Frau Witwe W. in M., welche die vom HErrn ihr anvertrauten irdischen Güter mit großer Treue verwaltete und wieder zu Seiner Ehre zu verwenden gewohnt war, ist von nun an eine treue Wohlthäterin der Chrischonasache und aller Spittler'schen Anstalten und besonders auch der Basler Missionsanstalt geblieben; und wenn derselbe Freund Spittlers, welcher damals diese schöne, ihm unver-

geßliche Erfahrung machen durfte, die für das geliehene Kapital schuldigen Zinsen jedes Jahr überbrachte, so erhielt er jedesmal dieselben und noch manche andere größere Gaben von der frommen Witwe wieder zurück mit dem Auftrag, es dem lieben Papa Spittler wieder einzuhändigen, der ja als ein so unermüdlicher Agent des HErrn jede Gabe so trefflich in der Wechselbank des HErrn anzulegen verstehe. Es wäre ganz gegen den Sinn dieser jetzt hochbetagten, aber für die Sache des HErrn noch ebenso unverdrossen thätigen, kindlich gläubigen Freundin des nun längst heimgegangenen Papa Spittler, wenn wir ihren Namen, der seit bald einem halben Jahrhundert in Verbindung mit so vielen christlichen Liebeswerken mit Dankbarkeit genannt wird, hier aussprechen würden, auch wenn es nur zur Ehre des HErrn, dem sie als treue Sachwalterin dient, geschehen sollte. Wir freuen uns, daß der HErr es ihr vergönnt, auch das ihr liebe Werk der Pilgermission auf St. Chrischona trotz mancher äußerer und innerer Krisis wachsen, gedeihen und blühen zu sehen, und daß sie es heute noch für eine Gnade Gottes hält, als Mitarbeiterin und Stütze so mancher Reichsgottesarbeit in ihrem Teil wirken zu dürfen, bis auch ihr Feierabend anbricht und sie eingehen darf zur Freude dessen, der ihren Namen kennt und ihr auch einst ihre Treue vergelten wird in der Ewigkeit.

Nachdem nun so der HErr über die nächstliegende Not hinübergeholfen, kamen freilich immer neue Sorgen und Glaubensproben für Spittler. Es ging noch durch manche Demütigung, durch manches Kämpfen und Ringen im Gebet, bis die liebe Chrischonaanstalt und die damit in Verbindung stehenden Zweiganstalten eine ruhigere und sorgenfreiere Entwicklungsstufe erreicht hatten, wie Spittler es wünschte und für notwendig hielt, um von hier aus mit Freudigkeit und im Segen auch die auswärtigen Arbeitsfelder bearbeiten zu können. — Was Spittler in jener Zeit besonders wehmütig berührte, das waren die Verluste so mancher langjährigen Freunde und Mitarbeiter. So schreibt er am 26. April 1858 an Werner: „Die schwerleidende Mutter Zeller ist wieder operiert worden und diesmal schmerzlicher als früher; es ist wohl Erleichterung erfolgt, nur leider eben immer für kurze Zeit. Die Ewigkeit wird hierüber herrliches Licht geben. An meinem 77. Geburtstage besuchte ich die teure kranke Mutter und dachte, wenn diese so leiden muß, wie wird es dir noch ergehen!“ Anfangs Juli dieses Jahres wurde die schwerleidende Dulderin noch durch

den Besuch ihrer an Gobat verheirateten Tochter hoch erfreut und sagte: „Nun will ich gern sterben, da ich euch noch gesehen habe.“ Ende des Monats trat ein Schlaganfall ein, und bald darauf erlöste der HErr diese seltene und durch die treuste Arbeit der Liebe und ihr gesegnetes Beispiel unvergeßliche Hausmutter zum großen Schmerz der Ihrigen und vieler Freunde.

Im August 1858 schreibt Spittler darüber: „Durch den Heimgang der seligen Mutter fühlt man sich eigentlich verwaist; doch unser treue HErr hat es so gemacht, darum muß es recht sein!“

Auch der Heimgang der für die Pilgermission so thätigen Frau Pfarrer Dunker, welche in der Gemeine Neuwied ihre letzten Tage verlebte, ging Spittler sehr nahe.

Als der gute Papa Zeller das 80. Jahr vollendet hatte, spürte man ihm, sagt Thiersch, deutlich die Abnahme der Seelenkräfte an, und doch hatte er gerade um diese Zeit noch manches Schwere durchzumachen, wobei der HErr ihm wunderbar durchhalf (vgl. seine Biographie). Im Mai 1860 durfte er noch mit seiner Tochter eine kleine Reise unternehmen, drang jedoch während derselben auf baldige Rückkehr. Rasch entwickelte sich eine Lungenentzündung, die seine Kräfte rasch erschöpfte, und am 18 Mai entschlief er fast unvermerkt im Kreis seiner lieben Kinder und Zöglinge im Alter von 81 Jahren.

Am 13. Mai hatte Spittler in einem Brief an Werner geschrieben: „Der teure Papa Zeller ist schwer erkrankt. Ryhiner ist fortwährend sehr schwach. Bald werde ich meine beiden alten teuren Freunde und Brüder scheiden sehen und stehe dann kurze Zeit noch allein da; über ein Kleines, so werden wir uns wieder sehen als begnadigte Sünder vor dem Thron des Lammes, wo wir ewig loben und danken werden.“ Als Ryhiner auf seinem Krankenlager von Zellers Tod hörte, wendete er sein Angesicht gegen die Wand und sprach nichts mehr. Nach sieben Tagen hatte auch er seine Wallfahrt vollendet; er starb am 25. Mai 1860.

Ende Mai 1859 war auch der alte Freund Dr. Steinkopf in London sanft und selig zu seiner Ruhe eingegangen.

Am 10. Juni 1860 schreibt Spittler an Werner: „Wie nahe mir der Heimgang Ihres seligen teuren Schwiegervaters geht, kann ich Ihnen gar nicht genug sagen. Ach wie vieles haben wir in den verflossenen vierzig Jahren mit einander durchlebt! Ich gönne ihm

sein Los herzlich wohl und vertröste mich auf baldiges Wiedersehen. Auch mein alter lieber Ryhiner, ein treuer bewährter Freund, ist geschieden, und nun stehe ich noch allein, bis der HErr ruft. Welch' ein Trost, daß wir einen Heiland haben, der alles für uns gut gemacht hat; o daß ich Ihm doch noch dankbarer wäre! Dr. Krapf ist kaum ein Jahr im Klösterli geblieben und geht nun wieder nach Kornthal; es thut mir leid, aber ich muß es geschehen lassen. — Unser guter alter Dr. Schubert in München scheint nun auch nach Hause zu eilen, wo ein köstlicher Feierabend auf ihn aus Gnaden warten wird."

Um diese Zeit schrieb Dr. Barth an Werner: „Der alte Schubert hat mir eine Art Abschiedsbrief geschrieben. Er kann keine Treppe mehr steigen, und jede kleine Bewegung setzt ihn außer Atem. Es scheint ein völliges Zusammensinken der Kräfte eingetreten zu sein, nach einem solchen Arbeitsleben von 80 Jahren sehr begreiflich." Wenige Wochen hernach kam die Nachricht von dem am 1. Juli erfolgten, überaus lieblichen Heimgang dieses edlen und reichgesegneten Mannes.

Diese Nachricht traf den lieben Dr. Barth eben in Basel, wo er zu den Jahresfesten eingetroffen war, zum letztenmal, wie er selbst ahnte. Es wurde in diesem Jahr zum Beginn der Festwoche das neue Missionshaus eingeweiht, und bei der Einsegnung mußte auch Barth eine Rede halten, die seine Abschiedsrede von Basel wurde. Barth hatte sich schon seit mehreren Jahren sehr leidend gefühlt; allein obgleich seiner Leiden immer mehr wurden, ließ er sich nicht überreden, Ruhe zu suchen. Spittler lud ihn mehrmals dringend aber vergeblich nach Riehen ins Klösterli ein zu einem Erholungsaufenthalt. Wenn ein neues Übel bei ihm auftrat, äußerte er scherzend: „Wo Sechse essen, da langt's auch noch für den Siebenten." Im Juli 1861 endlich ließ er sich überreden, in das liebliche Lichtenthal im badischen Schwarzwald zu gehen und dort etwas auszuruhen. Allein im November desselben Jahres erkrankte er an einer gefährlichen Brustentzündung, von der er sich nur langsam wieder etwas erholte. Im Frühjahr 1862 bat ihn Spittler, ihm doch für die Sammlungen eine Lebensskizze des seligen Schubert zu bearbeiten; allein er mußte es ablehnen, da seine Kraft sichtlich abnahm. Im September 1862 suchte er abermals in Lichtenthal Erquickung, allein der Aufenthalt brachte nicht die gehoffte Wirkung; er fühlte sich überaus elend, als er Ende des Monats wieder in

Calw eintraf. Am 12. November 1862 entschlief er, vom Schlag gerührt, ohne allen Kampf, in seinem 63. Lebensjahr.

Aber außer den Todesbotschaften seiner Freunde hatte Spittler in jenen Jahren noch andere schmerzliche Erfahrungen zu machen.

Im Jahr 1857 berichtet Spittler: „Auf Pfingstweide ist der HErr ernst heimsuchend eingekehrt. Eines von den Kindern, die dort untergebracht sind, um aus ihrer Verwahrlosung gerettet zu werden, ein Knabe von 12 Jahren, hat Feuer eingelegt, so daß Scheune und Stallung und der Dachstuhl des Wohnhauses ein Raub der Flammen geworden sind. Menschen und Vieh wurden gottlob gerettet, aber die schönen Vorräte sind sämtlich verbrannt. So ist uns eine neue Last aufgebürdet worden, welche Gott nach seiner so oft erprobten Treue ein solches Ende nehmen lassen wird, daß wir's ertragen können."

Im Jahr 1858 am 3. Februar berichtet er an Werner: „Auch auf dem Maienbühl mußte ich schwere Erfahrungen machen mit einem Arbeiter, der dort angestellt war; er wurde ganz unerwartet schnell geisteskrank und mußte nach Bern gebracht werden. Sie sehen, daß es an Mitteln zur Demütigung für mich nicht fehlt."

Weit entsetzlicher freilich lauteten die Berichte, welche jetzt aus dem Orient eintrafen.

Schon im Jahr 1858 drang nach Europa die entsetzliche Kunde von einer durch fanatische Beduinen verübten höchst grausamen Ermordung eines Barmer Kolonisten in Jaffa Namens Steinbeck, dessen furchtbare Details die ganze abendländische Christenheit tief bewegten. Darauf erfolgte im Herbst 1860 der erschütternde Bericht über eine in Syrien ausgebrochene Verfolgung und ein furchtbares Gemetzel, das unter den Christen auf dem Libanon und in Damaskus von den fanatischen Türken angerichtet worden war. Es wurden Greuel verübt, welche in ganz Europa Schauder und ein mächtiges Mitgefühl erregten, und es war dabei auf eine völlige Ausrottung der Christen abgesehen. Man schätzt die Zahl der Erschlagenen auf 20,000, während etwa 70,000 dabei wohl das Leben retteten, aber ihr Hab und Gut verloren. — Jerusalem und die evangelische Gemeinde wurde wie durch ein Wunder in der höchsten Gefahr bewahrt, indem derjenige Bevollmächtigte, welcher auch in Jerusalem eine gleiche Katastrophe vollziehen sollte, unterwegs erkrankte, so daß inzwischen auf die Nachricht von der drohenden Gefahr die nötigen

Maßregeln getroffen werden konnten, welche das Elend durch Gottes Gnade abzuwenden im Stande waren.

Im September 1860 schrieb Spittler an Prälat Kapff: Die Not der verfolgten Christen in der Gegend von Beirut gehe ihm sehr zu Herzen, und er denke, Bruder Schneller in Jerusalem, welcher seit einiger Zeit ein eigenes Haus daselbst besitze und die Sprache kenne, wäre am ehesten geeignet dazu, ein syrisches Waisenhaus zu errichten und wenigstens eine Anzahl solcher heimatlosen Kinder, die nun in Scharen in Jerusalem eintrafen, aufzunehmen und einfach und christlich zu erziehen. Er habe bereits deshalb an Schneller geschrieben und ihn beauftragt, vorerst sechs fähige Waisenknaben auszulesen und in Jerusalem für die Pilgermission zu erziehen. Er bittet daher Kapff um seine Teilnahme und hofft auch, sein Sohn Markus werde in England dafür wirken können, daß Beiträge kommen, besonders wenn versichert werden könne, daß das syrische Waisenhaus unter der Oberaufsicht Gobats stehe.

Kapff versicherte darauf Spittler seiner innigsten Teilnahme: er sei damit ganz einverstanden, sowie auch die Brüder in Württemberg und überlassen die Teilung der einlaufenden Beiträge Gobat. In ähnlicher Weise schrieb Spittler an verschiedene andere einflußreiche Freunde in Deutschland und legte ihnen diese Not dringend ans Herz. „Der Jammer," heißt es da unter anderem, „ist unendlich groß, und heilige Pflicht für uns, für die armen verfolgten syrischen Christen zu thun, was in unsern Kräften steht" 2c. So wurde im Jahr 1860 durch Spittler im Auftrag der Pilgermission die Gründung eines Knabenwaisenhauses in Jerusalem veranlaßt, und Herr Schneller, der ehemalige Hausvater auf Chrischona, entschloß sich mit seiner Frau, die Leitung desselben zu übernehmen. Schneller reiste selbst nach Beirut und Sidon und brachte neun arme Waisenknaben mit nach Jerusalem. Das Elend, das Schneller bei dieser Gelegenheit in Beirut mit ansah, schildert er als ganz herzzerreißend. Spittler sandte dann einen der älteren Chrischonabrüder nach Jerusalem mit Gaben aller Art für diese armen Knaben, damit er zugleich Herrn Schneller in dieser seiner Arbeit unterstütze. Am 11. Januar 1861 dankt Spittler in einem Brief an Kapff demselben für seine treue Mithilfe am syrischen Waisenhaus und zeigt ihm an, daß bis jetzt Fr. 12,000 für dasselbe abgegangen seien, und er hoffe, daß noch mehr kommen werde. Er bittet Kapff,

ein eigenes kleines Jeruſalem-Komitee zu berufen, nach dem Muſter von Baſel und Jeruſalem, wo je ein ſolches ſei. Dieſe drei Komiteen würden dann ihre Nachrichten aus dem Orient austauſchen. Er iſt der Anſicht, daß, wenn früher Miſſionare in den Libanon geſandt worden wären, ſolche Greuel nie vorgekommen wären. Er hofft ferner, das Brüderhaus in Jeruſalem werde nach und nach eine Art Miſſionsvoranſtalt werden, worin beſonders ſyriſche Waiſen Aufnahme finden. Im Herbſt 1861 erhielt Spittler den Bericht, daß nun bereits 30 Knaben in dem Waiſenhaus aufgenommen worden ſeien, welche einen monatlichen Aufwand von Fr. 1000 erfordern und daher fernere Hilfe von Europa ſehr dringend nötig ſei.

Spittler ließ es nicht daran fehlen in der Nähe und Ferne um Teilnahme dafür zu bitten und konnte am Schluß des Jahres 1862 dem Jahresbericht beifügen: „Fragt eins oder das andere: wie geht's auch mit den Beiträgen für das ſyriſche Waiſenhaus, ſo antworten wir: das Mehl im Kad und das Öl im Krüglein geht zwar zur Neige, aber es wird nicht gar ausgehen; da wird der HErr fürſorgen. Für ein Waiſenhaus dürfen wir nicht fürchten.“ Und ſo war es auch. Trotz vieler und ſchwerer Sorgen und Nöten aller Art entwickelte ſich doch dieſe Anſtalt von Jahr zu Jahr in erfreulichſter Weiſe unter der glaubensmutigen und ſelbſtverleugnenden Leitung des Hausvaters Schneller. Im Jahr 1884 feierte dieſe Anſtalt den 25 Jahrestag ihres Beſtehens. Noch immer iſt das Anſtaltsgebäude Privateigentum und die Anſtalt nur in Miete bei Hausvater Schneller, allein aus dem kleinen Häuschen vor der Stadt iſt ein großer Bau geworden, 20 Minuten vor dem Jaffathor gelegen, von herrlichen Rebgärten umgrenzt, als Zeuge der Liebe und des Glaubens und dient dem großen Zweck, als den Schneller ſelbſt im Jahresbericht 1884 bezeichnet: „die Umgeſtaltung des hieſigen Volks im Sinne des Evangeliums Gottes.“ Mehr als 400 verwaiſte und verlaſſene Knaben haben im Lauf der Jahre Aufnahme und Erziehung gefunden und ſind 5, 8 und 10 und mehr Jahre geblieben, und es ſind aus ihnen 4 Prediger, 14 Lehrer an höheren und niederen Schulen, 20 Kaufleute, 154 Handwerker, über 100 Landwirte, 100 Diener und Taglöhner geworden; und alle haben hier nicht allein Schulbildung und Religionsunterricht empfangen, ſondern Luſt und Fähigkeit zur Arbeit, ſo daß ſie im Stande waren, mit Ehren ihr eigenes Brot zu eſſen. So wird das

Werk getrieben im Sinn des Rauhen Hauses zu Hamburg. Es sind 6 Elementarklassen, 1 Blindenklasse, 1 Fortbildungsklasse, 1 Oberklasse für höhere Bildung hier eingerichtet; 3 Lehrer und 3 Lehrergehilfen, 6 Handwerksmeister, 1 Bäcker, 3 Gehilfinnen in Küche und Haus stehen in der Arbeit unter Schnellers Oberleitung; und dieser treue Hausvater hat jetzt durch die jugendliche Kraft seines Sohnes, welcher zuletzt als Pfarrverweser in Würtemberg wirkte, eine willkommene Hilfe erlangt, indem das Komitee in Jerusalem ihn als Inspektor der Anstalt berief, welchem Ruf er zur großen Freude der alternden Eltern im Frühjahr 1885 gefolgt ist. Die mehr als 300 ausgetretenen Zöglinge werden jährlich im Auftrag der Anstalt mehrmals von einem Evangelisten besucht, um mit denselben fortwährend in äußerer und innerer Verbindung zu bleiben. So ist das Syrische Waisenhaus, wie der Jahresbericht von St. Chrischona von 1884 sagt, mit den Jahren ein großer Sohn der Pilgermission geworden, der aus dem Mutterhaus St. Chrischona hervorgegangen sich nun in Verbindung mit seinem Komitee in Jerusalem selbständig bewegt und entwickelt.

Im Jahr 1861 waren auch über das Handlungshaus in Jerusalem, welches Spittlers Namen führte und unter der Direktion von zwei tüchtigen Kaufleuten Löwenthal und Frutiger mit mehreren christlichen Gehilfen eine ziemlich bedeutende Ausdehnung erlangt hatte, sehr ernste Berichte eingelaufen. H. Löwenthal wurde eines Abends von einem Araber meuchlings überfallen und derart lebensgefährlich auf den Kopf getroffen, daß er eine Zeitlang bewußtlos in seinem Blute lag und nur durch die aufopferndste ärztliche Bemühung der Todesgefahr entrissen werden konnte. Bald nach dieser Kunde erhielt Spittler die Nachricht von gewaltigen Verlusten, welche das dortige Handelshaus erlitt, wodurch sein Fortbestand in Frage gestellt und Spittler, der die ganze Last der Verantwortlichkeit auf sich genommen hatte, sehr darniedergedrückt wurde. Er schreibt darüber an Werner: „Die auf mich dadurch gefallene Last wird immer schwerer. Doch weiß und glaube ich gewiß, der HErr wird helfen; Er will mich nur demütigen und recht innig an sich ziehen, wofür ich Ihm nur danken kann.“ Und der HErr half gnädig auch durch diese Not. Löwenthal erholte sich nach und nach wieder von seinem Unfall, mußte aber seiner Gesundheit wegen in seine Heimat nach Kassel zurückkehren. — An seine Stelle trat ein tüchtiger

Kaufmann aus Elberfeld, und im Jahr 1863 erhielt das Geschäftspersonal einen weiteren Zuwachs durch den Eintritt eines Großneffen Spittlers, P. Kober aus Würtemberg, welcher nach mehrjähriger treuer Thätigkeit auf diesem Posten nach Basel zurückkehrte und nun in Verbindung mit Spittlers vieljährigem treuem Mitarbeiter Jäger die Spittler'sche Buchhandlung betreibt.

Inzwischen war die abessinische Angelegenheit fortwährend Gegenstand von Gobats treuer Sorge, und Spittler wartete mit Spannung und besonderen Hoffnungen auf Bericht über den Fortgang dieses Unternehmens.

Im Juni 1858 traf Flad aus Abessinien in Jerusalem ein und reiste in Begleitung von Bischof Gobat nach Deutschland, um für sich eine Frau und für den König von Abessinien einige Arbeiter und für das Land weitere Vorräte von heiligen Schriften zu holen. Flad brachte im Ganzen guten Bericht über das angefangene Werk. Doch fehlte es nicht an Entbehrungen und Enttäuschungen aller Art, besonders da der König infolge der vielen aufständischen Bewegungen, die in seinem weitverzweigten Reich immer wieder sich zeigten, durch ununterbrochene Kämpfe und Kriege in Anspruch genommen war und durch dieses Leben trotz seiner Geneigtheit für die Bibelverbreitung doch mehr und mehr zu verwildern schien und nach und nach auch die Missionare mit Mißtrauen behandelte.

Im September 1858 kehrte Flad nach Jerusalem zurück, wo er sich mit einer wackern Diakonissin verheiratete, und im Oktober trat er zum zweitenmal die Reise nach Abessinien an in Begleitung von Handwerksbrüdern, welche für den besonderen Dienst des Königs bestimmt waren.

Bischof Gobat, der dieses ganze, schwere und gefährliche, aber auch hoffnungsreiche Missionswerk in Abessinien im Vertrauen auf den HErrn in die Hand genommen hatte, war inzwischen mit Spittler und dem Komitee der Pilgermission darüber eins geworden, daß, im Fall der HErr über Leben und Tod ihn unerwartet heimrufen sollte, die Pilgermission die weitere Sorge für die Brüder in Abessinien übernehmen werde. Auch zeigte sich nun Gobat dem Plane Spittlers, eine Missionsstraße zwischen Jerusalem und Gondar durch Egypten und Nubien hin anzulegen, mehr geneigt als im Anfang, und so wagte es Spittler, nachdem ihm von seiten einer englischen Dame für jede der projektierten 12 Apostelstationen je

100 Pfd. Sterling zugesagt, und von einer andern Engländerin zur Gründung der ersten Station die bedeutende Summe von 400 Pfd. Sterling eingehändigt worden war, dieses große Werk in Angriff zu nehmen und zunächst bei Kairo die erste Station St. Markus anzulegen. Diese Stationen sollten durch Handel, Industrie und Landwirtschaft sich nach und nach selbst zu erhalten, aber in allem nur dem Reich Gottes zu dienen suchen.

So wurden im Januar 1860 vier Brüder (Hausmann, Eipperle, Bleßing und Möhl) zunächst nach Jerusalem gesandt, um sich dort im Brüderhaus für ihre zukünftige Arbeit vorzubereiten und im November 1860 ihren eigentlichen Posten in Kairo anzutreten. „Sobald sich diese St. Markus Station einigermaßen konsolidiert hat und der HErr weitere Mittel an die Hand gibt, werden wir," schreibt Spittler, „zur Gründung der zweiten Station schreiten, da die dadurch bezweckte Verbindung mit Abessinien uns mit jedem Tag notwendiger und bedeutungsvoller erscheint. Die Sorge um diese 12 Pilgermissionskolonien am Nil, welche wir Apostelstraße nennen, hat nun ein eigenes Lokalkomitee in Jerusalem übernommen, welches aus dem Präsident Bischof Gobat, Pastor Valentiner, Dr. Sandreczki und den Brüdern im Brüderhaus besteht."

Im folgenden Jahr wurde in Alexandrien die St. Matthäus Station gegründet durch zwei Brüder von Chrischona, welche daselbst eine kleine Schule übernahmen und unter der Schiffsbevölkerung im Hafen zu missionieren anfingen. Auch auf der St. Markus Station bei Kairo ward eine Schule begonnen, und daneben von dort aus in Kairo Sonntags Gottesdienst gehalten in arabischer Sprache.

Im Mai 1862 erfolgte die Besetzung einer weiteren Station in Matammah, an der abessinischen Grenze, welche den Namen St. Paulus erhielt. Die dort stationierten Brüder hielten die Gründung einer Handelsstation in Chartum als dem Knotenpunkt für Abessinien, Sudan und Egypten für notwendig, und so erfolgte im Jahr 1864 die Eröffnung dieses Postens unter dem Namen St. Thomas durch die Brüder Duisberg und Blessing.

Am Schluß des Jahres 1864 wurde der Beschluß gefaßt, in Aßuan eine St. Petrus Station und in Berber eine Bartolomäus Station mit je drei Brüdern zu besetzen, wozu ein Freund je 100 Pfd. Sterling (= Fr. 2500) gesandt hatte (vgl. 16. Rundschreiben 1864, pag. 12) und das Komitee veranlassen wollte, noch

zwei weitere Stationen in Angriff zu nehmen. Auch sollte jetzt die erste Galla Station in Tscherfa Daga eröffnet werden, nachdem Gobat seine Zustimmung dazu gegeben und von dem eben erwähnten englischen Freunde den größten Teil des dazu nötigen Geldes übergeben worden war. Allein es traten jetzt bedeutende Schwierigkeiten für dieses große Unternehmen ein. Fast auf allen Stationen gab es schwere Erkrankungen und Todesfälle unter den Brüdern; die Ausgaben überstiegen die gemachten Anschläge und Erwartungen; die Erfolge aber blieben weit hinter den Erwartungen zurück, obwohl die Brüder unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen fortarbeiteten, so daß die englischen Freunde nach und nach die Beiträge einstellten.

Um der Apostelstraße eine um so festere Basis zu geben, hatte Spittler schon vor längerer Zeit den Plan ins Auge gefaßt, in Egypten ein Stück Land anzukaufen und hatte in dieser Beziehung seinen Blick namentlich auf das Ländchen Gosen gerichtet, jene eine Tagreise von Kairo entfernte östliche Grenzprovinz Egyptens, welche schon im Altertum durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit sich auszeichnete und etwa 100 Quadratmeilen umfaßt. Spittler hatte den damals in Jerusalem weilenden Schwager Gobats, Nathanael Zeller, veranlaßt eine Reise dahin zu unternehmen und über die dortigen Verhältnisse Bericht zu geben. Dieser hatte das Land sehr fruchtbar, wasserreich, gesund und fast ohne Bewohner gefunden. Man hielt es für wahrscheinlich, daß der Vizekönig es gern um mäßigen Preis abtrat. Dr. Krapff machte ein Programm dafür. Die Freunde Dekan Lebderhose, Mez in Freiburg und namentlich der ehrwürdige Freund Spittlers, Vater Rappard, welcher mit dem preußischen Konsul in Egypten genau bekannt war, billigten den Plan. Allein ehe weitere Schritte gethan werden konnten, traten in Abessinien jene verhängnisvollen Ereignisse ein, die schließlich zum Krieg zwischen England und Abessinien Veranlassung gaben, jenen schönen Plan Spittlers vereitelten und selbst die ganze abessinische Mission zu zerstören schienen (vgl. darüber Flad: Zwölf Jahre in Abessinien).

Der König Theodorus, anfangs für eine Reformation in seinem Lande scheinbar sehr günstig gestimmt, wurde in Folge der fortwährenden Kriegszüge gegen die Rebellen in seinem Lande immer leidenschaftlicher und tyrannischer und ließ sich zu den größten

Grausamkeiten nicht allein gegen seine aufrührerischen Abessinier, sondern allmählich auch gegen die Europäer hinreißen und ließ teils aus Mißtrauen, teils aus Zorn über die englische Regierung, welche verschiedenen Wünschen und Erwartungen, die er hegte, nicht entsprochen hatte, die sämtlichen Europäer und zuletzt sogar auch die Missionsbrüder gefangen setzen und verfuhr teilweise sehr hart gegen sie. Eine Reihe diplomatischer Verhandlungen zwischen England und Theodorus, welche teilweise Flad zu vermitteln hatte, schlugen fehl, und so sandte England von Indien aus eine Armee gegen ihn, um die Gefangenen zu befreien, welche auf der Bergfeste Magdala festgehalten und keinen Augenblick sicher waren, vom König grausam ermordet zu werden. Magdala wurde im April 1868 im Sturm genommen. Der König aber machte, nachdem er zuvor die Gefangenen ins britische Lager gesandt hatte, ehe er selbst in Gefangenschaft geriet, seinem Leben ein Ende, indem er sich selbst erschoß. Mit der britischen Armee mußten auch alle Missionare abziehen, so daß eine Zeitlang eine geordnete Missionsthätigkeit nicht mehr möglich schien. Inzwischen wurden unter einem Nachfolger des Theodorus, König Menelek in Schoa, verschiedene Versuche gemacht, insbesondere die von diesem gebilligte Gallamission in Angriff zu nehmen, allein ohne größeren Erfolg, während daselbst die Katholiken mehr Eingang gefunden zu haben scheinen. — Von der Apostelstraße speziell konnten einige Jahre hindurch einzelne Stationen noch erhalten werden, um möglichst reichlich das Wort Gottes zu verbreiten, und in der Hoffnung, England, sowie die sämtlichen Freunde der Mission in Afrika, werden noch die unberechenbare Bedeutung einer solchen Verbindung mit Centralafrika für die Mission daselbst erkennen und die Sache unterstützen. Nachdem sich aber diese Hoffnung als trügerisch erwiesen hatte, wurde mit Rücksicht auf die ungeheuren Kosten, welche die Erhaltung der Stationen fortwährend verursachte, während die Teilnahme dafür abnahm, das Unternehmen aufgehoben, nachdem ein Teil der begonnenen Thätigkeit in andere Hände gelegt worden war.

Mitten in diesen vielen und schweren Sorgen und Kämpfen, welche Spittler in seinen alten Tagen noch durchzumachen hatte, sah er sich genötigt im Jahr 1861 für seine lieben Basler Sammlungen nach einem neuen Redaktor sich umzusehen, nachdem ihm der vieljährige Redaktor, Pfarrer Werner, definitiv erklärt hatte, daß ihm

die Fortsetzung dieser Arbeit neben seinen vielfachen andern Arbeiten jetzt nicht mehr möglich sei. „Noch nie", schreibt Spittler am 4. November 1861 an Werner, „ist mir ein Brief an Sie so schwer geworden wie dieser. Sie sagen mir die Redaktion der Sammlungen auf, freilich aus Gründen, gegen die ich nichts einwenden kann, nachdem Sie solche so viele Jahre lang aufs treueste und mit sonderlichem Segen besorgt haben, wofür Sie der HErr hier und dort reichlich belohnen wird. Ich hoffte immer, daß Sie bis zum Schluß meines Lebens, der ja nun im 80. Jahr nicht mehr so fern sein kann, diesen großen Liebesdienst gegen mich beibehalten werden" 2c.

Im Dezember 1861 wiederholte Spittler an Werner die dringende Bitte, eine kurze Zeit wenigstens noch die Redaktion der Sammlungen beizubehalten und teilte ihm zugleich mit größtem Schmerz mit, daß die Regierung in Schaffhausen seinen teuern Freund, den edlen Antistes Kirchhofer, gegen welchen von seiten der Freisinnigen allerlei Lästerungen und Verleumdungen der gemeinsten Art ausgestreut worden seien, zu beseitigen gedenke, da sein Interesse für äußere und innere Mission und überhaupt seine ernsten und unerschrockenen Zeugnisse für den HErrn der radikalen Regierung längst unbehaglich seien.

Am 15. August 1862 schreibt er an Werner: „Ihre ganz bestimmte Redaktionsaufkündigung hat mich tief bewegt. Sie haben volles Recht dazu, und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie so viele Jahre sich mit mir geduldet haben. Sie haben zu Ihrem Nachfolger Herrn Pfarrer Theurer eingesetzt, den ich aufs herzlichste grüße und ihm sehr dankbar bin, daß er sich hiezu hergegeben hat." Bald hernach aber schreibt er an Werner, daß das Projekt mit der Sammlungenredaktion sich nicht habe ausführen lassen, und daß, nachdem er vergeblich bei verschiedenen befreundeten Geistlichen angefragt habe, ob sie ihm dabei helfen möchten, nun Herrn Pfarrer Stähelin in Klein Basel sich entschlossen habe, den erbaulichen Teil zu übernehmen, während für den historischen Teil Spittler selbst sorgen müsse. So half der HErr auch über diese Sorge hinüber, und Spittler hatte die Freude, dieses sein geliebtes Blatt nun bis an sein Ende in gute Hände gelegt, im Segen seinen stillen Gang fortsetzen und in manchen weiteren Kreisen Eingang finden zu sehen.

Auch eines anderen Sorgenkindes Spittlers haben wir hier noch Erwähnung zu thun. Die im Jahre 1857 abgebrannten Gebäulichkeiten auf der Pfingstweide waren im Jahr 1858 wieder aufgebaut worden mit Hilfe einiger Freunde, die das Geld vorstreckten. Spittler bat sodann den Bruder F. Daubenschmid in Fellbach, eine Reise dahin zu unternehmen und als erfahrener Ökonom ihm sein Urteil über das Gut mitzuteilen, in wie weit dasselbe imstande sei, die dortige Haushaltung zu ernähren ohne weitere Unterstützung. Daubenschmids Bericht fiel nicht günstig aus, was die landwirtschaftliche Seite des Anwesens betraf. Er fand, daß das Gut dort zu klein und gering sei, um die Hauseltern zu ernähren, und die Felder wegen ihrer tiefen Lage meist naß und unfruchtbar. „Aber vielleicht", schloß er seinen Bericht, „hilft der HErr auf andere Weise, daß die Pfingstweide doch ein Licht bleibt für die fünf angrenzenden Länder."

In demselben Jahre noch ward Spittler die Freude zu teil, mittelst eines für diese Anstalt ihm übergebenen Legats die darauf haftende Schuld, Kapital samt Zinsen abzahlen zu können, und im Jahr 1862 erhielt die Anstalt eine neue, dauernde Bestimmung. Ein Bruder von Chrischona, der früher Krankenwärter gewesen war, entschloß sich, in Gemeinschaft mit seiner frommen Schwester die Führung der Haushaltung daselbst zu übernehmen und hier ein Asyl zu eröffnen für epileptische Kranke, für welche Spittler schon längere Zeit in der Nähe von Basel vergeblich nach einer passenden Unterkunft gesucht hatte. Diese erste Anstalt dieser Art wurde einem besonderen Lokalkomitee in Tettnang übergeben und unter die Oberaufsicht des Oberamtsarzts Moll von Tettnang und die seelsorgerliche Beratung des Pfarrers Eckhardt gestellt und erfreute sich bald der Teilnahme vieler Freunde, was um so erfreulicher war, als es an bedauernswürdigen Pfleglingen fortwährend nie fehlte, die in ihrer traurigen Lage hier Aufnahme und Pflege begehrten, so daß das Haus allezeit angefüllt war von Kranken jeden Alters und Standes. Um die Kranken passend zu beschäftigen, wurde eine Buchbinderei daselbst eingerichtet.

Erst im Jahr 1866 wurde in Würtemberg noch eine zweite ähnliche Anstalt in Stetten im Remsthal gegründet von einem würtembergischen Verein; und im Jahr 1868 wurde die Anstalt Pfingstweide, welche sich inzwischen bedeutend erweitert und besonders durch die treue Mithilfe des Herrn U. Zellweger immer allge-

meinere Anerkennung gefunden hatte, von der Pilgermission getrennt und an ein besonderes Lokalkomitee, das schon seit mehreren Jahren die Leitung übernommen hatte, käuflich abgetreten, und hat seither unter Gottes gnädigem Walten fortbestehen dürfen und sich als eine höchst zweckmäßige und segensreiche Einrichtung zum Wohl der armen Fallsüchtigen erprobt.

---

27. Spittlers letzte Jahre und Heimgang.

Spittlers äußerer Lebensgang, sein ganzes Privatleben, ging mehr und mehr völlig in der Reichsgottesarbeit auf. Wie im Anfang seines Wirkens in Basel, wo er mit seinem Freund Blumhardt zusammen auf gemeinsamem Stübchen in jugendlicher Kraft und Begeisterung derart für den HErrn arbeitete, daß ihm Seelenrettung nicht allein Amt und Beruf sondern auch die einzige Würze seines Lebens war, so blieben auch im Greisenalter nicht nur die täglichen Arbeitsstunden, welche mit peinlicher Treue ausgefüllt wurden in der Sorge für die ihm anvertrauten Liebeswerke, sondern auch seine Erholungsstunden ausschließlich dem HErrn und seinem Dienst geweiht.

In den jährlichen Rundschreiben an die Freunde der Pilgermission, worin über den Gang der von ihm geleiteten Anstalten regelmäßiger Bericht erstattet wurde, teils von ihm selbst teils von seinen vieljährigen Mitarbeitern, finden wir somit die Hauptmomente seines Thuns und Lassens unter Freuden und Leiden niedergelegt. Sein Wirken und Schaffen im engern Kreise und im eigenen Hause, im Kämmerlein, das nur Wenigen bekannt wurde, es hat in den letzten Lebensjahren keine Einschränkung erfahren; es blieb ein fortwährendes treues Arbeiten für den HErrn und sein Reich.

Das Jahr 1862 hatte ihm viel Freude und Erquickung gebracht; und es war nicht bloß eine schöne Redensart, wenn es in dem Bericht am Schluß des Jahres 1862 heißt: „Es ist uns heuer gegen all' unser Verdienst und Würdigkeit so viel Gutes, Geduld, Langmut, Erbarmen und freundliche Durchhilfe von der Gnade unseres hochgelobten Gottes zu Teil geworden, daß wir wohl mit Beugung überall unsere Untreue und Gebrechen, doch aber noch viel mehr mit Loben und Danken und mit viel Freudigkeit in dem HErrn

vor unsere Freunde treten können, um ihnen von dem diesjährigen Wirken nach unserer Gewohnheit einen kurzen Bericht zu geben! Auf Chrischona war die Ernte sehr reichlich ausgefallen und durch ansehnliche Naturalbeiträge von den Freunden der Anstalt ergänzt worden. Auch für die laufenden Ausgaben hatte der HErr täglich gesorgt, so daß die große Haushaltung, welche jetzt über 70 Seelen umfaßte, keinerlei Mangel zu leiden hatte. Ja noch mehr! Die beiden letzten Termine an der Schuld für das Chrischonagut im Betrag von Fr. 20,000 wurden in überraschender Weise gedeckt durch die aufopfernde Treue englischer Freunde, welche sich zusammenthaten, um Spittler diese große Freude zu machen. So wurde ihm noch vor Ende des Jahres auch diese große Last abgenommen, und das Rundschreiben dieses Jahres schloß daher ganz in seinem Sinne mit dem Ausdruck des innigsten Dankes und Lobes über die zahllosen Beweise der Treue des HErrn, wie er aus dem Munde des Psalmisten floß: „Gelobet sei Gott der HErr, der Gott Israels, der allein Wunder thut, und gelobt sei sein herrlicher Name ewiglich, und alle Lande müssen seiner Ehre voll werden. Amen! Amen!“ (Psalm 72).

Das folgende Jahr trat er mit allerlei bangen Erwartungen an; „denn“, schreibt er einmal, „die Luft ist schwüler und die Gewitterwolken ziehen näher; aber auch unter Stürmen und Ungewittern bleibt der HErr seiner Kirche nahe, und die Geschicke seiner Völker liegen in seiner Hand; und unsere Aufgabe ist es, zu wirken, so lange es Tag ist, wie der HErr selbst sagt, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“

Auf seinen 83. Geburtstag erhielt er eine Reihe von Beweisen der Liebe und Verehrung von allen Seiten, besonders auch von Chrischona her, wo ihm die Mitglieder der Buchdruckerei namentlich ihren Segenswunsch in einem überaus sinnigen Gedicht übersandten.

In diesem Jahr wurde beschlossen, die Basler Sammlungen, welche bisher immer noch in Basel gedruckt wurden, künftig auf Chrischona selbst drucken zu lassen, was schon längst Spittlers Wunsch gewesen war. Ganz besondere Freude machte Spittler der in diesem Jahr auf Chrischona vollendete Druck des Neuen Testaments von Hedinger, dessen gediegene Erklärungen ihm besonders sympathisch waren. Die Zahl der Bewohner Chrischonas stieg auf 90 Personen; darunter waren 54 Zöglinge und 17 Arbeiter; 13 Brüder wurden

verabschiedet, während dafür wieder 17 neue Brüder aufgenommen wurden. Wiederholt bestieg Spittler in diesem Jahr seinen lieben Chrischonahügel und sah mit Lust zu, wie bei Gelegenheit des in in diesem Jahr aufgeführten Neubaus, welcher industriellen Zwecken dienen und hernach die Druckerei, Buchbinderei, Schneiderei und Schusterei aufnehmen sollte, namentlich Mitglieder des Basler Jünglingsvereins wetteiferten, in uneigennützigster Weise „freiwillige Frohndienste" zu leisten.

Spittlers Ahnung von drohenden Gewittern sollte sich noch in demselben Jahre bestätigen. In Amerika hatten die Brüder in Texas unter dem daselbst entbrannten furchtbaren Bürgerkrieg schwer zu leiden, und da sie von allen Seiten eingeschlossen waren, kamen von ihnen nur spärliche Nachrichten nach der alten Heimat.

Auch in Abessinien hatte für die dortigen Brüder, wie wir oben gesehen, die Zeit der Trübsale begonnen, nachdem die Missionare Stern und Rosenthal und der englische Konsul Cameron von König Theodorus in Gefangenschaft gesetzt wurden, und infolge davon auch die Thätigkeit der Brüder gelähmt und sogar ihr Leben zuweilen der größten Gefahr ausgesetzt war bei der wachsenden Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit des Königs. Trotzdem knüpfte auch an diese Ereignisse Spittler die stille Hoffnung, es werde jetzt gewiß durch solche ernste Dinge die Errettung und Bekehrung vieler Seelen in Abessinien angebahnt und dem Wort Gottes der Weg bereitet, und durch eine solche Bewegung in Abessinien sodann dem Evangelium auch das Innere Afrikas erschlossen, das jetzt noch in dicker Finsternis liege. „Alles, was bisher in Abessinien, Nubien und Egypten geschehen ist", schreibt er darüber, „gehört nur zum Wegbereiten, zur Thränensaat auf Hoffnung; arbeiten wir treulich fort im Glauben und in der Liebe, so wird die Freudenernte nicht ausbleiben."

Spittler suchte unermüdlich, auch mit gebrochener Kraft, weiter zu arbeiten. Im Jahr 1865 durfte er auf den 25jährigen Bestand der Pilgermission auf St. Chrischona zurückblicken und faßte die Empfindung seines Herzens bei diesem Rückblick zusammen in das Psalmwort: „Kommet herzu, laßt uns dem HErrn frohlocken und jauchzen dem Hort unseres Heils!" (Psalm 95, 1). Der HErr hatte ihm nun im hohen Greisenalter stehend die Gnade erwiesen, daß er es erleben durfte, auch diesen besonderen Zweig, der aus der

deutschen Christentumsgesellschaft zu Basel hervorgewachsen und auf seine besondere Pflege und Fürsorge angewiesen, ja, wie er selbst sagt, Gegenstand vielen Seufzens und oftmals bangen Wartens und Schreiens gewesen war, lieblich entwickelt und fröhlich grünen und Frucht tragen zu sehen. Der Jahresbericht von 1865 schloß mit dem schönen, demutsvollen Danklied: „König, sei gepriesen, daß Du so verschonest und uns nicht nach Werken lohnest! Deiner Hand sei Ehre, die so wohl regieret und mit Ruhm das Scepter führet. Fahre fort, Zions Hort! Langmut auszuüben und die Welt zu lieben. Amen."

Das Jahr 1866 brachte nicht allein auf dem Gebiet der äußeren und inneren Mission viel Angst und Sorgen aller Art, sondern für ganz Europa gewaltige Erschütterungen durch den deutsch-österreichischen Krieg. Handel und Gewerbe stockten allenthalben und jedermann sah mit Spannung auf den Ausgang dieses den meisten so rätselhaften Kampfes, dessen glückliche Vollendung jedoch das kühn aufstrebende Preußen befähigte, von nun an sich an die Spitze des geeinigten Deutschlands zu stellen und diesem nach langjähriger Knechtung eine Achtung gebietende Stellung nach außen und gründliche Erneuung nach innen zu geben. Papa Spittler sah zunächst auch diesen Krieg als eine göttliche Zuchtrute und schwere Heimsuchung an, die jedoch durch Gottes Gnade reichen Segen schaffen könne. — Gern stellte er mehrere Chrischonabrüder der württembergischen und badischen Bibelgesellschaft zur Verfügung, damit sie unter den deutschen Heeren Neue Testamente verbreiten helfen, und vernahm mit Freuden die Kunde, daß ihre Arbeit eine reich gesegnete war, indem der HErr seinem Wort durch die Schrecken des Kriegs so manche Thür öffnete, die ohne das verschlossen geblieben wäre. Auch das Feld der Krankenpflege wurde hiebei seinen lieben Chrischonazöglingen geöffnet, indem der württembergische Sanitätsverein sich eine Anzahl Brüder für seinen Dienst erbat. Diese Brüder wurden nach erhaltener Vorbereitung in die Feldspitäler in Mergentheim gesandt zur Verpflegung der verwundeten Soldaten und zugleich auch, wo es Not that oder Gelegenheit dazu sich darbot, neben der leiblichen auch geistliche Hilfe zu leisten.

Von Abessinien liefen indessen immer sparsamere, aber desto ernstere Berichte in Basel ein. Wohl hatte der despotische König Theodorus die von Bischof Gobat ausgesandten Brüder, welche er im

Anfang aufs gnädigste behandelt und mit Ehren und Auszeichnungen aller Art überhäuft hatte (er hatte sie in den Adelstand erhoben und mit Land belehnt), bisher in ihrer persönlichen Freiheit noch nicht beschränkt. Missionar Flad, welchem er immer noch am meisten Vertrauen schenkte, wurde von ihm an die Königin von England gesandt, um von ihr Arbeiter für sein Land zu erbitten. Auf dieser Reise besuchte Flad auch Spittler und brachte ihm Bericht über die dortigen Verhältnisse sowie einen jungen Abessinier mit, welcher in einer badischen Anstalt zur Erziehung und Ausbildung untergebracht wurde. Flad kehrte im gleichen Jahr noch nach Abessinien zurück mit reichen Geschenken der Königin für König Theodorus. Dieser empfing die Geschenke und ließ, erfreut über dieselben, die gefangenen Europäer frei. Doch ehe diese die Grenze erreichten, ließ sie der König aufs neue festnehmen und auf die Bergfeste Magdala bringen, wo sie bis zu ihrer endlichen Befreiung durch den englischen General Napier im Kerker verblieben.

Eine merkwürdige Fügung des HErrn war es, daß in diesem Jahr ein junger Galla, namens Rufo, von demselben Stamm, dem einst Pauline Fatme angehört hatte, nachdem derselbe als Sklave nach Matammah gebracht worden war, von einem der Christchonabrüder losgekauft und nach Europa geschickt werden konnte, wo er durch seine Kenntnisse nicht allein in der Galla-, sondern auch in der amharischen und arabischen Sprache Dr. Krapf in Kornthal bei der Übersetzung der Bibel in die Gallasprache behilflich sein konnte. Dieser begabte Jüngling konnte im Jahr 1869 auf Christchona getauft werden und hatte gehofft ausgesandt werden zu können, um seinem Volk das Evangelium zu bringen. Allein seine Gesundheit hatte schon in der Sklaverei Not gelitten, und auch seine Versetzung in das milde Klima von Kairo brachte ihm keine Genesung. Er starb daselbst im Jahr 1870 im frohen und kindlichen Glauben an seinen Heiland, den er in Basel im Fälkli, wo er während einer Krankheit längere Zeit verweilt, gefunden hatte. So manche liebliche Erfahrungen, welche Spittler mit der Erziehung und Ausbildung dieses und verschiedener anderen afrikanischen Knaben machen durfte, verglichen mit der großen Schwierigkeit, welche dem Gedeihen der afrikanischen Mission von jeher und besonders in letzter Zeit wieder durch die schweren Erkrankungen und zahlreichen Todesfälle der Brüder im Weg stunden, legten Spittler den Wunsch aufs neue nahe,

auch für Abessinien und das Gallaland Eingeborene auszubilden und zwar so früh als möglich. Im Juli 1866 schrieb Spittler darüber an Dr. Krapf in Kornthal und entwickelte ihm seinen Plan wegen Gründung einer Schule für schwarze Knaben. Schon längere Zeit nämlich hatte er das unweit Chrischona in einem stillen, romantischen Thal gelegene, von einem kleinen See umgebene, unbenützte Schlößchen Inzlingen für einen derartigen Zweck ins Auge gefaßt. Hier, meinte Spittler, wäre der Ort, wo Jünglinge aus Abessinien und dem Gallalande erzogen und für die Missionsthätigkeit in ihrer Heimat vorbereitet werden könnten. Flad, meinte er, könnte auch die Königin von England für diesen Plan zu gewinnen suchen, und ebenso den König Theodorus veranlassen, daß er aus seinem Land brave und begabte Jünglinge herausseude und so die Sache fördern helfe. Und wirklich wurde dieser letzte Plan Spittlers noch in seinem letzten Lebensjahr in Angriff genommen. In dem Rundschreiben vom Jahr 1867 findet sich darüber folgende Notiz: „Noch einer neuen Zweiganstalt müssen wir Erwähnung thun, nämlich des Schlößleins in dem zu Chrischonas Fuß gelegenen badischen Dorf Inzlingen. Dieses wurde samt dem dazu gehörigen Gut gemietet und wird von unserem Bruder Frei verwaltet und bebaut. Es soll eine Schule für schwarze Jünglinge daraus entstehen oder ein Aufenthaltsort für Missionare, welche der Erholung bedürfen, also eine Missionsherberge.“ Spittler hatte noch im Jahr 1867 dieses Schlößchen auf drei Jahre in Pacht genommen und dazu ein ehrwürdiges, christliches Hauselternpaar gefunden, welches sich bereit finden ließ, solang bis dasselbe seiner eigentlichen Bestimmung übergeben werden konnte, die Haushaltung dort zu leiten. Dieses lieblich stille Plätzchen wurde so nach Spittlers Wunsch zunächst einer Anzahl Ruhe und Erholung bedürftiger Chrischonabrüder, Missionsleuten und anderen christlichen Freunden dienstbar gemacht, die um mäßigen Preis hier leibliche und geistige Stärkung und Erfrischung erlangten, und so ist Inzlingen manchen zum Segen geworden. Papa Spittler ließ sich im Sommer 1867 noch, als er selbst nicht mehr gehen konnte, von seinem lieben Klösterli in Riehen aus in einem Rollstuhl nach Inzlingen führen. Der liebevolle Empfang der Hauseltern Mück und ihr mutiges, stilles Walten unter manchen Entbehrungen aber im Geist der Liebe und des Friedens, sowie der Anblick des ganzen freundlichen und wohlgeordneten Anwesens that

Spittler ungemein wohl, und er kehrte von diesem seinem letzten Besuch daselbst zurück mit der freudigen Hoffnung, der HErr werde diesen Ort nach und nach in der von ihm ersehnten und erflehten Weise zu einer Segensstätte für seine göttliche Reichssache sich entfalten lassen. Allein der HErr hatte es anders im Sinn. Als nach Spittlers Heimgang in der Einrichtung des Schlößchens manche Verbesserung notwendig wurde, so daß die vielen Auslagen, welche der Ertrag der Landwirtschaft nicht zu decken im stande war, das Budget bedeutend erhöhten, fiel es dem Komitee oft schwer, für den Pachtzins die nötigen Mittel zu finden. Allerdings half der HErr jedesmal wunderbar aus solchen Verlegenheiten, indem zur Stunde, wo mans brauchte, in ganz ungeahnter Weise oft gerade die Summe, welche nötig war, von Freunden speziell für diesen Zweck dargeboten wurde. Allein als die dreijährige Pacht abgelaufen war, und der HErr immer noch keine deutlichen Winke für die Verwendung des Gütchens zu der von Spittler beabsichtigten Reichsgottesarbeit gegeben hatte, wurde der Beschluß gefaßt, die Sache wieder aufzugeben, um so mehr als um jene Zeit die Verhältnisse in Abessinien und im Orient überhaupt infolge der traurigen politischen Zustände jener Länder so dunkel und untröstlich erschienen, daß zunächst von Spittlers wohlgemeintem Plan abgesehen werden mußte.

Dagegen durfte Spittler in jener Zeit an der von ihm seinerzeit in sein Haus aufgenommenen afrikanischen Jungfrau Anjama (auf deren kleine Biographie wir schon oben verwiesen haben) überaus liebliche und köstliche Früchte einer treuen christlichen Bildung und Erziehung erleben und damit den Beweis liefern, daß die armen Bewohner jenes schwarzen, unter dem schweren göttlichen Fluche schmachtenden afrikanischen Weltteils durch Gottes Gnade dazu ausgerüstet werden können, für die Sache des Reiches Gottes thätig und fruchtbar zu werden oft zur Beschämung ihrer europäischen bildungsstolzen Brüder und Schwestern, da es vor allem auf eine völlige Hingabe an den HErrn und auf die Treue im Kleinen ankommt.

Aus einem Brief vom 8. April 1867, welchen Spittler an seinen treuen Freund und Mitarbeiter, Kaplan Schlienz, schrieb, entnehmen wir noch einen andern Plan, welcher diesen unermüdeten Greis in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte. Er wünschte nämlich einen Verein zu gründen in Straßburg, der sich die Aufgabe stellte,

unter den vielen Holzhauern auf den Vogesen eine Evangelisationsarbeit zu unterhalten und zu diesem Zweck einen oder mehrere Brüder anzustellen, welche diesen meist geistlich vernachlässigten und daher vielfach verwilderten Leuten die Botschaft des Friedens brächten und ihrer sich leiblich und geistlich annehmen würden. Es ist uns nicht bekannt, inwieweit diese gutgemeinte Idee verwirklicht werden konnte. Immerhin ist sie ein Beweis, daß trotz der allmählichen Abnahme der leiblichen und geistigen Kräfte des guten Papa Spittler sein Interesse für die innere Mission und die Liebe zu den Verlassenen und Notleidenden aller Art nicht aufhörte, bis der HErr ihn selbst Feierabend machen hieß. Und dies war denn wirklich im Jahr 1867 der Fall. Spittler selbst fühlte das wohl; und obgleich es ihm merkwürdigerweise vergönnt war, mit voller Klarheit und inniger Wärme, wenn auch mit zitternder Hand, im Dezember 1867 mit dem 19. Rundschreiben an die Freunde der Pilgermission einen Überblick über das ihm vom HErrn anvertraute Werk zu geben, so lag doch gerade im Schluß dieser interessanten Zusammenstellung ein höchst merkwürdiges förmliches Abschiedswort, gesprochen im Vorgefühl seines nahen Heimgangs. Der Schluß lautete also:

„Darum, lieben Freunde, vergesset nicht den Hügel und das Werk, welches auf ihm und von ihm aus getrieben wird. Der HErr aber helfe uns um seines Namens Ehre willen, Er errette uns und vergebe uns unsere Sünden um seines Namens willen. Amen! So grüßt euch in seinen alten, schwachen und kranken Tagen, da er spürt, daß er nahe am Ziel ist, wohl zum letztenmal namens des Pilgermissionskomitees

das älteste Mitglied desselben:
Christian Friedrich Spittler."

So beschloß Spittler seine Arbeit, und noch während des Drucks dieses Rundschreibens rief ihn der HErr ab zu seiner ewigen Ruhe. Noch bleibt uns übrig einiges wenige über seine letzten Lebens- und Leidenstage zu berichten.

Spittler hatte außer zwei längeren, schweren Erkrankungen, die er in den Jahren 1840 und 1864 durchzumachen hatte, sich bisher in Basel fast ununterbrochen einer guten dauerhaften Gesundheit zu erfreuen gehabt, wofür er dem HErrn oft seinen demütigen Dank darbrachte. Erst in den letzten Jahren traten zuweilen, wie schon

erwähnt, leichte Schwindelanfälle und Schwerhörigkeit bei ihm auf und die Füße fingen an, ihren Dienst zu versagen; und erst jetzt ließ er sich dazu bestimmen, von manchen Arbeiten sich zurückzuziehen und den vielen Sitzungen fern zu bleiben, die er bisher mit seltener Treue immer besucht hatte. Seiner ungemein einfachen und regelmäßigen Lebensweise, die er sein Lebenlang beobachtet hatte, war es vornämlich zuzuschreiben, daß er so lange verschont blieb von den eigentlichen Beschwerden des Alters; auch hatte er seit einer Reihe von Jahren im Sommer meist in Riehen im Klösterli einen kürzeren oder längeren Landaufenthalt genossen, was ihn immer wieder körperlich und geistig erfrischte. Dort befand er sich inmitten einer schönen Natur in stiller Zurückgezogenheit, fern von dem Geräusch der Stadt und täglichen Anläufen, denen er in Basel ausgesetzt war, und doch in unmittelbarer Nähe der lieben Anstalten, deren Gedeihen sein Herz erfreute und mit kindlichem Dank erfüllte. Und wenn er in den letzten Jahren, namentlich auch während der Dauer der Basler Festwoche, die er persönlich nicht mehr mitfeiern konnte, sich in sein stilles Klösterli in Riehen zurückgezogen hatte, um dem Strom der Menschen zu entfliehen, so machte es ihm doch andererseits viel Freude, gerade in diesen Tagen dort eine Menge lieber alter und neuer Freunde der Mission begrüßen zu dürfen, welche es sich nicht mehr nehmen lassen wollten, den lieben ehrwürdigen und immer noch so geistesfrischen Vater Spittler, den Gründer und letzten Rest des alten Missionskomitees in seiner Verborgenheit aufzusuchen und aus seinem Munde Worte der Ermunterung und des Lobes Gottes zu vernehmen.

Als eine besondere Gnade seines himmlischen Vaters sah er es an, daß Er ihm in seiner lieben Pflegetochter Susette nicht nur eine allezeit treubesorgte, in kindlicher Liebe und Aufopferung trefflich bewährte Pflegerin, sondern auch eine vielerfahrene, bei Ausübung großer Gastfreundschaft, wie bei Gründung und Pflege der mancherlei Anstalten gleich unermüdliche Gehilfin bis in sein hohes Alter erhalten hatte. Nicht minder wichtig war es für ihn, und er hat es mit demütigem Dank gegen den HErrn oft gerühmt, daß Er ihm an seinem vieljährigen Gehilfen Jäger, den er schon seit langer Zeit zum Geschäftsteilhaber an dem im Fälkli betriebenen Buchhandel ernannt hatte, einen nicht nur höchst zuverlässigen und geschäftstüchtigen Stellvertreter, sondern vor allem einen stets opferwilligen

und verständnisvollen Mitarbeiter und Freund bei den Reichsgottesarbeiten zugeführt und für seine vielseitige Thätigkeit willig und tüchtig gemacht hatte, was ihm namentlich jetzt in den Tagen seiner abnehmenden Kraft zu großem Troste gereichte. Mit der Buchhandlung im Fälkli hatte er sich je länger je weniger mehr selbst beschäftigt, da ihm dazu nicht allein die Zeit und Kraft, sondern auch die Luft und das praktisch kaufmännische Verständnis abging; dagegen ließ er es nicht an Ermahnung fehlen, doch nur gute Schriften anzuschaffen und auf Lager zu halten und den dabei erzielten finanziellen Nutzen nicht als die Hauptsache, sondern die Gelegenheit dadurch, wie besonders durch Verbreitung guter Traktate und heiliger Schriften, guten Samen auszustreuen in erster Linie als Aufgabe dieser christlichen Buchhandlung zu betrachten. Er, dem der HErr zur Gründung der vielen Anstalten und zur Förderung der verschiedensten wohlthätigen Zwecke Tausende in die Hände legte, bei deren Verwaltung und Verwendung er sich als einen treuen, klugen und sparsamen Haushalter bewährte, zeigte sich vielfach in Sachen des alltäglichen Lebens ebenso sorglos als hilflos, und war besonders in Geldsachen nicht selten der Gewissenhaftigkeit seiner Nebenmenschen, von denen er stets die beste Meinung hegte, preisgegeben. So wird uns erzählt, daß er einst auf einer kleinen Reise in Friedrichshafen dem Wirt, bei welchem er logiert hatte, vor seiner Abreise vertrauensvoll die Börse übergab mit der Bitte, sich soviel als die Rechnung betrage, selbst herauszunehmen, da er selbst mit dieser Rechnerei nicht umzugehen verstehe.

Daß von seinem Hause aus von Jahr zu Jahr eine große Anzahl heiliger Schriften ausging und deren Verbreitung auch durch vermehrte Kolportage geschah, daß namentlich auch seit 1842 jeder durchreisende Handwerksgeselle im Fälkli ein neues Testament in Empfang nehmen durfte, und dieser Bedarf sich oft jährlich auf 5 bis 6000 Exemplare steigerte, betrachtete er als einen besonderen Segen von oben für Haus und Geschäft. Und gern liebte er es, wenn er die auf ihr Testament wartenden Handwerksburschе im Geschäftslokal teilnehmend begrüßte, an sie Fragen über ihr Glaubensbekenntnis zu richten oder ihnen ernste Ermahnungen mit auf den Weg zu geben.

Im Jahr 1867 bemerkte man bei ihm eine auffallende Abnahme der Leibeskräfte; jede Veränderung wurde ihm schwer, und

teilnehmende Besuche und Freunde trafen ihn, den sie bisher kaum anders als unermüdet die Feder in der Hand an seinem Schreibtisch über seiner zahllosen Korrespondenz beschäftigt gesehen hatten, jetzt in seinem mittelalterlichen Stübchen auf dem einfachen Kanapee sitzend, meistens wie einen Patriarchen zum stillen Gebet die Hände gefaltet oder auch wohl damit beschäftigt, mit unglaublicher Geduld ein für junge Hände unauflösbares Bindfadengewirr in Ordnung zu bringen und auf schöngeformte mächtige Knäuel zu wickeln. Hatte er bemerkt, daß jemand bei ihm eingetreten war, so erhob er sein schönes ehrwürdiges Haupt, und es leuchteten dem Besucher die jedem, der ihn persönlich kannte, unvergeßlichen, liebevollen, durchdringend glänzenden Augen entgegen; und auf die teilnehmende Frage nach seinem Befinden waren es meist nur Worte des demütigsten Dankes für Gottes Erbarmen gegen einen alten, unwürdigen Pilger, oder der stillen, frohen Erwartung eines baldigen Rufs von oben, einzugehen zur Ruhe des Volkes Gottes, wohl auch der väterlichen Ermunterung, dem Werk des HErrn treu zu bleiben und auszuharren, die seinem Munde entströmten.

Im Winter 1867 traf ihn Dekan Ledderhose, welcher selbst leidend Spittler besuchte, sehr abgefallen und schwach. Er hatte seit langer Zeit den Appetit fast völlig verloren. Doch war er heiter und voll Zuversicht im Blick auf die Ewigkeit und bezeugte dem Besucher seine innige Teilnahme an dessen Gesundheitszustand und rief ihm zu: „Was wird's sein, frei von Sünd' und Todesfurcht!" worauf Ledderhose beifügte: „Und Ihn sehen dürfen wie Er ist!"

Immerhin fühlte er sich zuweilen nicht ganz frei von Todesfurcht und nahm es dankbar an, wenn ihm von älteren Freunden ein kräftiges Trostwort aus der lieben heiligen Schrift zugerufen wurde.

„Welch eine Sündenkette von 86 Jahren!" rief er einmal aus; „aber alle Sünden sind durchstrichen mit dem Blute Christi;" und nach einer kleinen Pause sprach er weiter: „Bald ist's überwunden nur durch des Lammes Blut, das in den schwersten Stunden die größten Thaten thut." Das würtembergische Konfirmationsbüchlein war ihm sein treuester Begleiter durchs ganze Leben; er hatte es in seinem Wohnzimmer immer neben sich liegen, um es immer wieder repetieren und sich daran erquicken zu können; und in einem der letzten Jahre seines Lebens hat er seiner Tochter alle 73 Fragen

und Antworten aufgesagt; es war ihm eine unversiegbare Quelle des Segens, besonders auch in schlaflosen Nächten und in stillen Stunden der Einsamkeit. Als ihm einst seine Tochter während einer schweren Krankheit ihre kindliche Teilnahme ausdrückte, weil er an heftigen Schmerzen litt, sagte er ihr: „Sieh, diese Schmerzen sind bloß eine Unterhaltung des lieben Heilandes mit meiner Seele; nun kommt es darauf an, daß ich recht verstehe, was Er mir damit sagen will. Wieviel tausend Menschen eilen mit aller Gewalt der Hölle zu und ins ewige Verderben! O daß Er uns doch einst zur rechten Seite stellen könnte, und wir dem anderen Tod entgehen; es ist ja nicht auszusprechen, was uns erwartet nach dieser kurzen Zeit! Der Heiland ist ja die Liebe selbst, und von Ihm kommt alle Liebe her, und was Er uns schickt ist Liebe; auch weiß Er alles und hat so genau angemerkt, wieviel Leiden über uns kommen sollen. Wie dank' ich dem Heiland, daß Er dich mir gelassen hat, daß du nun bei mir bist und mich pflegen kannst."

Als Herr Fabrikant Mez von Freiburg, dessen Besuch ihm besonders lieb war, einst nach ihm sah und fragte: „Nun wie geht's, Papa?" sagte er: „Nun geht's hinein, hindurch, hinauf! Hinein ins Todesthal; aber wie herrlich, daß ich einen Heiland habe, der mich hindurch führt und hinauf! Ich darf es spüren, deutlich spüren, der Heiland ist bei mir; auch ist er meine Hoffnung allein, sonst weiß ich keine!" Als er später schwächer und allmählich sterbend wurde, gab man Herrn Mez darüber telegraphisch Bericht, und derselbe eilte, seinen lieben Papa Spittler noch einmal zu sehen. Er traf ihn, schon mehrere Stunden mit geschlossenen Augen fast regungslos daliegen. Er rief ihm zu: „Lieber Papa, was wird's sein, was wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen, HErr mein Gott, wer kann das fassen, was das wird für Wonne sein!" Der Sterbende raffte sich auf und antwortete freudig: „Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die Ihn lieben." Wenige Tage zuvor hatte er noch die Freude gehabt, den lieben Bischof Gobat zu begrüßen und von ihm in feierlicher, erhebender Weise Abschied zu nehmen. Gobat stand im Begriff, mit seiner Familie wieder nach Jerusalem zurückzukehren. Da legte Spittler ihm noch besonders das Brüderhaus in Jerusalem und die Brüder in Palästina und Ostafrika ans Herz und sprach

dann noch voll froher Erwartung von seiner jetzt nahe bevorstehenden Reise ins obere Jerusalem.

Bald nach diesem Besuch traten Stunden der Unklarheit ein, die jedoch immer wieder unterbrochen waren von stillen Ruhestunden oder Aussprüchen des Gebets und der Glaubensgewißheit. „Hinein, hindurch, hinauf!“ wiederholte er oft. „Bald ist es überwunden nur durch des Lammes Blut!“ Und die Hand seiner geliebten Tochter ergreifend rief er ihr oftmals zu: „Er wird dich gewiß nicht verlassen und dich segnen!“ Jerusalem lag ihm sehr am Herzen, und oft konnte er sagen: „Wenn ich drüben bin, so wird meine erste Reise nach Jerusalem gehen, wenn es der HErr erlaubt!“ Eines Morgens früh sagte er zu den Seinen: „Man hat mich heute Nacht zweimal geholt zur Abreise nach Jerusalem! Ach was war das für eine Herrlichkeit! Ich habe es aber nicht aushalten können; man hat mich müssen wieder wegtragen.“

Auf die Bemerkung seiner Tochter, bei ihm heiße es nun bald: „Dort ist mein Teil und Erbe mir prächtig zugericht't,“ nahm er liebend ihre Hand und erwiderte: „Ja, aus lauter Gnade!“ Auf die Frage der Tochter: „Werde ich denn auch dazu gelangen?“ sagte er: „Ganz gewiß, mußt's nur glauben. Ach, wie herrlich wird's doch sein, wenn wir für immer und ewig mit einander bei Ihm sind, und haben und genießen was kein Auge gesehen und in keines Menschen Mund gekommen, und in der Nähe sehen und begrüßen, was oft den Mut im Pilgerthal erfrischt! Ach, was haben wir zu danken und zu loben! Wie herrlich hat Er alles gemacht, wie gut und treu ist Er! „„Ach, mein Herr Jesu, wenn ich Dich nicht hätte, und wenn Dein Blut nicht für die Sünder redte, wo wollt' ich Ärmster unter den Elenden mich sonst hinwenden?““ Ach, wie hat Er alles so wohl gemacht, mein ganzes Sündenregister durchstrichen mit seinem Blut, und mich bei Ihm erhalten aus purer Gnade! Ja, Herr Jesu, Du bist mein und ich bin Dein! Niemand kann uns scheiden.“

Die letzte Mahnung an seine Tochter und an seinen treuen Mitarbeiter J. war die, ihr Vertrauen ja niemals auf Menschen, sondern ganz und allein auf die Gnade Gottes unseres Heilandes zu setzen. Er sprach nun nicht mehr viel; es traten große Schwächen ein, abwechselnd zuweilen mit Bangigkeit. Er wollte fort, besonders in der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember, und wirklich die Stunde

des Durchbruchs war nahe. Abends 7 Uhr sagte er zu einem ihn besuchenden Freund: „Ich bin fertig!“ und als man ihm später den Vers sagte:

„HErr mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du bist mein, ich bin dein, Niemand kann uns scheiden!
Du bist mein, weil Du dein Leben
Und dein Blut, mir zu gut, in den Tod gegeben.“

sprach er ihn, obschon mit viel Mühe, doch ganz vernehmlich noch nach. Nach Mitternacht, beim Anbruch des 2. Advents 1867, als man ihm, weil er ein Zeichen von Bangigkeit gab, eine höhere Lage im Bett gegeben, äußerte seine Tochter mit der Lampe in der Hand: „Papa, nun liegen Sie aber schön da!“ Da antwortete er noch: „Ja, es ist gut!“ und kurz darauf verkündigte sein Blick und sein ganzes Wesen den Umstehenden, daß nun der Moment der Erlösung eingetreten sei. Sein Auge, glänzend wie niemals zuvor, öffnete sich und blieb lang strahlend empor gerichtet; es waren heilige Momente, bis sie sich endlich plötzlich schlossen, und der Atem, nachdem er immer kürzer geworden war, unvermerkt stille stand. So durfte der müde Pilger mit Anbruch des zweiten Adventssonntags in einer für die Umstehenden unvergeßlich lieblichen Weise eingehen zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes; zur Sabbathfeier der vollendeten Gemeinde nachdem er seine Pilgrimschaft hienieden gebracht hatte auf 85 Jahre, 7 Monate und 25 Tage.

Denen, die Zeugen dieses erhebenden Heimgangs waren, darunter auch dem Verfasser, wird derselbe unvergeßlich bleiben. Der HErr hatte ihnen den Trennungsschmerz versüßt; sie konnten nur anbeten, loben und preisen den HErrn für alles, was Er an dem Vollendeten und durch ihn an Anderen während seines langen und reichen Lebens gethan hat.

Die Kunde von Spittlers Heimgang bewegte viele Herzen, das sah man schon an der großen Zahl junger und alter, reicher und armer Leute, welche ihn noch auf dem Sterbebette sehen wollten, und welche an seinem Leichenbegängnis in ganz ungewöhnlicher Zahl Teil nahmen und der ergreifenden Ansprache seines alten treuen Freundes, Pfarrer W. Legrand, in der Leonhardskirche lauschten.

„Ich hätte nicht geglaubt,“ begann der ehrwürdige Freund, „daß ich noch während meines Lebens in einer Kirche von einer

Kanzel aus sprechen würde; aber es galt, einem lieben Freund, mit dem ich fünfzig volle Jahre, ein halbes Jahrhundert, in Gemeinschaft gelebt habe, die letzte Ehre zu erweisen." Und der Schluß dieser seiner Rede lautet folgendermaßen: „Ja, ein Leben, wie das unseres seligen Spittler, das ist wenigstens für mich die lebendigste Apologie des Christentums. Ein Leben von der Art, das so viel Gutes wirkte, so viel Segen verbreitete, und ein Sterbebett, wo ein Strahl aus der seligen Ewigkeit das friedevolle Antlitz des Heimgehenden beleuchtete und verklärte, kann nichts anderes als einen göttlichen und ewigen Grund haben. O meine Lieben, wir wollen doch nicht unser Heil anderswo suchen als bei dem, der uns geliebt hat und für uns gestorben ist. Er gebe uns allen diesen Glauben und lasse uns dann in der Liebe leben, wie Er in der Liebe gelebt hat und für uns gestorben ist. Amen!"

An seinem Grabe wurde von den Missionszöglingen, den Beuggener Zöglingen und den Zöglingen von St. Chrischona je ein Lied gesungen, und der teure Freund Spittlers, Kaplan Schlienz, sprach den Segen auf Hoffnung herrlicher Auferstehung. Nachher versammelte sich die große Chrischonafamilie mit einigen auswärtigen Brüdern im christlichen Vereinshaus, wo noch Herr Schulmeister Mayer aus Kornthal und Herr Mez aus Freiburg über den 126. Psalm (Wenn der HErr die Gefangenen Zions erlösen wird 2c.) kurze Ansprachen hielten.

Der ehrwürdige Ratsherr Christ schrieb am Schluß des Jahres 1867 in sein Tagebuch unter anderem folgendes: „Der Tod der Alten läutet das neue Jahr ein. Spittler ist am 8. Dezember heimgegangen, Frau Dr. De Wette Ende Dezember; Jaquet am 31. mit dem Wunsch Neujahr im Himmel zu haben. Überall schwere Zeit! Reformkampf, Nöten aller christlichen Werke, namentlich auch der Mission!"

Kaum fünf Monate später rief der HErr auch den lieben, treuen Kaplan Schlienz ab nach kurzer, seine zarte Konstitution rasch verzehrender Krankheit im Alter von 64 Jahren und 6 Monaten, so daß nun die Chrischonaanstalt auf einmal fast verwaist schien. Allein der HErr hat sich zu dieser bisher von Ihm gesegneten Arbeit auch nach diesem schweren Verlust väterlich bekannt und hat Männer erweckt, die treulich in die Lücke traten und die von Spittler begonnene Glaubensarbeit in gleichem Sinn und Geist weiterführten. Und der

HErr bestätigte auch an ihnen sein Wort (Josua 1, 5): „Wie ich mit Mose gewesen bin, so will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen!“

Nur zwei Jahre vor seinem Heimgang, am 8. September 1865, hatte Spittler in einer Art Testament seine Wünsche niedergelegt, wie das von ihm geleitete Werk nach seinem Tod fortgesetzt werden sollte. Dasselbe lautet also:

„Da ich nunmehr in meinem 84. Lebensjahre stehe, so habe ich Ursache zu hoffen, daß mich der HErr bald aus dieser Zeitlichkeit in sein himmlisches Reich abrufen werde, und sehe mich deshalb veranlaßt, zur Ordnung meiner zeitlichen Verhältnisse folgenden letzten Willen aufzusetzen:

Vor allem liegt es mir am Herzen, dem HErrn immer wieder, und so auch bei dieser feierlichen Gelegenheit, meinen demütigen Dank auszusprechen, daß Er frühe schon mein Herz aus lauter Gnade und Barmherzigkeit zu sich gezogen und mich sogar gewürdigt hat, seinem Reich auf Erden während der langen Pilgrimschaft, die Er mir vergönnt hat, auf mancherlei Weise dienen zu dürfen. Ich fühle mich viel zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die Er mir erzeigt und all des großen Segens, den Er mir geschenkt hat. Mein Angesicht ist und bleibt gen Jerusalem gerichtet; aber wie der HErr selbst vor seinem Heimgang die Seinigen für ihre fernere Pilgrimschaft auf Erden versorgt und ihren Gang väterlich geregelt hat, so liegt mir ob, seinem Vorbild auch hierin nachzufolgen.

Ich wünsche, daß nach meinem Ableben die Anstalten, welche der HErr durch mich ins Leben gerufen hat, ihr gesegnetes Fortbestehen haben mögen. Dies erbitte ich vom HErrn, welcher allein es geben kann und es auch geben wird, so lange und so weit es seine Weisheit für gut findet.

Ich wünsche, daß meine bisherigen Mitarbeiter an jenem Werke auch ferner leitend daran thätig sein mögen. Dieselben sollen auch das Recht haben, neue Mitglieder zur Ergänzung oder Verstärkung des Komitees vorzuschlagen. Der HErr wolle die Herzen lenken, daß dies geschehe, und Er wolle den Betreffenden Mut und Demut, Eifer und Geduld, Kraft und Weisheit und alle anderen Gaben verleihen, welche dazu notwendig sind. Er wolle insbesondere ihre Herzen und ihre Sinne dahin lenken, daß sie einsehen, dem HErrn zu danken durch treue Dienste mit Hand und Mund, sei ein köstlich Ding.

Ich wünsche und verordne ferner, daß mein zeitliches Vermögen ganz im Dienst des HErrn verbleibe, wie es bisher war. Da aber nach menschlicher und göttlicher Ordnung die zeitlichen Güter ihre besonderen Eigentümer resp. Verwalter haben müssen, so sehe ich mich veranlaßt, folgende Bestimmungen zu treffen."

Nachdem er dies gethan, fährt er fort:

„Inbetreff der bisher unter meiner Verwaltung gestandenen Anstalten, nämlich:

1. Pilgermission auf St. Chrischona mit Häusern, Gütern, Mobilien und mit dem Klösterli in Riehen;
2. Maienbühl;
3. Pfingstweide;
4. Das Geschäft in Jerusalem mit den übrigen Außenstationen der Pilgermission

erkläre ich hiemit ausdrücklich, daß ich über diese als Eigentum nicht zu verfügen habe, weil sie nie mein Privateigentum waren. Der HErr hat dieselben durch mich gegründet und bisher erhalten nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit, für die ich nicht genug danken und preisen kann. Ihm ganz direkt und ganz allein gehören sie zu, ausschließlich seinem Reich sollen sie dienen. Bisher haben freilich diese Anstalten einen Teil meiner Familie gebildet, insofern nämlich, daß sie der Gegenstand unserer Gebete, unserer Sorgen und unserer Arbeit waren. Das Komitee, welches uns zur Seite stand, hat solche Arbeit hingebender Liebe gebilligt und daran warmen Anteil genommen; insbesondere der würdige Kaplan Schlienz in langjähriger aufopfernder Thätigkeit, welchem ich noch in der Ewigkeit dafür danken werde.

Da die Anstalten auf solche freie Weise, nach Familienart geleitet, bis jetzt vom HErrn reichlich gesegnet, also gebilligt wurden, so muß in mir der Wunsch leben, daß dieselben in solch freier Weise fortgeleitet werden möchten. Möge das Fälkli für immer der Chrischona in bisheriger Weise dienen wollen und dienen dürfen, was ich auch den Bewohnern desselben vollkommen zutraue. Der HErr wirds versehen! Der Geist ist's, der alles lebendig macht, das Fleisch ist wenig nütze. So muß denn auch der heilige Geist hier alles thun. Er muß regieren, leiten, führen; Ihn muß man haben; aber ich weiß es, zu meinem Trost, daß der Vater Ihn

gibt um Jesu willen meinen Nachfolgern in der Arbeit, wenn sie darum bitten, täglich bitten.

Daß das teuerwerte Evangelium von Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen und nun zur Rechten des Vaters Sitzenden von unseren Pilgermissionaren in Demut und in Einfalt des Herzens fort und fort verkündigt werde, und daß sie als Licht leuchten auch durch und bei ihrer Hände Arbeit, und daß hiedurch auch etwas geschehe, um das Reich Gottes herbeizuführen, dies bleibt meines Herzens Wunsch und Gebet. In solchem Geist ist die Pilgermission gegründet worden; bei solchem Geist hat sie bis jetzt großen Segen gehabt; und wenn solcher Geist bei ihr ferner waltet, so wird sie für alle Zukunft gesegnet sein zum Preis des HErrn und zum Segen vieler Menschen.

Dem Dreieinigen Gott sei Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit, Amen.

Christian Friedrich Spittler."

Dieses Testament wurde nach dem Heimgang des Verfassers von seiten der Komitee in einem gedruckten Rundschreiben veröffentlicht und die Erklärung beigefügt, daß es bei diesen Grundsätzen und solchem Geist, wie es der selige Gründer der Pilgermission ausspricht, zu verbleiben entschlossen sei; dasselbe hat es gehalten bis auf den heutigen Tag, und der HErr hat selbst sein Ja und Amen dazu gesagt.

Es sei uns gestattet am Schluß dieser Arbeit im Auszug einige Aufzeichnungen wiederzugeben, welche wir von der Hand der reichbegabten und um die Sammlung des für Spittlers Biographie nötigen Materials verdienten Pflegetochter, Fräulein Sette Spittler, in deren Nachlaß vorfanden, und welche wohl in der Absicht der Biographie des geliebten Pflegevaters damit zu dienen niedergeschrieben, als Beiträge zu einer Charakteristik Spittlers das im Vorliegenden gezeichnete Bild in verschiedenster Weise zu ergänzen geeignet sein dürfte. Da lesen wir unter anderem:

„Der liebe Papa Spittler war nach seiner Innenseite unergründlich und ununterbrochen wirksam; auch wenn er äußerlich nichts that als stumm mit äußerster Geduld den Knoten einer Schur zu lösen oder aus Papierchen kleine Figuren zu schneiden oder Röllchen

zu machen, konnte man darauf zählen, daß er im stillen einen bedeutsamen Gedanken ausplante. Der Wellenschlag dieses geistigen Schaffens indes spülte nichts weg von der Lieblichkeit seines Umgangs, noch berührte derselbe die Umrisse seiner äußeren Führung. Nie änderte er seine Wohnung; auch reiste er nicht viel; er schrieb auch keine Bücher, noch hielt er Reden oder Gebete. Möchte nun jemand fragen: Was hat er denn gethan? so ist die Antwort: Sein ganzes Leben war ein stetiges Lieben.

Über seine äußere Erscheinung war eine ungemeine Ruhe und ein tiefer Friede ausgegossen; ja sein ganzes Wesen war ein personifizierter Kommentar zum 23. Psalm: „Der HErr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." War er doch mit einem Wort ein glücklicher Mann, nach Innen durch seinen Gott zufrieden gestellt, ob's auch draußen stürmte; und diese hohe, heiligsichere Haltung blieb unter allen Wechselfällen sein Teil und leuchtete aus seinen edlen Zügen hervor. Unzähligemal während seines langen Lebens floß ihm Mund und Herz davon über, wie Gott ihn so schön und gnädig geführt, und nach Psalm 103 lobte seine Seele immerdar den HErrn, der ihm seine Sünden vergeben, seine Gebrechen geheilt und ihn gekrönt habe mit Gnade und Barmherzigkeit. Noch auf seinem Sterbebette brach er gerührt in die Worte aus: „Ich hatte es doch unaussprechlich gut, daß mich der freundliche Heiland auf den Gnadenweg stellte und mir eine Arbeit für Ihn in die Hand legte."

Ja, ein Arbeiter in seines Gottes Hause ist er gewesen, und zwar ein erfinderischer, welcher, ohne müde zu werden, darauf sann, wie er dasselbe schmücke und ziere, oder wie er die ferne Stehenden herbeiführe, kurz, wie er dem HErrn in seinen Gliedern dienen und nützen möchte. Es hatte daher seine volle Richtigkeit, wenn er einst ein kaufmännisches Genie genannt wurde. Denn wie ein Kaufmann fortwährend spekuliert und nach Gewinn trachtet, also gab ihm sein schöpferischer Geist immer neue Gedanken ein zur Förderung der Reichssache Christi. Doch vor allem war sein verborgener Umgang mit Gott, sein Wandel mit Ihm und vor seinen Augen, die Werkstätte und das Kabinetsgeheimnis seines gesegneten rastlosen Wirkens.

Die vielen inneren und äußeren Kämpfe, alle Verdrießlichkeit, Mühe und Opposition, die er bei Gründung seiner Werke immer durchzumachen hatte, entzogen sich natürlich der menschlichen Beobachtung, welche nur sah, was vor Augen lag und oft erstaunt war

darüber, mit welcher Elastizität und Energie er die schwierigsten Dinge behandelte, daneben stets bei gutem Mute blieb, immer Rat wußte, vor keinen Schwierigkeiten zurückwich, durch keinen Widerspruch sich beirren ließ, so daß in der That viele glaubten, es sei ihm zur Manie geworden, immer etwas Neues zu schaffen. Obschon das letztere durchaus nicht der Fall war, so ist er doch im Planen ein Meister gewesen. Ja Säen und Pflanzen war seine Sache; in vielen Fällen aber erlitt diese Saat vor ihrem Aufsprossen den notwendigen Verwesungsprozeß, und es ging oft durch tiefe innere und äußere Demütigungen, in welchem Läuterungsfeuer manche Schlacke der Natur weggebrannt worden ist. Da er jedoch nichts für sich suchte, sondern in selbstlosem Sinn vorwärts schritt, so konnte ihm Gott viel gelingen lassen, und es war oft unbegreiflich, wie viel Geistesmaterial er tief innerlich verarbeitete und ins Weite gehende Gedanken und Entwürfe bewegte, bis die Stunde zu ihrer Ausführung gekommen und ein wohlorganisierter Plan zu Tage trat. In solchen Zeiten, wo er seine Entwürfe innerlich verarbeitete, war dann eine fast rätselhafte Ruhe und Stille über sein Wesen ausgegossen; ja er blieb oft wochenlang so wortkarg, daß die ihm näher Stehenden sicher wußten, drinnen in der Werkstätte bewegen sich wieder neue Dinge, bis dann ein Anlaß der Sache Luft machte und zu Tag trat, was er mit warmer Liebe und mit klarem Kopf inzwischen ausgewickelt.

Wenn dann andere darüber erstaunt in bedächtiger Überlegung zu keinem Entschluß und Anfang kommen konnten, so legte er freudestrahlend und siegesgewiß Hand an; denn er hatte die Sache mit seinem Gott durchgekämpft. Hier trat nun der Moment ein, wo er oft handelnd durchfuhr ohne Rücksichtsnahme, was andere dazu sagen; und dies wurde ihm manchmal übel gedeutet. Wie oft rief er aus: Würde ich nur Menschen zu meinen Ratgebern machen, sie würden mich nie zum Handeln ermuntern, sondern stets nur zur Klugheit und Vorsicht! Aber es muß etwas gethan, ein Anfang gemacht werden!

Wie viel Naturfeuer neben dem kühnen Gottvertrauen noch mitunterlief, das haben wir nicht zu untersuchen, Genug! Gott hielt mit zarter Liebe seine Vaterhand über ihm und ließ ihn nie stecken.

Besondere Kenntnisse und Wissenschaften gingen ihm zwar ab, was er zuweilen bedauerte, da er seinem Naturell nach gern mit

vollen Segeln in die offene See des Lebens gefahren wäre. Doch inkommodierte es ihn nicht, daß Gott ihm seine Flügel beschnitten, indem er öfters äußerte: „Hätte ich studiert, so würde ich mich der Gelehrsamkeit wohl ganz hingegeben haben und wäre dann vielleicht ein hochmütiger Mensch geworden; jedenfalls hätte mein Gang eine ganz andere Wendung genommen.“ Sein tief angelegter Geist trug in dem praktischen Leben, welches seiner wartete, reiche Ausbeute davon, durch das Lesen der gediegensten Schriften und den persönlichen Austausch mit vielen vorzüglichen Menschen aller Stände.

Seine Treue im Kleinen ist der Schlüssel gewesen zu seinem gesegneten Wirken; durch sie hat er in der Gnade Gottes so vieles unter seinen Mitmenschen zustande bringen dürfen. Doch vor allem war sein verborgener Umgang mit Gott, sein Wandel mit Ihm und vor seinen Augen die Quelle für sein gesegnetes und rastloses Wirken.

Wie oft traf man ihn auf den Knieen liegend, wenn man unversehens ins Zimmer trat, oder er sprach, im Zimmer auf- und abgehend laut mit seinem Gott, wenn ihn etwas stark bewegte, so daß man ihn in lebhaftem Zwiegespräch mit einem Besuch glaubte, während man doch gewiß war, es sei niemand bei ihm eingetreten. Jeden Morgen begab er sich frühzeitig in sein Arbeitszimmer, welches bis nach 8 Uhr nicht betreten werden durfte. Dort vertiefte er sich in Gottes Wort und im Gebet. Oft konnte er sagen: „Ich habe gar viele Posten, worüber ich mit meinem Gott reden muß;“ und wie manche Nacht hat er durchgewacht und durchgerungen, wenn ihn etwas besonders schwer drückte; das wissen diejenigen, die im Nebenzimmer seinen Hauch aus der Tiefe nach oben vernahmen.

Besonders gern benützte er in hellen und trüben Zeiten die Kernlieder der Alten zu Trost und Ermunterung für sich und andere.

Auffallend heiter war er gewöhnlich am Sonntag Morgen. Da war in seinem Inneren das Werktägliche aufgeräumt, und in wahrhaft sabbatlicher Ruhe genoß er die Segnungen und Privilegien dieses Tages. Oft stimmte er schon in aller Frühe eines seiner Lieblingslieder an und ging dann gewöhnlich zweimal zur Kirche; als er dies nicht mehr konnte, las er regelmäßig seine Hofackerspredigt.

Seine Grundrichtung war bei völliger Entschiedenheit für den HErrn und seine Sache, ohne alle Pedanterie, ein tiefer Respekt

und innige Herzensdankbarkeit gegen seinen Gott und Heiland, so daß er nichts für unhöflicher hielt, als den Ungehorsam gegen Gott und das Ignorieren seines Willens. „Wie sollte ich ein solches Übel thun und wider meinen Gott sündigen!“ dies war ein Hauptmotiv zu einem heiligen Leben; und er achtete den inneren Ungehorsam gegen die Person des Heilandes für viel häßlicher als die daraus hervorgebrochene äußere Sünde, welche gewöhnlich nur die Strafe des ersteren ist.

Abends spät, nachdem alle andere Lektüre beseitigt war, griff er gewöhnlich nach seinem lieben würtembergischen Konfirmationsbüchlein, um einige Fragen und Antworten aus demselben zu repetieren. Das war für ihn eine fast tägliche Übung bis wenige Wochen vor seinem Ende. Er hat es tausendmal ausgesprochen, für wie wichtig er es halte, daß diese einfachsten Katechismuslehren sich frühzeitig in Herz und Gewissen einprägen, und daß daher die Jugend dieselben fleißig üben und ins Gedächtnis aufnehmen müsse.

So sehr er die Lesesucht unserer Zeit bedauern konnte, besonders wenn das Wort Gottes dadurch vernachläßigt wurde, so war er doch selbst ein sehr bewanderter Mann, sowohl in der tief christlichen Litteratur, als auch in den laufenden Tagesblättern, und tadelte sehr, wenn man sich den Ereignissen und Schäden seiner Zeit verschloß und sie gleichsam nicht beachten wollte. „Wir müssen mit unserer Reisegesellschaft fortleben,“ meinte er, „und die Anliegen des Reiches Gottes, sowie die Weltlage überhaupt vor Gott bringen.“ Sehr oft konnte er nach Lesung von Zeitschriften ausrufen: „Es sieht doch schrecklich aus in der Welt, und wird so fortgehen, bis der HErr kommt!“

Für die Unglücklichen und Verkommenen war er ein wahrer Magnet. Hoffte er doch stets das Beste und glaubte immer wieder, wenn er auch noch so oft betrogen wurde. Während er für diese Menschenklasse ein besonders teilnehmendes Herz hatte, und sie mit aller Gewalt der Liebe herauszureißen suchte aus ihrem Elend, waren ihm hingegen die Heuchler und frommen Schwätzer völlig zuwider. Entweder ließ er sie stehen, oder auch konnte er unbegreiflich hart mit ihnen umgehen. Sein liebstes Geschäft war und blieb es, den einzelnen Seelen nachzugehen, um sie zu retten; darüber konnte er oft alles andere vergessen, und oft sagte er: „Den Strom des Verderbens können wir zwar nicht aufhalten;

aber unsere Sache ist es, Einzelne aus demselben herauszuretten; und es gibt nichts Anziehenderes und Interessanteres, als in dieser Weise für den HErrn zu arbeiten.

Dazu fügen wir noch einige Notizen von der Hand seines vieljährigen Mitarbeiters und Hausgenossen Jäger, welche dieser in seiner kürzeren biographischen Arbeit in den Sammlungen pr. 1884 niedergelegt hat:

Auf die Frage, wo Spittler die Mittel herbekommen habe für die Anstalten und Unternehmungen alle, gibt er folgende Antwort: „Das Geheimnis liegt im gläubigen Vertrauen auf den HErrn, der gesagt hat: Mein ist beides, Silber und Gold. Der Gebetsschlüssel wurde fleißig von ihm benützt; und seine nächsten Mitarbeiter und Mitberater schlossen sich ihm an. Aus großer Rücksicht für das ihm stets teure Werk der Basler Mission, dem er durchaus keinen Abbruch thun wollte, suchte er die nötige Hilfe hauptsächlich in England und bei einzelnen Freunden in Basel. Die beiden Anstaltsgebäude auf Chrischona wurden ganz mit englischen Gaben bezahlt.

Erst im Jahr 1862, als Dr. Krapf ganz gegen den Willen Spittlers die Halbkreuzerkollekte einführte, wurde auch unser Volk mehr mit der Pilgermission bekannt und zum Geben herangezogen. Als dann die Gaben aus unserer Gegend sich mehrten, und namentlich der badische Missionsverein einen großen Beitrag gab, wurde von manchen auch Rechnungsablage verlangt. Allein dazu war er nicht zu bewegen, indem er erklärte: „Wenn wir nicht vor dem HErrn treu wären, wer könnte uns kontrolieren? Unser Leben und Wirken ist offenbar. Wer uns kein Vertrauen schenkt, der behalte sein Geld oder nehme Einsicht von den Rechnungsbüchern im Fälkli, welche jedem Freunde der Anstalt gern vorgelegt werden.“ Spittler selbst durfte solches Vertrauen erwarten. Nach seinem Tode hat das Komitee es für geboten erachtet, den Freunden Rechnung zu thun von ihrem Haushalten.

Auf den inneren Gang der Anstalt Chrischona und die Erziehung der Brüder übte Spittler einen großen Einfluß aus. Bis in sein hohes Alter bestieg er oft den Hügel. Da sah denn alles an dem ehrwürdigen Greis hinauf und lauschte seinen lehrreichen Ermahnungen und liebevollen Ermunterungen. Manche Brüder aber, welche wegen Unzufriedenheit und eigenwilligem Betragen zu ihm geschickt wurden, bekamen von ihm scharfe Lektionen.

Kaum zwei Monate vor seinem Heimgang führten ihn die Seinigen in einem Handchaisechen bis an den Fuß des Chrischonahügels, und sechs Brüder trugen ihn vollends hinauf; und am Arm des lieben Hausvaters Keßler besichtigte er noch das neu aufgerichtete Haus. Es folgte ein ergreifender Abschied, wobei er sich tief beugte vor dem HErrn im Anblick dessen, was seine freie Gnade dort geschenkt hatte.

Einen großen Einfluß übte Spittler auch aus durch seine umfangreiche Korrespondenz mit vielen einfachen Brüdern, aber auch mit hervorragenden Männern. Manches Samenkorn, das bei persönlicher Begegnung in ein Herz gepflanzt worden, wurde durch brieflichen Verkehr begossen und zur Fruchtbarkeit gefördert. In seiner erfinderischen Liebe wußte er in aller Stille durch diesen Kanal in der Nähe und Ferne zu guten Werken anzureizen. Er ließ sich brieflich die Entstehung einer neuen Anstalt, eine Arbeit für innere Mission oder zur Hebung allgemeiner Übel, oder auch eine erfahrene Gnadenerweisung und Durchhilfe schildern. Dann machte er gewöhnlich selbst eine Anzahl Abschriften und sandte sie an solche Freunde, die er zu gleichen Thaten anspornen wollte. Wenn er auf eine Trübsal, die über eine Gemeinde oder Familie gekommen war, aufmerksam gemacht wurde, so bat er um genaue, schriftliche Schilderung; und diese Briefe mußten dann dazu dienen, Teilnahme und Hilfe zu erwecken.

Eine Beschuldigung, die man hie und da aussprechen hörte, bestand darin: Spittler sei bei manchen Sachen zur Erreichung des Zwecks nicht den geraden Weg gegangen. In der That konnte es manchmal den Anschein haben; denn wenn eine Sache, die an ihn kam, ihm selbst als von Gott gewollt erschien, dann war ihm kein Umweg zu weit, das Ziel zu erreichen. Allein dabei leitete ihn nicht arge List oder Anschlag, sondern Klugheit, womit er nach allen Seiten hin nur Gutes zu wirken beabsichtigte. Er war ein selbstloser Christ, wie man sie selten findet. Sein Dichten und Trachten ging immer auf Wohlthun hin und auf Förderung des Reiches Gottes; nur dazu suchte er die Gaben Anderer flüssig zu machen. In diesen Dienst stellte Spittler nicht nur seine Person, sondern auch sein Haus und Geschäft. Wie oft hat er es wiederholt: Wir müssen das Geschäft als Magd, und uns als Handlanger am Bau des Reiches Gottes betrachten. Dabei war er jedes Jahr dankbar,

wenn der HErr solchen Segen gab, daß die Unkosten und Bedürfnisse des Hauses bestritten werden konnten; und an solchem Segen ließ es der himmlische Vater auch nicht fehlen. Nie hatte er nötig, etwas von der Chrischonaeinnahme für eigenen Unterhalt zu verwenden, obgleich bei der Zeit und Kraft, die er und seine Hausgenossen auf das Werk verwendeten, er dazu berechtigt gewesen wäre. Vielmehr floß alljährlich ein namhafter Teil aus dem Erlös der Bücher und besonders der Sammlungen, die sein Privateigentum geworden waren, in die Chrischonakasse, und Lehrer und Brüder hatten zu jeder Zeit im Fälkli Platz an seinem Tisch.

Wie im Anfang seines Wirkens in Basel, so finden wir ihn im hohen Alter als besonderen Freund der Armen.

Welch große Zahl von Witwen, Waisen, Einzelnen und ganzen Familien, die ins Elend geraten waren, fanden an ihm einen Berater und Fürsprecher. Bei selbstverschuldeter Not konnte er oft hart mit den Leuten reden; aber abgewiesen hat er selten jemand; wenn er die Lage kannte, ruhte er nicht, bis irgend welche Hilfe geschafft war. Gott hatte ihm die Schlüssel zu den Herzen und Kassen mancher Reichen gegeben, deren er sich fleißig bediente. Machte man ihn darauf aufmerksam, daß er erst kürzlich diesen oder jenen für Mithilfe in Anspruch genommen habe, so konnte er sagen: „Seid nur nicht so schonend! Sie werden mir in der Ewigkeit danken für jeden Franken, den ich ihnen abgenommen habe!“

Von der großen Zahl der Besuche, die er im Lauf eines Jahres erhielt, von Christen aus aller Herren Ländern, ließ er selten einen weggehen, ohne ihm eine Aufgabe ans Herz gelegt zu haben. „Was nützt es“, sagte er, „über die Zustände im Volk zu jammern? Handanlegen müssen wir, die offenbaren Schäden zu heilen.“ Die christliche Freundschaft und Gemeinschaft schätzte Spittler überaus hoch, pflegte sie und suchte sie überall zu fördern.

Er hielt treulich zur Kirche, und so lange er konnte, besuchte er jeden Sonntag die Gottesdienste. Aber daneben war ihm die freie Thätigkeit der Gläubigen und der Zusammenschluß in Gemeinschaften innerhalb der Kirche von großer Wichtigkeit. Sein Wunsch war, daß in jeder Gemeinde eine Versammlung eingerichtet werden könnte zur Erbauung derer, welche den HErrn gesucht und gefunden hatten. Spittler war kein Kirchenmann, sondern ein Reichsgottesmann; und auf diesem Standpunkt konnte er alle Christen

lieben, daher er von Leuten verschiedener Richtungen besucht wurde und für die Sache des HErrn mit ihnen verbunden war. Nie ließ er sich aber zu einer Separation oder einseitigen Partei hinreißen; denn er wußte, wie mancher liebe Bruder, der eine Schriftlehre zum Schibolet machte, nach Jahren am Boden lag. Liebe zum HErrn und seinem Wort, Liebe zu den Brüdern und Liebe zu allen Menschen war der Grundtrieb seines Lebens.

Den um ihn her Lebenden und mit ihm Verbundenen war er ein Vorbild im Glauben, in der Liebe, Geduld, Demut und Hoffnung. Je älter er wurde, desto mehr trat der verborgene Mensch des Herzens hervor zum Lob und Preise Gottes!

Freunden, welche seine Verhältnisse näher kannten, konnte es vorkommen, als ob bei dem starken Verwandtschaftsgefühl mit dem Volk Gottes die Blutsverwandtschaft zu sehr in den Hintergrund gedrängt sei. Das war jedoch nur eine Folge seiner vielseitigen Arbeit, die ihn ganz in Anspruch nahm. Spittler hatte seine Verwandten herzlich lieb, besuchte sie öfters und freute sich ihrer Besuche; und wenn sie auf seine Bestrebungen eintraten, so wurde auch der briefliche Verkehr ein lebhafter. Große Freude machte es ihm, als anfangs der sechziger Jahre einer seiner Verwandten in Haus und Geschäft trat, bereit, in seinen Fußstapfen dem HErrn und seiner Sache zu dienen."

Noch möchten wir eine kurze Charakteristik Spittlers hier anfügen, welche der liebe Dr. Ostertag in seiner trefflichen Arbeit „Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, 1865", pag. 119 gibt, wo es heißt:

„So bescheiden und demütig Spittler in allen anderen Beziehungen hinter seinem erfahrenern und von ihm brüderlich hochgeachteten Freund Blumhardt zurücktrat, — in einem Punkt zeigte er sich ihm bald überlegen: in der ihm von oben verliehenen Gabe, aus der Beschaffenheit der Zeitverhältnisse die Bedürfnisse der Zeit herauszuahnen, zur Befriedigung derselben fruchtbare und zeitgemäße Pläne in seinem Geist zu gestalten, und diese Pläne mit unüberwindlicher Zähigkeit und Ausdauer bis zu ihrer schließlichen Verwirklichung festzuhalten und zu verfolgen. Nicht leicht wird es einen Mann geben, der in dieser Beziehung so fruchtbar an zeitgemäßen Plänen und so unerschöpflich an Mitteln und Wegen zu deren Ausführung wäre als Spittler."

Der evangelische Heidenbote brachte im Januar 1868 der Missionsgemeinde die Kunde von Spittlers Heimgang und fügt am Schluß dieser Todesanzeige folgendes bei:

„Als Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft gingen ihm durch die Korrespondenz und die persönliche Bekanntschaft mit vielen Gottesmännern erst recht die Augen auf über das mannigfaltige und unermeßliche Elend der Menschheit und über die Liebe und Kraft Gottes und Jesu Christi. Diese ergriff er mit fester Glaubenszuversicht und thatkräftiger Liebe; und hingebungsvoll, furchtlos, in hohem Grad erfinderisch, unermüdlich, unwiderstehlich, wie er von Natur schon war, und durch Gottes Gnade immer mehr wurde, schritt er nun an die Gründung einer menschenfreundlichen und christlichen Anstalt nach der anderen, Pläne ausfinnend, Freunde für sie suchend und gewinnend, Gelder sammelnd, Komiteen organisierend; wenn die Sache im Gang war, sich zurückziehend; wenn sie ins Stocken geraten wollte, wieder hervortretend und abermals verschwindend; aber bis ins hohe Alter und bis aufs Sterbelager die Überzeugung festhaltend, immer noch mehr könne und solle und müsse geschehen für das Heil der Verlorenen, und das sei sein von Gott ihm angewiesener Beruf, fortzuwirken, so lange es Tag sei, bis der HErr komme, dessen Zukunft er ersehnte und immer näher rücken sah."

„Die evangelische Missionsgesellschaft, in deren Dienst der Heidenbote steht, ist die erste Anstalt, welche der Heimgegangene unternahm und mitbegründen und fortführen half. Wir blicken dem Vollendeten daher auch unsererseits dankend und segnend nach, an dem Grab des Vollendeten allen denen die Hand reichend, die mit uns sprechen:

‚Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt;
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt;
Bis Du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie Dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.'"

Personen- und Sachregister.

Aarau 15. 237.
Abessinien 213. 257. 292. 294 ff. 300 f. 314 ff. 316. 322 f. 325 f.
Abessinische Mission 254 f. 292. 294 ff. 316.
Abuna 292.
Adelberg 2.
Aberkaß, Baron v. 79.
Adoptivsohn Sp.'s 277. 302. 304.
Afrika 112. 297.
Afrikanische Kinder 253 f.
Akra 191.
Aktiendarlehen 161.
Alexander I. 49. 54. 55. 57. 87. 109.
Alexander (Armenier) 170.
Allen, William 80. 164.
Alterskrankenkasse 251.
Altona 15. 18.
Amasia 273.
Amerika 263. 322.
Amharische Sprache 257. 263. 292.
Amo (Pseudonym) 30.
Amsterdam 15.
Anjama 300. 326.
Ankele 114.
Anklam 15.
Anstalt für Gemüts- und Nervenkranke in Bern 107.
Apostelstraße 301. 302. 314. 316. 317.
Armenherberge in Basel 47.
Armenkolonie 80.
Armenien 171 f.
Armenier auf St. Chrischona 169.
Armenische Schule auf St. Chrischona 169. 171 f.
Arndt in Bonn 96.
Arnold, Wilhelm Inspektor 134 f.
Assuan 315.
Asyl für entlassene weibliche Verbrecher 200. 236.
Asyl für Epileptische 319.
Auberlen, Vater, Lehrer in Fellbach 246.
— Sohn, Professor in Basel 246. 277.
Augsburg 13.
Auswanderer in Nordamerika 201.
Auswanderer, Sorge für 166
Auswanderung nach Amerika 244.
„ nach Palästina 229.
„ nach Rußland 55.

Badenweiler 149.
Badische Oberland 207.
Bäntelkirch 56.
Bahnmaier, Stiftsprediger 4. 26.
— Dekan Dr. 2. 4. 5. 10. 13. 17. 26. 27. 64. 70. 89. 96. 98. 117. 122. 134. 153. 175. 216.
— Louise (Mutter) † 160.
— Louise (Tochter) 43.
— Gottlob 178 f.
Baldensperger 205 f. 229 f. 270.
Bamberg 18.
Barde 186.
Bardili, Dekan 9.
Barmen 182.
Barth, Dr. 81. 120. 134. 139. 144. 149 ff. 155. 180. 214. 224. 245 f. 268. 269. 309 f.
— Kaufmann 168.
St. Bartolomäus Station 315.
Basel, von Truppen besetzt 46.
— Kampf am 4. August 1830 128.
— Trennung von Stadt und Land 119 ff. 125.
Basler Mission 57 ff. 216.
— Bewilligungsgesuch 60.
— Missionskollegium 61.
Baumann 201.
Beck, Alexander 40.
— Prof. Dr. 153. 156.
Beirut 190. 311.
Belgien 113.
Bender 292.
Bengel 55. 281 f.
Berber 315.
Beringer 6. 13. 16. 17.
Berkheim, Baron v. 55.
Berlin 15.
Bern 15. 197. 286 ff.
Bernoulli, Pfarrer 126.
— Präsident 155.
Bettingen 249.
Betulius 177. 190.

Beuggen 68 ff. 73. 78. 80. 182. 207. 210. 230 f. 257. 277.
— Ankauf von 80.
— Hilfsverein für 79.
— I. Jahresfest in 74. 231.
— Kaufladen in 78.
— Komitee 71.
— Kommission zur Versorgung von Kindern 79.
— I. Visitation 125.
— Wirtschaft in 78.
Bezetha 206.
Beggenrieth 257.
Bibelgesellschaft, badische 323.
— Basler 24. 44. 130. 182.
— Brit. und Ausl. 21.
— in Regensburg 31.
— württembergische 323.
Bibelkomitee, franz. 67.
Bindschädler, Trinette 251.
Bischoff-Respinger 250.
Blessing 315.
Blücher 44. 45. 50.
Blumhardt, Inspektor 17. 21. 22. 24. 26. 42. 43. 59. 60. 62. 63. 64. 89. 147. 148 ff. 345.
— Witwe 157.
— Pfarrer in Möttlingen und Boll 108. 153. 155. 195.
Bomhardt, Pfarrer 114.
Bonekemper 296.
Bonn 224.
Boos 30.
Braun, Waisenprediger 124.
Bremen 15.
Bremer Missions-Gesellschaft 297.
Brenner, Kandidat Karl 124.
— Hans 18. 24.
— Wilhelm 19.
Breslau 15.
Brüderhaus, deutsch-evang. in Jerusalem 172. 189. 191 f. 202. 205. 219. 221. 223. 227 f. 229. 239 f. 256 f. 263. 275. 291. 312. 315. 331.
Brunnenleitung 297.
Buchdruckerei 298. 321.
Buchhandlung 178 f. 314. 328.
Buck 233. 235 f.
Bürg 42.
Bürgerkrieg in Amerika 322.
Bürgerrechtssache 41. 65.
Bund, heiliger 51.
Bundesrat 288. 289.
Bunsen, Geheimrat v. 106.
Burckhardt-His, Dr. 251.
Burckhardt-Imhof 83.
Burckhardt, Pfarrer zu St. Peter 18. 19.
— E., (vertriebener Pfarrer) 126. 262.
— Antistes 181.
— -Vischer, Frau 197.
— -Werthemann 249.
Burg, Veit 30.
Buser, Pfarrer 290.

Calw 2. 42.
Cameron 322.
Cannstadt 1. 2. 139.
Centralafrika 317.
Centrum 18. 21. 32. 51.
Charakteristik, Spittlers 337 ff.
Chartum 315.
Chaux-de-fonds 205.
Cholera 124.
Chrischona 158. 187 f. 210. 241. 249. 255. 257. 258 ff. 271 f. 276 f. 278. 281. 303. 313. 321. 324. 342.
— als Katecheten (Diakonen)-Anstalt für Amerika-Auswanderer 166 f. 276.
— Urgeschichte der 158.
— als Vorschule für die Basler Mission 167.
Chrischonablatt 256.
Chrischonagut 188. 270. 297. 302. 304 f. 320.
Christ, Ratsherr A. 133. 163. 215. 258. 262. 269. 287 f. 334.
— Stadtratspräsident 167.
Christaller 300.
Christenbund, interkonfessioneller 274.
Christentumsgesellschaft 13. 15. 25. 58. 65. 85. 97. 147. 184. 214. 217 f. 257. 281. 323. 346.
Christian, Diakonus 153.
Chur 15.
Collin 230.
Corfu 190.
Cuxhafen 18.

Damaskus 310.
d'Annoni, Pfarrer 14.
Daubenschmid, Fr. 319.
Daur, Vorsteher in Kornthal 243.
Davos 41.
Deggeler, Pfarrer 296.
Demmin 15.
De morte Christi expiatoria 99.
Denkendorf 4.
Denner, Pfarrer 115 ff.
Deputatenamtsbeschluß betreffs Chrischona 160 f.

Derendingen 26.
Deutsche Christentumsgesellschaft, s. Christt.-Ges.
De Valenti 102 ff. 113. 127. 130. 247 f.
De Wette, Prof. Dr. 84. 93. 94 ff. 97. 104. 106. 153 f.
— Frau Prof. 334.
— Anklagepunkte gegen 96.
— Schreiben Spittlers an 99.
— Witwe 101.
Diakone 276. 278.
Diakonen-Anstalt 258.
Diakonissen-Anstalt in Riehen 178. 250 ff. 301.
Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth 178. 250.
Diakonissen-Anstalt in Stuttgart 221.
Diakonissenwesen, Vortrag über 250.
Dieterli 118.
Dinglingen 232.
Dirlewang 39.
Dobenek, Freifrau Magdalena v. 186 f.
Döffingen 224.
Dömnitz 15.
Döpken 196.
Dörflingen 296.
Dohna, Feldmarschall 288.
Doffenbach 208.
Dreger 280. 281.
Dresden 15.
Druſen 185.
Düſſeldorf 15. 57.
Düſſelthal 104. 182.
Duisberg 315.
Dunker 228. 308.

Eckhard, Pfarrer 319.
Eglin 197.
Eglinger, Jungfrau 65.
Egypten 301. 315.
Einladung zur Gründung von Elfervereinen 201.
Einladung zu Gunsten der Traktatgesellschaft 44.
Einladung zu Geldbeiträgen in der Basler Revolution 123.
Eipperle 315.
Eitel 202.
Elberfeld 15. 229. 314.
Elfervereine 181 f. 188 f. 191 f. 201 f. 265.
Engelmann 177.
Englische Schule 290.
Englisch kirchl. Miss. Gesell. 297.
Entstehungsgeschichte der evang. Miss. Ges. 11. 13.
Epple, Schreinermeister 161.
Eppler, Pfarrer 170.
Erlangen 247.
Erzbischof von Freiburg 258.
Eschatologische Fragen 280 ff.
Eßlingen 12.
Evangelisten-Anstalt in Bern 106.
Exulant 298.
Exulantenanstalt 297.

Fälkli 34. 57. 63. 79. 81. 83. 133 138. 174. 179. 184. 188. 196. 214. 250. 300. 324. 328 f. 336. 344.
Fälkli als Zunfthaus für die christl. Gesellschaft 183.
Fäsch, Witwe 74.
Falk, Joh. 115 f.
Fatme, Pauline 254. 295. 324.
Faulhaber, Stadtpfarrer 153.
Federhaf 42.
Fellbach 245. 319.
Feneberg 30.
Ferdinand II. 1.
Feuerbach 130.
— Paul A. von 186.
Finanznöten in Kornthal 243.
Fingado 231.
Finsler, Dr. 119.
Flad 276 f. 292. 314. 316. 324.
Flatt, Prof. 23.
Flensburg 15.
Fliedner 178. 248. 250.
Foudan 115.
Forcart-Respinger 83.
Forster 164. 170.
Frankfurt a./M. 15.
Frankreich 66. 113. 206.
Franz, Kaiser 50.
Frei, Bruder 325.
Freiburg i./B. 187. 272 f.
Freiburg i./Schweiz 273.
Freicorps 173. 253. 264.
Freiheitsbaum 126.
Freischaren in Baden 207 ff. 230 f.
Freiwill. Armenschullehreranstalt 77.
Freiwillige Zwangsarbeitsanstalt 278. 301.
Freudenstadt 215.
Friedrich Wilhelm IV. 50. 102. 189. 203. 283 ff. 295. 300.
Friedrichshafen 237. 243. 329.
Frutiger 313.

Gall, Dr. 31.
Gallaland 295. 325.
Gallaneger 324.

Gallamission 317.
Gallastation 316.
St. Gallen 15. 88. 237.
Ganz, Jakob 56.
Gaupp 9.
Gebetstunden 265.
Gefangene (in Neuenburg) 283 ff. 290.
„ (in Abessinien) 317. 324.
St. Georgen 205.
Gera 18.
Geradstetten 16.
Geß, Pfarrer 224.
Geßner, Antistes 75. 84. 119. 121. 124.
Gnadau 18.
Gneisenau 45.
Gobat, Bischof 114. 146. 153. 185. 189. 191. 193. 204. 213. 223. 229. 239. 255. 263. 275 ff. 291 f. 294 f. 301. 308. 311. 313 f. 316. 323. 331.
Gobat'sche Knabenschule 229.
Götz, Abel 18. 23. 33.
— Susanna 35. 38. 41.
— Witwe 35. 42.
Goldberg, Peter 85.
Goldküste 195. 213.
Gollonai, General von 170.
Gondar 301.
Gordon, General 112.
Gosen 314.
Goßner 30. 31. 39. 41. 57. 281.
Gotthard 190.
Gräber, Pastor 182.
Graue Mann 106.
Greifswalde 180.
Grellet 164.
Grenzach 235.
Griechenanstalt 90 ff. 94.
Grill 236.
Groß, Pfarrer 42.
Großaspach 224.
Großherzog v. Baden 73.
Grüneisen 245.
Grützmann 234. 236.
Gulnassar, Josef 170.
Gundelbingen 247.
Gurney 170.
Haag, Pfarrer 130.
Haage, Frau 250.
Haas, Pfarrer 169. 213.
Hacub, s. Natscharoff.
Häring 192. 219.
Härten 30.
Hagenbach 94.
Hahn, Dr. 109. 144. 186.
Halbbatzenkollekte 270.
Halberstadt 15.
Halbkreuzerkollekte 342.
Haller 114.
— Pastor in Reval 172.
Hamburg 18.
Hamelstown 201.
Handel, Pfarrer 22. 23. 43. 89.
Handelsverein 291.
Handlungshaus in Jerusalem 313.
Handwerksburschen 79. 188. 329.
Harnisch, Dr. 182.
Hartmann, Israel 182.
Haselmeier 2.
Hauenstein 190. 290.
Hausmann 315.
Hautes Alpes 66.
Heber 223.
Hecker 207 f.
Hedinger (N. T.) 321.
Heidenbote, evang. 346.
Heilbronn 54.
Heiligenverehrung 30.
Heim, Pfarrer 168.
Held 177.
Hengstenberg, Prof. 282.
Henriette, Herzogin v. Würtemb. 170.
Hermes, Kirchenrat 26.
Herrnhut 45.
Herwegh 208.
Herwig, Dekan 85. 93.
Herzog, Dr. 18. 22. 32. 36.
— Prof. 195.
Heslach 22.
Heß, Antistes 42. 75. 93.
Hessen 229.
Heuser-Schweizer, Meta 93.
Hilferuf, Spittlers in d. Revolutionszeit 47.
Hiller 282.
Hirtenbrief 121. 122.
His-Vischer, Frau 198.
Hitzig 235.
Hochstetter, Vikar 256.
Hofacker, Helfer 153.
Hoffmann, Vorsteher 153. 199.
Hoffmann, W., Inspektor, Ephorus, Gen.-Sup. 155 ff. 168. 183. 188. 206. 214 f. 216. 225. 239. 246. 283 ff. 289. 295. 296. 297.
— Christoph 224. 272. 277.
Hofwyl 67.
Holzhauer 327.
Holzmann 94.
Huber, Pfarrer zu St. Elisabeth 18. 24. 30. 75.

Huber, kath. Pfarrer 30.
Hügel, Oberst Freiherr v. 187.
Hügelgesichte 81 f.
Hülben 49.
Hüningen 46 f. 49 ff.
Hunziker 48.

Ibrahim Pascha 145.
Indien 214. 225.
Innere Mission 259. 261. 262. 274. 276.
Inspektionsreise 222. 238.
Instruktion für Abessinien 292.
Inzlingen 130. 325.
Iselin z. Tiger 19.
Iselin-Burckhardt 249.
Iselin-Weiß 34.
Isenberg 213. 256 f. 263.
v. Jacobi, Generalarzt 40.
Jäger, 314. 328. 332. 342.
Jänike 34. 44. 266. 281.
Jaffa, 191. 310.
Jaquet, Pfarrer 334.
Jerusalem 144. 185. 189 ff. 202. 205. 220. 227. 229. 248. 257. 263. 291. 301. 310 f. 314 f. 332. 336.
Jerusalemskutsche 211.
Jesuiten 258.
Jesuitenkollegium 258.
Johann, Erzherzog 50 f.
Josenhans, Vater 153. 155.
— Helfer, Inspektor 190 f. 205. 212. 214 f. 216 ff. 224 ff. 241. 255 f. 258. 262. 265. 295 f.
Judenanstalt 84 f.
Judenschule 83.
Judenverein in Basel 85.
Jünglingsverein, Basler 113 f.
Jung, Dr. 106.
Jung Stilling 25. 41. 50 ff. 55. 86.
Junker 235.

Kämmerli 37. 39.
Kairo 143. 144. 145. 213. 315 f. 324.
Kaiserswerth 251.
Kapff, Pfarrer, Dekan, Prälat 153. 155 f. 183. 200. 238. 241. 245. 276. 297. 298. 311.
— Pfarrer in Wilhelmsdorf 233 f. 236 f. 245.
Kapuziner in Dornach 187.
Karlsruhe 195. 207.
Karmelmission 228 f.
Karsau 207.
Kassel 313.
Katecheten 201.
Katholische Geistliche 298.
Kellner 52 75.
Keßler 303. 343.
Kestner, Fräulein 254.
Kienzle 292.
Kinderasyl (Schoren) 301.
Kinderheilanstalt 197 f.
Kindsmagd 120.
Kirchheim u./T. 7. 89. 117.
Kirchhofer, Anistes 303. 318.
Kirchliche Missionsgesellschaft 213.
Kißling, T. 44. 184.
Klaiber, Prälat 97.
Kleinkinderschule 134. 249.
Kleinlützel 67.
Kleiß 235 f.
Klemm, Kand. 132.
Klingenthal 48.
Klösterli 257. 258. 267. 272. 300. 309. 328 336.
Knabenwaisenhaus in Jerusalem 311.
Knapp, Albert 175.
Knechteanstalt 237. 297.
Knopfmacherei 132 f. 188.
Knopfmaschine 132 f. 163.
Kober, Pfarrer 257.
— P. 314.
Köllner, Pfarrer W. 83.
— Karl 84. 114. 128. 132. 167 f. 211. 232. 253. 270. 291.
König von Würtemberg 302.
Königin von England 324 f.
Königsberg 15. 54.
Königsfeld 42. 195. 197. 201. 274.
Köthen 15.
Kolb 188.
Kollektenreise 228. 305.
Kolonien in Palästina 185. 223. 228f.
Kolonisation (Afrika) 301.
Konfirmationsbüchlein 330 f. 341.
Konscriptionsfrage 38 ff.
Konservative 285. 286. 288.
Konstanz 207.
Korbmacherei 164. 188.
Kornthal 153. 155 f. 199 f. 211. 224. 232. 243. 300 309.
Korrektionelle 278.
Korrespondenz 343.
Kotzebue 95.
Krafft, Prof. 93. 114. 195. 202.
Krain 1.
Krankenpflege 323.
Krapf, Dr. 213. 292. 300. 302. 309. 316. 324 f. 342.
Kraus, Pfarrer 71.

Krieg (Deutschlands m. Österreich) 323.
„ (Englands mit Abessinien) 316.
„ (Preußens mit der Schweiz) s. Preußen.
Kriegsnöten 45 ff. 48.
Krüdener, Frau v. 52 ff.
Küpfer 188.
Kugler 213.
Kullen, Joh. 49.
Kundschafterreise nach Palästina 186.
Kurland 297.
Kutsche, s. Jerusalemskutsche.

Lachenal, Prof. 54. 61. 181.
Lämmert, Pfarrer 277.
Laienmission 223.
Langenmaier 30.
La Roche, Rektor 71. 124. 177.
— Pfarrer 61. 178.
— -Heusler 249.
Lausanne 15.
Lavater 75.
— Louise 118.
Lazarettkranke 47.
Lechler, Repetent 224.
Ledderhose 272. 316. 330.
Legat 319.
Legrand 66. 71. 78. 115 132. 197. 198. 207. 209. 252. 253. 266. 270. 333.
Leihbibliothek 178.
Leipzig 18.
„ Schlacht bei 46.
Lemp, Sekretär der D. Chr. G. 15.
Lempp, Oberamtmann 8.
Leo 44.
Leonberg 2. 36.
Leonhardskirche 333.
Leopoldshöhe 208.
Lepp 291 f.
Letten 297.
Leube, Stadtpfarrer 237 f. 241 ff. 254. 276.
Leuschner 277. 303.
Libanon 185. 310. 312.
Lichtenstern 131. 224.
Lichtenthal 309.
Lindau 182. 237.
Lindenhof 236.
Linder, Pfarrer u. Oberstthelfer 84. 92. 126 f. 129. 239 f.
Linder-Passavant 157.
— (auf dem Blömlein) 177.
Lindl 56.
Löchgau 1.
Lörrach 130. 235. 245. 266.
Löwenthal 292. 313.
London 15. 18.
Londoner Miss. Ges. 21.
Lotterie 211 f.
Louise, Königin v. Preußen 52.
Ludwigsburg 42.
Luft, Dr. 236.
Lugano 190.
Luther, Pfarrer 183.
Luzern 190. 237.
Lydda 230.
Lyon 296.

Mägdeherberge 299. 301.
Magdala 317. 324.
Magdeburg 15. 18.
Maienbühl 278 f. 298. 301 f. 310. 336.
Maienrock, Pfarrer 14.
Maier, Pfarrer 1.
— Miss. in Abessinien 292.
— Sekretär der D. Chr. Ges. 15.
Mailand 190.
Malta 145. 185. 189.
Maltheserkirche in St. Petersburg 57.
Markus, s. Pflegsohn.
St. Markus Station 315.
Marseille 306.
Martin in Königsfeld 181.
St. Martinskirche, Abendstunden 104. 126.
St. Martinskirche, Betstunde 122.
Massowa 301.
Matammah 315. 324.
St. Matthäus Station 315.
Maulbronn 4.
Mayer in Kornthal 334.
— Pfarrer in Lyon 287. 296.
Merian, Missionskassier 61.
— in Freiburg und Lörrach 136 f.
— -Burckhardt, J. 252.
— -Bischoff 254.
— Samuel Merian 254.
Merz Dr. 117.
Metzger, Sekretär der D. Chr. G. 15.
Metzler 233.
v. Meyer, Friedrich 144. 186.
Mez, Christian Adam 272.
— Karl 272 ff.
Minden 15.
Missionsanstalt in Basel 63. 252.
Missionsarzt 295.
Missionsgesellschaft in Basel 57 ff. 182. 212. 216. 253. 258 ff. 270. 271. 346.
Missionsgesellschaft in Elberfeld 59.

Missionshandlungsverein 291.
Missionshaus, neues 309.
Missionsherberge (Inzlingen) 325
Missionsindustriekasse 271.
Missionsinstitut in Basel 60. 64 f. 215.
" in Würtemberg 215.
Missionskollegium 61.
Missionskomitte 215. 224. 257. 258. 270. 295.
Missionsverein, badischer 342.
Miville, Rektor 24. 35. 37. 43.
— Pfarrer 198.
Möhl 315.
Möhrle, Pfarrer 91.
Möttlingen 42. 120. 195.
" Spittlers Stiftung in 120.
Mohr, Josef 161 ff.
Moll 319.
„Morgenland" 146.
Mück 325.
Mühleisen 213.
Mühlhäuser 114.
Müller, Adam, v. Maisprach 51.
— Sam. 202. 205 f. 229 f. 240.
München 137. 139. 309.
Münsingen 224.

Napier, General 324.
Napoleon 38. 43. 44. 50. 289.
Natscharoff, Hacub 170 f.
Naumann 183. 196 f.
Neubau auf Chrischona 322.
Neuenburg 283 ff. 289 f.
Neuburg 1.
Neues Testament von Hebinger 321.
Neuwied 308.
Nicolaison 229.
v. Niebuhr 86.
Niederuzwil 183.
Niehans, Dr. 107.
Nil 315.
Nollingen 209.
Nordamerika 263.
Nürnberg 15. 18.
Nürtingen 43.

Oberboihingen 279.
Oberkirchenrat in Berlin 278.
Oberlin, Pfarrer 66.
— Henri 66 f.
Oberstenfeld 4 f.
Ochs, Staatsrat 60. 83. 89. 266.
— Jungfrau 65.
Odessa 55. 57. 296.
Österreich 113 f.
Ötinger 55.
Oynhausen, Frau v. 72.
Ordination 235. 245. 266.
Orgel im Spahlenhof 74. 167.
Orientreise, Schuberts 141 ff. 145. 185.
Osiander 139.
Osnabrück 15. 182.
Ostertag, Dr. 11. 13. 17. 60. 151. 156. 168. 172. 214. 246 f. 287 f. 345.
Owen, Sekretär der Brit. u. Ausl. Bibelgesellschaft 72.
— in Würtemberg 175.

Palästina 172. 185 ff. 222 f. 228 f. 238. 246. 277.
Palästinaverein 144. 168. 185.
Palmer 169. 172. 189 f. 193. 202. 204. 220. 223. 229. 240.
Panorama von Chrischona 168.
Paris 207.
Partikulargesellschaften 15. 147.
Pasewalk 15.
Passavant 14.
Patagonische Mission 277.
St. Paulus Station 315.
Penkum 15.
Pestalozzi 131.
Peter, Pfarrer 262.
St. Petersburg 57.
St. Petrus Station 315.
Pfingstweide 232 ff. 235. 237. 240 ff. 248. 257. 265. 275 f. 303. 310. 319. 336.
Pflegesohn, Spittlers 138. 277. 302. 304. 311.
Pflegetochter, Spittlers 138. 161. 174. 251. 300. 328. 330 f. 332. 333. 337.
Pleidere'rsche Institut 254.
Philadelphia 296.
Philipp 164.
Phrenologie 31.
Pichler 15.
Pilgerfeld 297 f.
Pilgerhof in Riehen 134. 182.
Pilgerhütte 278 f.
Pilgermission 105. 109 ff. 113. 130. 197. 257. 272. 313. 319. 322. 336.
Pilgermission, Zweck der 165.
Pilgermissionsanstalt 173.
Pilgermissionskomitee 272. 275. 336. 314.
Pilgermissionsschule, DeValentis 105. 106.
Pinkerton 72. 170.
Politisches Urteil Sp.'s 283.

Prätorius 57. 60.
Preiswerk, Abraham 18. 28.
— Pfarrer und Antistes 126. 146.
Prenzlau 15.
Prestele 114.
Preußen 283 ff. 323.
„ Krieg mit der Schweiz 283 ff. 290.
Preußische Truppen in Baden 231.
Propst, Pfarrer 67.
Proselyten 204.

Quebec 10. 11.

Ranke 80.
Rappard, Vater 316.
Rau, Karoline 198.
Rauhe Haus 313.
Raumer 45. 80. 247.
Ravensburg 15.
Reber, Schullehrer 189.
Rechnungsablage 342.
Recke, Graf von der 103. 182.
Refugium 31. 297 f. 301.
Reihlen 244.
Reiseprediger 110. 111.
„Religiöse Judenkorrespondenz an christliche Judenfreunde" 84.
Religiöse Traktatgesellschaft 21.
Remppis 224.
Renz, Karl 83.
Reparatur der Chrischonakirche 162.
Rettungsanstalt in Sitzenkirch 85.
Revolution in Baden 230.
„ in Neuenburg 283 ff.
Rheinfelden 271.
Rhenius 223.
Rieger, Hofkaplan 16.
Riehen 41. 105. 139. 250 f. 257. 328.
Riggenbach, Prof. (Vortrag) 14. 23.
— Architekt 168.
Rigi 237.
Riis, Missionar 195.
Rink, Pfarrer 235.
Röthelen 230.
Rohrbach 296.
Roos 55. 281 f.
Rosengarten 157.
Rosenthal 322.
Rostock 15.
Rotterdam 15. 183.
Rufo 324.
Rundschreiben an die Freunde der P. M. 201. 320 f. 327. 337.
Rußland 297.
Ryhiner 78. 210. 232. 253. 308 f.

Säckingen 207. 271.
Sager 235 f.
Sailer 30.
Salzburg 298.
Sammlung für eine Waldenserfamilie 128.
Sammlung für geraubte Kinder 128.
„ für notleidende Landsleute in Würtemberg 244.
„Sammlung des Volkes Gottes" 244. 277.
„Sammlungen für Liebhaber christl. Wahrheit und Gottseligkeit" 25. 58 f. 104. 127. 134. 179 f. 181. 184. 189. 201 f. 205. 218. 265. 281. 317. 321. 344.
Sand, Karl 95.
Sandreczki, Dr. 315.
Sanitätsverein, würtemb. 323.
Sarasin, Pfarrer 126. 144. 156. 168. 178. 215. 221.
Sarasin-Heusler 71. 178.
Sartis Hambarzumoff 171.
Savoy-Kirche 16. 18.
Schäuffelin, Joh. 18. 28.
Schaffhausen 15. 17. 303.
Schamachi 171.
Schauffler, Vikar 153.
Schick, Konrad 164. 172. 190 f. 193. 204. 229. 240.
Schlager 224.
Schlatter, Anna 88. 97.
— Gottlieb 164. 168.
— Jakob 88.
Schlienz 185. 191. 201. 210. 263 f. 277.
Schlößchen in Inzlingen 325 f.
Schmid (Katholik) 30.
— Prof. in Tübingen 246.
— Schulvorsteher 251 f.
Schmidt, Kand. 15.
Schmieder 85.
Schmutziger 277.
F. Schneider'sche Druckerei 34.
Schnell, Eman. 37.
Schneller 201. 210. 277. 292. 311 ff.
— Inspektor 313.
Schnorr, Prof. 114.
Schoa 213. 317.
Schönburg-Waldenburg, Fürst Otto von 166.
Schöner, Pfarrer 184.
Schoonhofen 183.
Schoren 299.
Schorndorf 3. 10. 16. 195.
Schreiben der Missions-Komites an Spittler 258 ff. 268 f.

Schreiben Spittlers an die Missions-Komitee 262 ff.
Schubert, Dr. G. H. 86. 114. 139. 141. 144 f. 185. 192. 309.
Schulz, Konsul Dr. 191.
Schuscha 109. 169. 170.
Schwarzenberg, Fürst 44.
Schwenningen 224.
Schwindelanfall 240. 249.
Schwörstadt 208.
Seidenbau 230.
Sette, s. Pflegetochter.
Sevennen 66.
Sidon 311.
Sierra Leone 297.
Siloahschule 202 f.
Sitzenkirch 85.
Smyrna 190.
Socin-Heusler, B. 124. 132. 266.
Sommeraufenthalt, Spittlers in Riehen 139. 257.
Sonntagsblatt 75 ff.
Spero (Pseudonym) 30.
Spital, Basler 250.
C. F. Spittler, s. Inhaltsverzeichnis.
C. F. Spittler, im Rahmen seiner Z. 14.
Vorfahren.
Martin Spittler 1. 2.
Johannes Spittler 1. 2.
Jakob Spittler 1. 2.
Johann Spittler 2.
Johann Friedrich Spittler 2.
Stiftsverwalter und Expeditionsrat Spittler 2.
Susanna Regina Spittler geb. Mohl 2.
Eltern.
Jeremias Friedrich Spittler 1. 2. 6. 9.
Sybille Spittler, geb. Maier 1. 6. 8. 9. 12. 27.
Brüder.
Fritz Spittler 2. 3. 4. 5.
Schwestern.
Friederike Spittler 2. 7.
Louise Spittler 2. 4 f. 7. 12 f. 27.
Johanna Wilhelmine Spittler 2. 7. 12. 25.
Gattin.
Susanne Spittler, geb. Götz 41. 138. 173 f.
Adoptivkinder 138, s. Pflegesohn u. Pflegetochter.
Spleiß 177.
v. Sprecher, Landammann 41.
Stackelberg, Baron v. 65.
„Stadtpflege" 252.
Stäfa 237.
Stähelin, Benedikt (Vater) 177.
— -Christ 71.
— Pfarrer in Riehen 251.
— Pfarrer E. 318.
— Rudolf 94.
Staib, Prof. 224.
Staudt 156. 163. 167. 200. 253.
Stein, Pfarrer 96. 97.
— Kloster am Rhein 187.
Steinbach 9.
Steinbeck 310.
Steinkopf, Dr. 6. 13. 15 ff. 62. 72. 74. 86. 113. 148. 194. 212. 247. 308.
Steinmann, Vater 88.
Stendal 15.
Stern, Direktor 134. 195.
— Judenmissionar 322.
Stetten im Remsthal 319.
Stettin 15.
Steudel 71. 224.
Stiftung 198.
Stilling, s. Jung Stilling.
Stolberg-Wernigerode 50.
Straßburg 15. 195. 251. 326.
„Straßenbau" 109. 110. 112 f.
Strauß, Dr. 205. 221.
Streckeisen, Dr. 197 f.
Strobel 233. 236.
Strümpfelbach 3. 4. 12.
Stückelberger, Dr. 31. 37. 249.
Studenten im Fällli 36.
Stuttgart 15. 18.
Subscription für Orgelankauf 74.
„ a. Christonapanorama 168.
„ für afrik. Kinder 254.
Sudan 315.
Südmahrattah 214.
Sulger, Andreas 44.
Sulza 103.
Susette Spittler, s. Pflegetochter.
Syra 190.
Syrien 310.
Syrische Christen 311.

Tabaksdose 72.
Taubstummenanstalt in Beuggen 131.
„ im Pilgerhof 211.
Taubstummenkommission 132.
Testament, Spittlers 335.
Tettnang 234. 236. 319.

Texas 235. 244. 245. 248. 257. 266. 277. 296. 322.
Texassynode 245.
Theodorus, König 213. 292. 316 f. 322 f. 325.
Theurer, Pfarrer 318.
Thiersch, Prof. 14. 296.
— Frau Prof. 189.
St. Thomas Station 315.
Thumm, Vorsteher 199. 236.
Thurneysen, Pfarrer 37. 75.
Thurneysen-Rhyiner 133.
Tigré 213.
Töchteranstalt in Kornthal 254.
Traktatgesellschaft 25. 44. 49.
Trebsdorf, Ernestine v. 102.
Tscherfa Daga 316.
Tübingen 2. 4. 5. 17. 22. 194.
Tüllingen 125.

Übelin, Pfarrer 83.
Übereinkunft zwischen Miss. Ges. und Chrischona 264.
Übereinkunft in Paris 290.
Uhrmacherei 202. 230.
Urlsperger, Dr. 13 f.

Valentiner 248. 257. 263. 315.
van der Smissen 184.
Van Eß, Leander 30 f.
Venedig 190.
Verein der Freunde Israels 85.
Verein zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen 91.
Verein zur Beförderung des Christentums unter den Juden 83.
Verein für christl. Krankenpflege 178.
Verein für Verbreitung christlicher Schriften 25.
Vereinshaus 334.
Verwandte, Spittlers 345.
Vicekönig von Egypten 316.
Völter, Ludwig 131. 224. 241.
— Vikar 238 f. 240. 241.
Vogesen 327.
Volksbote, christlicher 126.
Von Brunn, Pfarrer Nicolaus 37 f. 44. 61. 63. 75. 83. 124. 232.
— Pfarrer Jakob 132 f. 163. 168.
— Jukunde 107.
Voranstalt zum Missionshaus 188.
Vorsteher der Brüdersocietät 42.

Waisenhaus in Dinglingen 232.
" syrisches 311 ff.
Waldbach 67.
Waldshut 207.
Wanderbüchlein 79. 105.
Waterloo 51.
Weibezahn, Pastor 182.
Weilerstadt 42.
Weil im Schönbuch 277.
Weimar 115.
Weiß, Zögling 290.
Weißensee 182.
Wellington 44.
Welzheimer Wald 189.
Wenk, Pfarrer 61. 163.
Werner, Pfarrer 155. 180 f. 188. 210. 215. 218. 224. 238. 280ff. 317.
— Dr. 198.
Wernigerode 15.
Wick, Pfarrer 71. 75.
Wiedlisbach 186 f.
Wien 114.
Wilhelmsdorf 199 f. 232. 237. 243. 245.
Wimsheim 1 ff. 42.
Winnenden 155. 189. 191. 215.
Winterthur 15.
Wirz, Joh. 181.
Witwenhaus in Kornthal 200.
Witwen- und Waisenkasse 65.
Witzemann, Aaron 277.
Wolff, Dr. 191 f.
Würsching 184.
Würz, Pfarrer 208.
Wunschbuch 198.
Wyß, Pfarrer 67.

Zaremba 109 f. 169 ff. 197. 205.
Zeller, Inspektor C. H. 69 ff. 73. 79. 89. 131. 135. 177. 195. 209. 251. 257. 258. 308.
— Frau 209. 307 f.
— Nathan 277. 316.
— Reinhardt 178. 277.
— Samuel 277.
— Karl August 131.
— Hofrat 190.
— Pfarrer in Döffingen 224.
Zellweger, U. 319.
Zofingen 15.
Zürich 15. 42. 237.
Zyfen 84.

[illegible] in Basel.

[illegible] Zeit. Mit Vor-
460 S. 1876.
1,50. — Mk. 1,20.
r. 2. — Mk. 1,60.

[illegible] geeigneten Wirksamkeit für
vorliegendem 1. Band einen
d zugleich durch die einge-
Eindruck bekommen von den
Bedrängnis auf politischem
ten der Barmherzigkeit, die
en im Garten Gottes sind.

[illegible] und innern Lebens
[illegible] f Bildern und einer
[illegible] 2,50. — Mk. 2.

[illegible] r Susanna Louise Anjama
[illegible] t gewesen und nicht wenig
[illegible] wird uns von nahestehen-
[illegible] nen dargeboten, das gewiß
[illegible] ottes willkommen sein wird.
[illegible] e liebe Negertocher aus ihrer
[illegible] neue Heimat" (Basel) hin-
[illegible] geführt worden ist, und auf
[illegible] te an vielen seiner Glieder
[illegible] rt hat. Die Leser finden in
[illegible] ren nächsten Anverwandten.

[illegible] Oberlausitz 1884. Nr. 43.)

[illegible] Müller in Bristol.
[illegible] den Bildern der fünf
[illegible] ngearbeitete Ausgabe.
[illegible] r. 2. — Mk. 1,60.
[illegible] 3,50. — Mk. 2,80.

[illegible] welche von ihm in Bristol
[illegible] sind, ohne daß er je einen
[illegible] unt geworden. Das Leben
[illegible] Kraft des Glaubens- und
[illegible] kräftiger Hinweis an das
[illegible] te erhört und Wunder
[illegible] n tausenden von Exemplaren
[illegible] gegenwärtige dritte Auflage
[illegible] Die verbesserte Einteilung
[illegible] men Lektüre.

[illegible] Afrika. Ein Lebens-
[illegible] s Bild. 244. S.
[illegible] Fr. 3. — Mk. 2,40.

[illegible] ein Seitenstück zu dem
[illegible] de große Schotte setzte auch
[illegible] r Liebe aufzuopfern für
[illegible] Liebe und ließ sich durch
[illegible] Krapf, gleich Livingstone,
[illegible] licher Held, dessen Bei-
[illegible] ß. Wir wünschen dieser
[illegible] cher Krapf möglichst oft
[illegible] nn mit diesem „Stillen
[illegible] Leben nur bereichern.

[illegible] Lpziger Ztg. 1882. Nr. 152.)

yssinie et Évêque à
aduit librement de
. Avec 2 portraits
50 pages in 8°.
oile 6 frs. 50 cts.

eben und seine Arbeit,
und Briefen zusammen-
560 S. Mit Gobats
und 8 Holzschnitten.
. Fr. 7,50. — Mk. 6.

begrüßt werden. Kaum gibt
eizers aus diesem Jahrhundert
ischofstuhl zu Jerusalem. Die
ertvoll, handelt von der Kind-
und ist neben der bekannten
ilderung der Pionierarbeit in
jährige Wirksamkeit als Bischof
tungen, Privatbriefen an und
n alljährlich über seine Wirk-
igen Land noch keine einzige
od eine Reihe von Gemeinden
estanden, welche alle direkt und
n, so können wir uns denken,
hristl. Volksbote aus Basel.)

Jahrheit und Bekennt-
Ihres zusammengestellt.
12. Aufl. 366 S.
Fr. 4. — Mk. 3,20.
4,50. — Mk. 3,60.

an die Geburtstage seiner
ige Ereignisse seines Lebens,
und Preis? Ohne ein be-
Bedeutung der Tage ver-
wird, als es sein könnte
voll und schön ausgestattete
Fingerzeige in sinnig aus-
an bei einem von Dr. W.
artet, das Bekenntnis zu
n Geburtstagskinde, einem
en will, das bleibenden
al vorübergehend erfreut,
acht, desto lieber wird, das
, der wähle getrost dieses
Dank wissen wird.
(Theologischer Litteraturbericht 8. 2)

Tagebuchblätter. Mit
Ansichten. 390 S. 8.
Fr. 6. — Mk. 4,80.

zusammenhängender Briefe
jüngern Lehrer der christ-
der Theologie an der Uni-
jedes wahren Christen gerecht
t seine höchsten Offenbarungen
so mehr am Platz, als trotz
das Land der Bibel gerade den
zu wünschen wäre und als
das Leben in demselben von
sem Wachstum gern Fühlung
werden dürfte. Der Verfasser
gesehenes und Selbsterfahrenes
beigegeben, auf welcher die
(Leipziger Zeitung.)

Verlag von C. F. Spittler in Basel.

Ostertag, Dr. Albert. Ein Lebensbild. Herausgegeben auf Grund seiner Briefe und seines handschriftlichen Nachlasses. Mit Dr. Ostertags Bild in Stahlstich. 304 S.
br. Fr. 3. — Mk. 2,40. | fein. Lwd. Fr. 4,50. — Mk. 3,60.

Der selige Ostertag hatte die Gabe, durch seine Persönlichkeit auf diejenigen, mit denen er umging, in seltener Weise anregend, erhebend und tröstend zu wirken; er war eine durchaus edle, feinfühlende Natur und stellte alle seine reichen Gaben in den Dienst des HErrn. Sein Werden, sein Wirken, sein Leiden und seine Vollendung führt uns das vorliegende Buch, meist mit seinen eigenen Worten in köstlicher Weise vor. Seine Kindheit und seine ernste Studienzeit, seine Vikariatsjahre, seine Reisen durch Frankreich und später nach London, vor allem aber seine selbstlose, reichgesegnete Arbeit am Missionshause in Basel, seine glückliche Häuslichkeit — alles gibt uns das Bild eines zu hoher Vollendung gereiften Christenlebens und reizt uns zur Nachfolge. Ostertag ist vielen wohl schon aus seinen schönen Schriften, z. B. den „Wegen der Bibel" den „Bildern aus dem Reiche Gottes", dem „Missionsmagazin", den „Bibelblättern" u. a. m. bekannt; hier aber tritt uns seine Person so nahe, und es geht aus derselben eine solche Kraft Gottes aus, daß das Lesen dieses schönen Buches einem jeden zur Förderung seines eigenen Glaubenslebens gereichen wird.
(Bausteine 1876, Nr. 11).

Rohr, K., Pfarrer am Münster zu Bern. **Die letzte Dinge und das Jenseits.** Fünf Vorträge. 136 S.
broch. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Der Verfasser, welcher sich mit der biblischen Hoffnungslehre seit Jahren eingehend beschäftigt, bietet hier die Früchte seines Studiums dem denkenden Christen, welcher sich nicht mit einem Nebel unbestimmter Vorstellungen und allgemeiner Redensarten über das Jenseits zufrieden gibt, sondern das Bedürfnis fühlt, über seine Zukunft, wie die Zukunft überhaupt, zu möglichster Klarheit zu gelangen. Auf Subtilitäten und Lieblingsmeinungen einzelner Denominationen wird absichtlich nicht eingegangen. Der Verfasser befleißigt sich äußerster Nüchternheit, ihm ist es lediglich darum zu thun, die christliche Hoffnung in ihrer ernsten Größe, ja Majestät, in ihrer herrlichen Realität einfach, ohne phantastisches Beiwerk darzulegen. Möge das Schriftchen unter Gottes Segen da und dort in solcher Klarheit fördern und in unserer so überwiegend diesseits gerichteten Denkungsart etlichen Gemütern kräftig zurufen: Excelsior — himmelan geht unsere Bahn!

Siegfried, weil. Pfarrer zu Niederwyl, **Blätter aus der Mappe eines Heimgegangenen.** Schriftbetrachtungen. 192 S. 8.
br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | geb. Fr. 3. — Mk. 2,40.

Wenn es einen Stillen im Lande gab, von dem Segens- und Lebenskräfte ausgingen auf die Seinigen, seine Gemeinde und in weitere Kreise, so war es der vor sieben Jahren verstorbene Pfarrer Samuel Albrecht Siegfried von Niederwyl, geb. 1814. Ihm war die Gnade widerfahren, 34 Jahre lang in dieser aargauischen Gemeinde das Wort zu verkündigen; und nun, da er nicht mehr hienieden ist, hören wir seine Stimme in diesen 103 kurzen und bündigen Schriftbetrachtungen, aus denen uns Entschiedenheit des Glaubens sowohl, als ein Geist der Liebe und demütiger Hingabe an den HErrn entgegentreten.
(Christl. Volksbote aus Basel. 1886. Nr. 15.)

Stückelberger, Joh. Lasset uns aufsehen auf Jesum. 10 Predigten über das 12. Kapitel des Hebräerbriefes.
br. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Der Herausgeber dieser Predigten sagt von dem im Jahr 1878 aus reich gesegneter Wirksamkeit abgerufenen Verfasser derselben, daß er viele zu Christo gewiesen und in Predigt und seelsorgerlichem Umgang gefördert habe. Auch diese zehn Predigten sind ein Zeugnis dafür: in schlichter, warmer, praktischer Weise, anfassend und lebendig, mit rechtem Achten auf das „Wort", wird der Gemeinde der reiche Inhalt von Hebr. 12 gepredigt. Laufen auch in Form und Sprache manche Provinzialismen mit unter, die besser vermieden wären, so stimmen wir doch dem Herausgeber bei, daß diese Predigten nicht bloß der Gemeinde das Verewigten, sondern auch weiteren Kreisen eine willkommene Gabe sein werden. H.
Bibliographische Rundschau, Neubrandenburg 1886. Nr. 2.)